P.O.germ.

644 ht Holtei

Holtei's erzählende Schriften.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Charpie.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

Zum Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereines
für verwundete Krieger.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nicolo Paganini.

In den „Vierzig Jahren," zweite Auflage, 4. Band, pag. 205—8, ist von meinem Zusammentreffen mit ihm in Frankfurt a. M. und in Darmstadt die Rede. Ueber sein erstes Auftreten in Berlin, über meine persönliche Bekanntschaft mit ihm, über den Eindruck, welchen er als Künstler und Mensch auf mich hervorgebracht, hab' ich mich in jenem Buche des Breiteren nicht ausgelassen, weil mir ohnedies der Raum zu enge wurde. Es sind nun schon reichliche dreißig Jahre vergangen, seitdem dieser wundersam strahlende Irrstern Europa's Kunsthimmel durchzog. Diejenigen, die seines Spieles und ihrer Empfindungen dabei noch recht lebhaft bewußt sind, sterben bereits ab. Wie er im Glanze seines Ruhmes schon von den abenteuerlichsten Gerüchten umgeben war, so daß ich ihn mit Recht ansingen konnte:

„Du düstrer Mann in Märchen eingehüllt ꝛc."

ist er jetzt, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, fast selbst zur Fabel geworden. Er, von dem Ludwig Rellstab

schrieb: „Wer ihn nicht gehört hat, glaubt es nicht, sagen die Hinausgehenden. Ich hab' ihn gehört, aber ich glaub' es doch nicht!“ Wahrlich, man traute seinen Ohren nicht, während man ihn hörte. Wie sollen die Leute, die ihn nicht gehört haben, unsern dürftigen Schilderungen trauen? Sie müssen glauben, daß wir übertreiben; um so mehr, als jene Künsteleien, Schnurrpfeifereien und Hexereien, die bei ihm nur Auswüchse eines wilden Humors schienen, von seinen Nachahmern und Nachäffern als Hauptsache kultivirt, einem feiner organisirten Kunst-Freunde oder gar Kenner nur ungünstige Begriffe beibringen können. Ich habe keinen solchen „Schüler“ von ihm spielen hören, der mehr gegeben hätte, als seelenlose Kopie äußerlicher Bravour, in außerdem noch sehr zweifelhafter Ueberwindung gewisser Schwierigkeiten und Faxen. Wozu noch gerechnet werden muß, daß Paganini fast eben so bedeutend durch sein Compositions-Talent, wie unerreichbar als Geiger gewesen ist. Ole Bull hat einige Jahre, und mit Glück, versucht, ihn auf beiden Bahnen einzuholen. Aber mein Gott, wo blieb Der, bei all' seinen Verdiensten, im Vergleiche mit Meister Nicolo? Ich gedenke sehr deutlich der gespannten Erwartung, womit ich die Probe seines (Ole Bull's nämlich) ersten Concertes im Rigaischen Stadttheater besuchte. „Wie wird er sich zu Paganini verhalten?“

Er spielte den ersten Satz, und Kapellmeister Heinrich Dorn, neben mir stehend, flüsterte mir zu: „Noch

lebt Paganini!" Dabei sind wir auch nach dem vierten Concerte geblieben.

Nur Einer ist mir bekannt geworden, der, obwohl Nachfolger des italienischen Wundermannes, die eigene Selbstständigkeit zu bewahren wußte, jeglichen Firlefanz verschmähete und sich einen ihm eigenthümlichen Styl bildete, den er treu und kräftig ausbildete, ohne sich von Eitelkeiten verblenden zu lassen. Mir bleibt es merkwürdig, daß gerade dieser gediegene Künstler der Erste gewesen ist, der mir zehn Jahre bevor ich Paganini in Berlin hörte, in Breslau von ihm zu erzählen und ihn als ein Wunder der musikalischen Welt zu schildern wußte*). Dieser Mann war ein Pole und hieß Karl Lipinski. Der Pole verhielt sich zum Italiener wie eine gesunde Natur zu einer krankhaften. Und eben deshalb vielleicht wirkte der Letztere noch unwiderstehlicher. An Lipinski erfreute, labte, erhob man sich. Von Paganini wurde man gemartert, beängstiget, halb wahnsinnig gemacht, entzückt, beseliget, und ging endlich „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" heim.

Bei der ersten, durch Meyerbeer verbreiteten Kunde seiner nahe bevorstehenden Ankunft ging's von Mund zu Munde: „Wer ist Paganini? Wo kommt er her? Weiß Jemand von ihm?" Berlin ist skeptisch seinem

---

*) Ich bin so kühn gewesen, in dem Romane „die Vagabunden" den edlen Lipinski in seiner unbegrenzten Verehrung für Paganini handelnd einzuführen. H.

Wesen nach; auch herrschte damals noch ein classisch-musikalischer Rigorismus vor, der sich bekanntlich mit Rossini erst nach und nach durch die Interpretationen einer Henriette Sontag völlig befreundete.

„Rossini, Paganini, welscher Krimskrams! Was wird Rellstab in der Vossischen sagen? Und Zelter in der Singakademie?“

Auch daß vorher verbreitet wurde, „der dem Kerker Entwichene, der halb und halb begnadigte Mörder einer schönen Sängerin,“ und was derlei Albernheiten mehr waren, wolle doppelte Eintrittspreise nehmen, trug gerade nicht dazu bei, ihm günstigen Empfang zu sichern. Daß ein stadtberühmter Violinist, der eine eben so scharfe Zunge als einen kecken Bogen führte, von „Charlatanen“ redete, welche mit „Hanswurstiaden“ die Kunst entweihen, versteht sich von selbst.

Ich gehörte zu den Wenigen, die des räthselhaften Fremden sehnsüchtig harrten. Durch Lipinski, durch Meyerbeer auf ihn vorbereitet, war ich fest überzeugt, etwas Außerordentliches zu erleben. Und den einunddreißigjährigen Menschen von Phantasie macht solche Erwartung ungeduldig. Theils freuete ich mich auf ihn, theils fürchtete ich mich vor Enttäuschung Ich zählte Tage und Stunden bis zu seinem Auftritt. Wie ich in den Saal eingetreten bin, weiß ich selbst nicht mehr. Was ich empfand, nachdem ich hinausgegangen war, mag nachfolgendes Schreiben an Schall sagen, welches dieser in der Breslauer Zeitung abdrucken ließ:

Berlin, 5. März 1829.

„Gestern hat Paganini zum ersten Male vor einem nicht ganz vollen, doch gut besetzten Saale gespielt. Er wurde mit mäßigem Applause empfangen, und viele Gesichter verriethen nur zu deutlich Antipathie gegen den italienischen Virtuosen, den die hiesigen Heroen declamatorischen Gesanges im Voraus verachteten, weil er ein Landsmann ihres Feindes Rossini ist. Aber wie es denn geht, er nahm auch den Präoccupirten die Fassung weg, ehe sie selbst es merkten, und nach dem ersten Solo des ersten Maestoso, in einem von ihm selbst componirten Concerte, brach ein Lärm aus, gegen welchen aller Sontag-Applaus schwach zu nennen ist. Es war ein Jauchzen, wie ich es im Theater selten, im Saale nie gehört habe. Nun stieg die Theilnahme. Das Adagio seines Concertes ist so einfach, daß ein Schüler ohne Schwierigkeit es spielen könnte; Nichts als eine klagende Melodie, welcher dann ein unheimlich-düsteres Anschwellen des ganzen Orchesters folgt, über das die Sologeige sich erhebt. Niemals in meinem Leben hab' ich so weinen hören. Es war, als ob das zerrissene Herz dieses kranken Menschen sich umwendete und all' seinen Jammer ausschüttete. Ueber Pauken und Trompeten, die da wirbelten und schmetterten, drang immer wieder die klagend-schöne Melodie; als ob Jemand erst allein sein Unglück beklagte und dann, vom Geräusche der Welt unterbrochen, in offne Thränen ausbräche? Was sind alle Töne, die man jemals auf Geigen gehört, gegen die-

ses Adagio! Ich habe gar nicht gewußt, daß es solche Klänge in der Musik giebt. Er hat gesprochen, geweint, gesungen, und alle Virtuosität ist Nichts gegen dieses Adagio. Das Rondo war recht schön, machte aber wenig Eindruck auf mich, trotz aller Präcision in der Hexenmeisterei unmöglichster Griffe; das Adagio konnte dadurch nicht überboten werden. Aber als nun die Sonate kam mit Variationen über die preghiera aus Moses, und er die sanfte, fromme Weise erbeben ließ, faßte mich neue Wonne. Daß er hierzu nur die G-Saite brauche, vergaß man nach den ersten Strichen. Auch konnten es nur Diejenigen glauben, die nahe bei ihm standen; denn die Fernsitzenden hörten ja fortwährend Doppelgriffe. Was hilft es zu erfahren, daß diese auf akustischer Täuschung beruhen, — man hört sie doch einmal!

Bald fing das Publikum an mitzuspielen! Einzelne Seufzer und Athemzüge des Bogens (anders weiß ich's nicht zu benennen) wurden mit dumpfem Gemurmel von tausend Menschen begleitet, man vernahm sonst keine Regung. Als er endlich in Flötentönen die Melodie wiederbrachte, war es, wie wenn er ganz allein im Saale wäre, denn Jeder hielt den Athem an, aus Furcht, dem Geiger könne die Luft ausgehen. Wie nun aber der Schlußtriller anhub, da schlug der Jubel durch, und nun war's, als hätte man den früheren Beifall gar nicht gehört; er konnte sich mit diesem nicht messen. Die Damen legten sich über die Brüstungen der Galerieen heraus, um zu zeigen, wie sie applaudirten; Männer

stiegen auf Stühle, um ihn zu erblicken und ihm zuzuschreien. Ich hab' die Berliner noch nicht so gesehen. Und dies waren die Wirkungen einfach vorgetragener Melodie.

Daß er nel cor piu non mi sento mit Variationen gab, vom Orchester unbegleitet, und daß er da vierstimmige Sätze gespielt, das hab' ich zwar gestern gehört, aber ich weiß heute nicht mehr, ob es wahr ist? Ich weiß auch nicht mehr, was nachher geschehen ist, denn ich lief davon, weil ich's nicht länger aushielt. Ein Genius, dem man nicht folgen kann, weil die technische Einsicht in die Möglichkeit fehlt, muß den Menschen von Verstand und Herz endlich überwältigen, so daß auch die Phantasie nicht mehr nachhilft. Du weißt, ich ziere mich nicht, drum darf ich's aussprechen: kaum glaub' ich, daß ich ihn wieder hören werde? Der Totaleindruck, den er, sein Erscheinen mit eingerechnet, auf mich gemacht hat, ist kein wohlthuender. Es läßt sich ein dämonischer Einfluß ahnen; Goethe's Mephisto könnte so Violine spielen. Alle großen Geiger, die ich bisher gehört, sind Etwas, haben ihren Styl, man kann ihnen folgen, und der mächtige Spohr, der süße Polledro, der feurig-gediegene Lipinski, der elegante Lafond haben mir, Jeder in seiner Art, freudige Bewunderung erregt. Paganini ist nicht Er selbst; er ist Wollust, Wahnsinn, Lieblichkeit, Tändelei, Uebermuth, Hohn, glühender Schmerz, bald dieses, bald jenes. Die Töne sind ihm nur ein Mittel sich auszusprechen, und selbst die Rührung, die er bereitet, zerstört er im Augenblicke durch grelle unschöne Striche und

Risse, durch freche, unpassende Capriccio's. Er kratzt und schabt manchmal ganz unerwartet auf den Saiten, wie wenn er sich schämte, einem edlen oder weichen Gefühle so eben gehuldiget zu haben, doch im Momente, wo man sich unwillig abwenden möchte, hat er Deine Seele schon wieder mit einem goldenen Faden umschlungen und droht sie Dir aus dem Leibe zu ziehen. Seine Composition ist weder Zufall noch Absicht. Es ist die Folge eines zerstörten wüsten Lebens, in welchem eine große gewaltige hochbegabte Natur untergeht. Ganz ohne wissenschaftliche Bildung, entbehrt er die Worte, um Dichter zu sein wie ein Byron*). Die Töne sind seine Sprache. Aber nicht wie bei Gluck, Mozart, Haydn zu erhabenen, milden, versöhnenden Werken verbunden, sondern ohne eigentliche Objektivität, nur ihn selbst durchdringend — und zerstörend, wenn gleich ausgestattet mit einer überschwänglichen Fülle von Produktionskraft, mit unbeschreiblichem Reichthum an originellen, hinreißenden Ideen und Melodieen. Dennoch sind sie immer nur der Rahmen, worin er selbst erscheint, um sich auszurasen und dann erschöpft hinzusinken. Nach der ersten Piece brachte man ihm einen Pelz; er hüllte sich, blaß wie der Tod, hinein, wischte den Schweiß von der Stirn und sank erschöpft auf einen Sessel im Hintergrunde des Orchesters."

---

*) Diese Worte hab' ich an Schall gerichtet, noch ehe ich Raupach's ähnliche Aeußerung, welcher in einem vorhergegangenen (Theil I) Aufsatze Erwähnung geschieht, vernommen hatte. H.

Diesem ersten Briefe an Schall lasse ich jetzt bald den zweiten folgen, um hinterher noch einige Erinnerungen an Paganini's Persönlichkeit beizufügen.

Berlin, 14. März 29.

„Ich war eigentlich auf das zweite Concert noch gespannter als auf das erste. Ich hatte mittlerweile den fernhintreffenden Bogenführer Apollo persönlich kennen lernen. An Schönheit ist er freilich kein Apoll; denn dafür mag ein dürrer, finstrer, schwarzer Italiener nicht leicht gelten. Dennoch finden ihn viele Damen, und wie ich bemerkt zu haben glaube die interessantesten, interessant. Seine Züge sind sehr markirt, aber fein; sein Auge ist krank, aber tief; und wenn er die Huldigungen einer schönen Frau annimmt, glüht es Feuer und Geist. Seine Hände sind schlank, zart, vornehm. Sein Benehmen ist naiv, kindlich, oft kindisch. Er weiß wenig von der Welt; er mischt sich selten in's Gespräch; er lauscht staunend, wenn von Merkwürdigem geredet wird; er ist der bescheidenste, ungezierteste, liebenswürdigste Virtuose, den ich im Leben gesehen, gegen Jedermann freundlich; für jedes Lob, auch das flachste, erkenntlich; geduldig bei den albernsten Aeußerungen; aber niemals zuvorkommender gegen Einen als gegen den Andern. Ueber andere Componisten und Virtuosen spricht er gerade heraus, unbesorgt ob der Frager ihm vielleicht eine Falle stellen will? Ueber den herrlichen Lipinski äußerte er sich: „Das ist der Einzige von meinen Schülern, der mit genialer Selbstständigkeit Dankbarkeit und Freundschaft für mich verbindet; ich liebe ihn sehr!“ — Seine

eigenen Compositionen sind ihm sehr werth; wenn davon die Rede ist, wird er ganz aufgeregt und redet lauter und lebendiger als sonst. Die letzten Tage vor seinem zweiten Concerte war er besorgt, weil man ihm in der Probe die Glöckchen zum berühmten Rondo zerschlagen hatte*), und er nun fürchtete, es würden sich keine reingestimmten finden lassen. Doch glücklicherweise haben sie sich gefunden, und wir sind so glücklich gewesen, sie zu hören; und ihn, wie er sie nachahmt.

Der Anfang des zweiten Concerts war nicht so wunderbar wie am ersten Abend. Er war nicht so ganz Er Selbst. Dennoch machte er schon darin Dinge genug, die einigemale so überraschend auf die Versammlung wirkten, daß ihm als Beifall ein lautes Gelächter zum Lohne ward. Lacht man doch, wenn Einem recht viel Unglück hintereinander begegnet. So muß man lachen, wenn man bei Paganini geglaubt hat, er habe das Höchste geleistet, und nun durch ihn erfährt, daß es für ihn nur so lange ein Höchstes giebt, als es ihm nicht gefällt, auch das Unmögliche zu zeigen.

Das Adagio cantabile war schlicht und edel; weder ein so furchtbares flebile wie neulich, noch in so räthselhaftem Verhältniß der Soloparthie zum Orchester. Hermann meinte: er habe das auch nur so gespielt, wie andere große Geiger, etwa Rode, es gespielt haben könnten. Ich gebe das nicht zu. Es liegt in seinem Tone, sei er gleich quantitativ nicht so kräftig und stark wie der

---

*) Er behauptet, mit Absicht!

einer Spohrisch bezogenen Violine, etwas Eigenthümliches, daß ich mich ähnlicher Gefühle beim Klange irgend einer anderen Geige nicht erinnere.

Das Rondo mit dem Glöckchen ist wiederum Er und nur Er allein und kein Anderer. Aber nicht der düstere, einsam Klagende, sondern der übermüthige Humorist, der seines Herzens gute Seite einmal herauskehrt und heitere Empfindungen in den Scherz mischt. Wie nach dem Thema das Glöckchen dreimal anschlägt, und er diese drei Klänge mit dem Glockenton der Violine beantwortet, wäre an sich schon genug, einem sonst mittelmäßigen Spieler den Zulauf der Menge zu sichern. Bei ihm ist's nur eine Zugabe; ein Glas rothen moussirenden Champagners an einer Tafel voll starker ernster Weine. — Die Sonate militaire — doch erst muß ich sagen, daß die Variationen, womit er den Abend beschloß, sehr künstlich, brillant, wirksam, wer weiß was noch waren; — die Sonate militaire schloß sich wieder den Eindrücken des ersten Abends an und machte wo möglich einen tieferen. Er klagte auf seiner G-Saite, ja er heulte. Es war ein tiefer Gram, wie der eines gefangenen Kriegers, der seine Wunden mit Thränen wäscht, weil er nicht aus dem Kerker kann . . . und da trat mitten drin Mozart's köstliches „non più andrai" ein, als ob nun der Gefangene Trost gefunden hätte in der Erinnerung an Kampfeslust!! Ist's denn möglich, daß der ganz einfache Vortrag von etwa dreißig Takten, die längst alle Vögel auf dem Dache auswendig wissen, tausend Menschen so mit sich fortzureißen vermag? Ja,

wenn Paganini will, wird es möglich, denn er macht sogar möglich, daß die Berliner sich selbst vergessen; daß sie den Ungeheuren mit einem ungeheuren Beifallssturm entlassen und fünf Minuten nachher wie auf ein verabredetes Zeichen noch einmal zu toben anfangen, so lange forttobend, bis der erschöpfte Meister wieder in den Saal zurückgeholt wird und jene Verbeugungen wiederholt, die deshalb merkwürdig sind, weil ihr pantomimischer Ausdruck ein so vieldeutiger ist. Einige seiner Complimente scheinen zu sagen: „Mein Gott, wie komm' ich dazu? — Solche Nachsicht hab' ich ja nirgend gefunden?" — Denn er blickt demüthig-staunend umher. Dann aber spielt ein gewisses Lächeln um seinen Mund, mehr weh- als demüthig, und das scheint wieder zu sagen: „Ach Ihr guten Leute, wüßtet Ihr, wie mir zu Muthe ist?" — Und wie er sich dann zum Gehen rüstet, und die jauchzende Menge noch einmal überschaut, da blitzt aus den Augen: „Ich mache mir gar Nichts aus Euch und Eurem Gejubel, und der Teufel soll Alles holen!"

Er wird, wie er mir sagte, schwerlich nach Breslau kommen. Er soll nach London — dann in Bäder (ich weiß nicht welche), wo er Rettung sucht.

Ich bedaure Dich nicht, wenn Du ihn nicht hören solltest, und bedaure Niemanden, der ihn nicht gehört hat. Ich bedaure nur mich und Alle, die ihn einigemale hörten, um ihn nie wieder zu hören. Man darf, behaupte ich, kein Musiker vom Fache sein, um den ganzen Umfang seiner Eigenthümlichkeit poetisch aufzufassen und zu würdigen. Die Techniker äußern mir zu viel

Bewunderung und Verwunderung über die Doppelterzen, die chromatischen Triller, die Flageolets u. s. w., als daß sie dazu gelangten, ihm und seiner Kunst ihr ganzes Herz zu öffnen. Ich . . . hätt' ich ihn lieber nicht gehört; mir sind für alle Zukunft die besten Virtuosen verleidet. Wohl jedem Kunstfreunde, der Paganini nicht gehört hat! Aber die Erinnerung an ihn und seine Abende gäb' ich nicht hin für wer weiß was.

Und wenn ich das bedenke, muß ich freilich sagen: Wehe jedem Kunstfreunde, der ihn nicht gehört hat!"

Das Gedicht, dessen erste Zeile ich oben citirte (es steht in der 5. Ausgabe meiner hochdeutschen Gedichte pag. 113), war bald nach Paganini's erstem Concerte gedruckt, in vielen Exemplaren vertheilt und, von dem italienischen Sprachlehrer Herrn Valentini übersetzt, demjenigen überreicht worden, dem es galt. Auf diese Art wurde ich mit seinem Freunde und Reisemarschall Rebizzo bekannt, und dieser wiederum stellte mich dem maëstro vor, der, sonst manchmal menschenscheu und zurückhaltend, mir ein recht herzliches Entgegenkommen zeigte. Gar viel war nun allerdings nicht mit ihm zu sprechen. Er blieb trotz aller Freundlichkeit ziemlich wortkarg, und Rebizzo mußte „Conversation machen" helfen.

Meyerbeer veranstaltete dem wundersamen Gaste ein Mittagsmahl, zu welchem er mehrere seiner glühendsten Verehrer eingeladen hatte, und dessen heitere Lebendigkeit nur einigermaßen erkältet wurde durch Spontini's Gegenwart. Dieser Mann brachte, in welcher Gesellschaft

er sich einfinden mochte, immer die Atmosphäre übermäßiger, anspruchsvoller Eitelkeit mit sich, worin er athmen mußte, sollte ihm wohl sein. Auch genirten ihn Friedrich Förster und ich, die er als Anhänger Weber's kannte, und deren Verehrung für „Olympia" und „Alcidor" ihm (nicht mit Unrecht) problematisch blieb. Gegen Paganini legte er eine, zwar von hochmüthiger Herablassung nicht ganz freie, jedoch darum dennoch aufrichtige und warme Bewunderung an den Tag. Besonders ging er auf dessen Bedeutung als Componist ein. Ihm, dem krankhaft-eitlen Menschen, dem der lebendige Quell schaffender Phantasie längst ausgetrocknet war, und der sich förmlich quälen mußte, um nur ein paar Takte aufzubringen, mochte des genialen Landsmannes unerschöpfliche Produktionskraft beneidenswerth und schier unbegreiflich dünken, und da fragte er ihn unter Anderem: „Sagen Sie mir, mein Theurer, weshalb Sie nicht sparsamer sind? Mit den Melodieen und Ideen, von denen jedes einzelne Ihrer Concertstücke wimmelt, könnte man ja zwanzig füllen; weshalb verschwenden Sie so viele?" Paganini blickte ihn erst befremdet an, wie wenn er den Sinn der Frage gar nicht verstände. Dann sprach er plötzlich, indem er ein Glas Champagner zum Munde führte: „Mais, parceque j'en ai tant!" — Eine schärfer treffende Replik konnte dem armen Spontini nicht zu Theil werden. Er verblich förmlich, da er sie vernahm, und in diesem Augenblicke that er mir leid. Doch hinderte ihn das nicht, Paganini's Mitwirkung zu dem Concerte zu erbitten, welches er

alljährlich für den sogenannten „Spontinifonds" veranstaltete. In Wohlthätigkeits-Unternehmungen mit zu wirken, gehörte just nicht zu Freund Nicolo's Leidenschaften; indessen hier galt kein Weigern, und er sagte süß-sauer lächelnd zu.

Die pomphaft verbreiteten Anzeigen verkündeten: „Nic. Paganini werde auch Variationen über die preußische Volkshymne vortragen." Eine solche im Sinne des Wortes gab es gar nicht. Das „Preußenlied" war noch nicht vorhanden. Spontini's hochtrabender Gesang „Borussia" war durchaus nicht populär geworden und viel zu schwierig, um es je zu werden. Man behalf sich mit dem Englischen God save the king, auf dessen Weise der gute Müchler das redlich gemeinte, doch herzlich schlecht gereimte „Heil Dir im Siegerkranz" angepaßt. („Nicht Roß' noch Reisige sichern die steile Höh" klingt entsetzlich.) Man vergaß sich zu informiren, was der in deutschen Staatsverhältnissen kindlich naive Paganini unter „preußischer Volkshymne" verstehe? und man ließ die Sache ihren Gang gehen. Wie's nun zur Orchesterprobe kam, und den Musikern ihre Stimmen aufgelegt wurden, schlug Herr Concertmeister Möser ein lautes Gelächter auf und geigte . . . was? . . . die auch in Berlin wohlbekannte rührende Melodie des seligen Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiser" herunter. Allgemeiner Tumult! Spontini rasend! Meister Nicolo hatte diese Variationen für Wien gemacht und bona fide angenommen, dieses sei die allgemeine deutsche, folglich auch die Preußische

Volkshymne. Er betrachtete die Angelegenheit wie eine sehr leicht beizulegende, beruhigte Spontini mit der Versicherung: cela s'arrangera! ließ sich von Möser das God save the king auf ein Blättchen schreiben und versprach den Orchester-Mitgliedern, sie sollten ihre leicht zu executirenden Parthieen heute Abend ausgeschrieben vorfinden. Eine Probe sei weiter nicht von Nöthen. Darauf begab er sich, geleitet vom unzertrennlichen Rebizzo und von seinem Söhnchen Achill, welchen Ersterer „Impertinente!“ anzurufen pflegte, nach seiner Wohnung in der großen Friedrichsstraße. Dort suchte ich ihn, voll Erwartung, wie er sich aus der Affaire ziehen wolle, eine Stunde später heim. Ich fand ihn am Schreibtische, vor sich vier liniirte Notenblätter, auf die er die einzelnen Stimmen des accompagnirenden Quartettes gemächlich mit der rechten Hand niederschrieb, während die Finger der linken, auf einer Guitarre mit fünf Saiten bespannt (die sechste war gerissen), Melodie und Begleitung piccicato abwechselnd anschlugen. Er spielte — schrieb — plauderte mit mir — Alles zugleich. Die Guitarre hing an einem blauen Bande, welches gegen seine Flanelljacke komisch abstach, und ruhete ihm lose im Schooß, was ihn nicht hinderte, ihr helle, bestimmte Akkorde zu entlocken. Was er spielen, und wie er die ihm sehr zusagende Melodie Abend's variiren werde, das meinte er, könn' er noch nicht genau wissen .. „mais cela s 'arrangera!“ —

Das große Opernhaus war überfüllt. Und als die Schlußnummer an die Reihe kam, trat er hin wie

gewöhnlich, blitzte die Musiker an, setzte ein . . . und gewiß, noch niemals ist das prächtige brittische Volkslied in seelenvolleren Tönen zu den Herzen gedrungen als von seiner Geige. Was die Variationen betrifft, so übten sie zwar durch tausenderlei Kunstfertigkeiten ihre Wirkung, reichten aber doch keinesweges an die Macht der einfachen Melodie.

Il a le diable au corps! meinte Spontini. — Er kann was er will, sagte Meyerbeer. — Ich dachte mit Rellstab: Ich hab's gesehn, ich hab's gehört, aber ich glaub' es nicht.

Das Kinderspital in Prag.

An Gutzkow.

(Gräz, 1856.)

— — — Es fehlt nicht viel zu zehn Jahren, seitdem ich aus Hannover an Sie schrieb, Sie um ein Exemplar Ihres damals noch nicht im Buchhandel erschienenen „Uriel Acosta" zu bitten, damit ich dieses Stück mit Ihrer Erlaubniß und auf meine Weise öffentlich vortragen dürfe. Seitdem hat die Welt auf dem Kopfe gestanden; Uriel ist auch über die Bretter gegangen, welche ihm vor zehn Jahren verschlossen gewesen; Vieles, wonach man sich lange gesehnt, ist in's Leben getreten, man ist älter geworden; — ob klüger? Ich gewiß nicht.

Davon habe ich einen Beweis abgelegt, als ich im vergangenen Herbst, auf einem Ausfluge nach Prag, mich verleiten ließ, daselbst nach langer Pause wieder vor's Publikum zu treten und Shakespeare zu lesen. Daß es noch so gnädig abging, entschuldigt mich nicht. Aber je gütiger ich behandelt wurde, desto erkenntlicher muß ich sein; desto dankbarer für unzählige Beweise nachsichtsvoller Theilnahme, herzlichen Wohlwollens, an welchen, zwei Monate hindurch, jeglicher Tag reich war.

Ein kleines Theilchen dieses Dankes abzutragen, richte ich vorliegendes Schreiben an die Redaktion der „Unterhaltungen am häuslichen Herd," verhoffend, daß es auf diesem Wege auch in Prag die passendste Verbreitung finde!

Warum ich als Ueberschrift „Das Kinderspital" erwählte? Sie sind vielleicht der Meinung, ein „Alt-Männerspittel" wäre für den Absender dieses Briefs bezeichnender, und ich kann dagegen Nichts einwenden. Doch bleibe ich beim Kinderspital und denke das vor Abschluß meiner anspruchslosen Plauderei zu rechtfertigen.

Vor 33 — Jahren (schier wollt ich sagen: „Minuten," und habe doch heute noch keinen Tropfen getrunken, weder Steierschen, noch Grünberger; aber Minuten und Jahre kommen auf Eins heraus, sind sie einmal verronnen!) vor 33 Jahren hatte ich Prag zum erstenmale gesehen und in dieser Zwischenzeit jede Gelegenheit benutzt, die wundersame alte, für mich immer neue

Stadt, sei's auch nur als Durchreisender auf Stunden, wieder zu besuchen. Was Wunder, wenn ich wiederholter Aufforderung eines von hier dahin versetzten Gönners nicht länger widerstand, meinen Schreibtisch verließ und mit den Herbstvögeln aufbrach! Freilich hatte ich nach fünfjährigem Stubenhocken und Schriftstellern das Reisen fast verlernt, sodaß ich mir auf der Eisenbahn wie ein willenloses Frachtstück vorkam, nicht wie ein selbstständiger Mensch. Heute um 11 Uhr Vormittags verließ ich Steiermarks Hauptstadt, und morgen um dieselbe Zeit, nur vierundzwanzig Stunden später, suchte ich zu Prag im Hôtel de Saxe meinen Bratenrock aus dem Koffer, denn es war Wenzel-Tag, und alle Leute gingen geputzt durch die Gassen.

Ein Viertelstündchen nachher befand sich der graue Vagabund auf der Polizei, im Zimmer des Mannes, dem die „Vagabunden" gewidmet sind, und der sie, kraft seines Amtes, gebührend zu schützen weiß; weshalb er sie gern füttert und pflegt, auf daß sie nicht nöthig haben, dumme Streiche zu machen. Nächst ihm waren es vor allen die Redaktoren der Zeitschrift „Bohemia" und der unter dem Titel „Album" weitverbreiteten Romanbibliothek, die deren beider liebevoll-verhätschelter Mitarbeiter zu begrüßen Pflicht und Eile hatte. Freund Klutschek saß mit seinen Kindern vor einem Tisch Kolatschen und Wuchteln, — (o Himmel, wie priesen die Kleinen den heiligen Wenzel!) — und Kober's einziger Sohn sah auch nicht aus, wie wenn er dem Heiligen des Festtags wegen zürnte. Ich fühlte mich nun schon hei-

misch in Prag. Wo man drei wohlgesinnte Freunde hat, ist man zu Hause. Das Uebrige findet sich. Und damit es sich bei mir bald finde, und ich auch im Gasthofe wie zu Hause sei, übernahm ich die Verbindlichkeit, eine literarische Arbeit bis zu einem bestimmten Tage zu vollenden, wodurch ich Morgen für Morgen am Tintenfasse festgehalten war. Ein solches selbstauferlegtes Joch, mag es immer ein wenig drücken und zwängen, hat doch auch sein Gutes in fremder Stadt; man wird nicht so leicht abgespannt und müde durch zerstreuendes Nichtsthun, sondern vielmehr bei jedem Sonnenaufgang gleichsam gezwungen, sich wieder zu sammeln und in sich selbst zu gehen. Während ich über einem neuen Buche sann und schrieb, fand ich zu einem anderen, schon fertigen, den Verleger in Leipzig und erhielt zu gleicher Zeit die Freiexemplare der vierten Auflage meiner vermischten Reimereien; alles Dieses in Prag. Daneben trat ich allwöchentlich einmal vor's Publikum als Vorleser, war Abend für Abend in geselligen Kreisen, machte sogar verschiedene Ausflüge auf's Land in benachbarte Schlösser und zeigte mich, trotz nahebevorstehender Vollendung des siebenundfünfzigsten Lebensjahres und weißbärtiger Umsäumung des alten, furchenreichen Gesichts, noch leidlich wacker.

Wer aber auch sollte nicht noch einmal versuchen, sich aufzuraffen, das Scheinleben eines vereinsamten Büchermachers einzutauschen, sei es nur auf Wochen, gegen wirkliches Leben mit wirklichen Menschen, wenn diese ihm durch alle Abstufungen und irdische Stellungen so hold begegnen wie in Böhmens Hauptstadt? Der jugend-

liche Album-Vater Kober ließ sich's angelegen sein, mich dem Kreise der bei ihm häufig versammelten Schriftsteller und Journalisten näher zu bringen, wo Scherz und Ernst, Für und Wider in allen Rhythmen und durch alle Töne verhandelt wurden. Größere Abendzirkel verfehlten nicht, den vom Scheintode für kurze Frist Auferstandenen in ihre Wirbel zu ziehen, auch wohl schwindeln zu machen; was nicht ausbleiben kann, sobald die Gewohnheit mangelt. Desto erquickender wirkten dazwischen trauliche, stille Abende in altbefreundeten Familien, wo dem Gaste Alles bekannt ist, Eltern wie Kinder, Freuden wie Leiden, Wünsche wie Abneigungen, wo jedes Wort Erinnerungen weckt. Solche Abende gleichen Spaziergängen durch ein Heimatsdörflein; die Wandelnden streifen wohl auch an den Zaun des kleinen Friedhofes; — aber es ist Frühling, und Alles grünt und blüht, sogar auf dem Friedhofe. Auch im Hause eines Mannes, den ich vorvergangenen Sommer in Steiermark flüchtig vorübergehend kennen gelernt, wo er so gütig war, meine Bekanntschaft zu suchen, that sich mir unerwartet ein Asyl auf; noch eine friedliche Insel mehr im rauschenden Meere, welches man Gesellschaft nennt, und in welchem es, für einen ungeschickten Schiffer meiner Gattung, ohne Gefahr an Untiefen, Klippen, Sandbänken und Stürmen nicht abgeht.

Der berühmte Arzt und Operateur Dr. Pitha und dessen anmuthige Gemahlin erlaubten mir, wenn ich, vom Segeln durch wogende Wellen matt, mich nach des „Bächleins murmelndem Geschwätz" recht innig sehnte,

an ihrem kleinen Theetisch, nicht wie ein Fremder, nein, wie ein längst bekannter Genosse mich einzufinden. Schöne, geistig heitere Abendstunden, die manchmal tief in die Nacht reichten, bis ich mit Schrecken bedachte, daß der verehrte Mann jede Minute seinem ernsten Berufe, seiner Wissenschaft entzog, und dann beschämt, doch nicht minder beglückt, endlich aufbrach.

Damit im Prager Freudenkranze keine Blüthe mehr mangle, wollte sich's auch fügen, daß ich einem hohen Staats-Beamten mich nähern durfte, dem ich schon, als er noch in Gräz lebte und wirkte, die aufrichtigste Verehrung gezollt, und dem ich solche in redlich gemeinten Versen auszusprechen damals Gelegenheit gefunden, als bei seinem Abgange nach Prag die hiesigen Justizbehörden mich mit dem Auftrage beehrten, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

Ich fand ihn, wie ich mir ihn gedacht: freundlich, wahr, reich an Gemüth und Geist. Ehe ich ihm ein Bändchen meiner Gedichte (unter denen sich ja auch das ihm gewidmete befindet) übersandte, schrieb ich nachstehende Zeilen hinein:

Leuten von meinem Gelichter
Banget vor strengem Richter,
Tief in innerster Brust
Ihrer Schwächen bewußt.

Doch mit gläub'gem Vertrauen
Wagen sie aufzuschauen:

Gnade waltet ja mild,
Droben im Sternengefild.

Also auch irdischem Richter
Naht der Gelegenheitsdichter.
Verslein, bittet und sprecht:
Gnade diesmal für Recht.

Und diese entging weder dem Sänger noch seinen Liedern.

Ich erwähnte oben einiger Fahrten auf's Land. Die erste war nach Mieschitz, zwei Meilen von Prag, in welchem Schlosse Graf Erwein Nostitz-Rienek den Spätherbst mit seiner Familie zubrachte; wie denn der größte Theil des böhmischen Adels bis gegen Weihnachten auf seinen Gütern verweilt, wohin derselbe dann, nach kurzem Winteraufenthalte in der Stadt, sobald sich's thun läßt, zurückeilt. Eine schöne Sitte, so großer, intelligenter, wahrhaft vornehmer Grundbesitzer würdig.

Wenn man Erwein Nostitz genannt, so hat man für Diejenigen, die in Böhmen bekannt sind, eigentlich schon Alles gesagt. Beim Klange dieses edlen Namens rauschen weite Wälder, säuseln üppige Felder, lachen gesegnete Fluren, lächeln liebende Menschen und alte treue Diener, und als Echo dieser Erdenstimmen wiederholen ihn anerkennend die ewigen Musen. Denn Graf Erwein pflegt, hegt, fördert, unterstützt Wissenschaft und Kunst. Seine Bibliothek, seine Gemäldesammlung sind nicht,

wie bisweilen an anderen Orten, äußerliche Zierden für Eitelkeit und Prunk. Sie sind ein Theil seines Daseins: er lebt in ihnen, wie sie in ihm. Gehe nur in seinen Palast auf der „Kleinseite," Reisender! Suche nur die gern ertheilte Bewilligung nach, Dich darin umzuschauen! Steige nur die breite, steinerne Treppe hinan! Wenn, umgeben von immergrünen Bäumen und Gesträuchen, Dich die kolossalen Büsten Goethe's und Schiller's empfangen, wirst Du gleich wissen, weß Geistes Kind der Herr des Hauses ist.

Ich erfuhr es schon in Mieschitz, bei meinem ersten Schritt in's dortige, ländliche Schloß; las es jedem Diener aus dem Antlitz; hörte es aus jeder Silbe heraus. „Wie der Herr, so die Diener!" ist gar ein weises Sprüchwort.

Welch eine Familie! Welch ein Hauswesen! Welch ein Vorbild für Gastfreiheit im höchsten, reichsten Maßstabe! — Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe mich lange umhergetrieben, Mancherlei gesehen und beobachtet, an Höfen und in Hütten. Größere Pracht, mehr Luxus, unnütze Ostentation, prunkendes Geräusch; — o ja! Aber die gediegene Würde aristokratischen Landlebens, vereint mit so behaglicher Freiheit, ungezwungener Freundlichkeit, herzlicher Güte, lebendigster Theilnahme für Alles, was groß und schön ist, habe ich nie und nirgends gefunden.

So denke ich mir den Landaufenthalt der besten (in jedem Sinne besten), großen Familien in Alt-England;

nur daß dort, fürchte ich, die Vorliebe für Kunst selten mit so feinem Kunstsinn gepaart sein möchte!

Ich wurde in Mieschitz auch den liebenswürdigen Nachbarn: Grafen Czernin, Gräfin und Töchtern vorgestellt, die mich dann ihrerseits später in ihrem Schlosse Winarz empfingen, wo an bunter Tafel drei oder vier Priester (unter diesen ein prächtiger, lebensfrischer Greis) mit munteren, jugendlichen Reiteroffizieren gemischt waren und dem unbefangensten Gespräche keinen Eintrag thaten durch ihre Gegenwart.

In Mieschitz fand der schon früher gefaßte Vorsatz, den letzten meiner öffentlichen Leseabende dem Kinderspitale zu widmen, volle Zustimmung. Sämmtliche Anwesende gaben sich als begeisterte Verehrer dieser Wohlthätigkeitsanstalt zu erkennen, und es wurde hier gewissermaßen das Siegel gedrückt auf Alles, was ich bisher überall in Prag über Professor Löschner gehört. Dieser Arzt war mir schon durch eine unglückliche Freundin, welcher die Cholera in einem Tage Mutter und Tochter geraubt, als ein Mensch geschildert worden, der eigentlich vom Kopfe bis zum Fuße ganz Herz und Gefühl sei; sie hatte ihn zum ersten Mal erblickt, als die Ihrigen, eine Mutter und zwei blühende Töchter, sich sterbend in Qualen wanden; nur die eine Tochter vermochte seine Bemühung dem Würgengel zu entreißen, aber die Hingebung, die er bewiesen, die Tröstungen, die er gespendet, hatten mächtig und hilfreich auf die Zurückbleibenden gewirkt, und Dankbarkeit hatte ihm dort einen Hausaltar

errichtet. Nun fand ich mich veranlaßt, nach dem Entstehen wie nach dem Bestehen des Löschner'schen Kinderspitals mich näher zu erkundigen. Da ergaben sich merkwürdige Daten, die endlich, aufmerksam betrachtet und gewürdigt, nur einen neuen Beleg zu dem alten Ausspruche liefern, daß einem edlen, bedeutenden, ausdauernden Manne auch das scheinbar Unmögliche gelingt, wenn ein solcher nämlich (wie Löschner es thut) sein ganzes Leben an eines großen Zweckes Erreichung setzt. Er ist, streng genommen, nicht der Stifter dieser Anstalt, die Dr. Kratzmann im Jahre 1842 gründete und die, weil aller Anfang schwer ist, anfänglich nur auf neun Betten gebracht werden konnte. Nachdem jener brave Arzt in Folge heftiger Krankheit Prag verlies, um für immer nach Teplitz überzusiedeln, übernahm Löschner, von innerstem Mitleid ergriffen, — denn er hatte oft das Elend gesehen, dem er nach Kräften Linderung zu bringen wünschte — die ärztliche und ökonomische Leitung. Nicht etwa wie ein praktischer Arzt von großem Rufe und allgemeiner Geltung dergleichen Ehrenämter übernimmt, um eine verlorene Stunde daran zu wagen! nein, um kein anderes Erdenziel mehr zu verfolgen — (er heirathet nicht, weil er durch Nichts vom Hauptzweck seines Lebens und Strebens abgezogen werden will) — um Ehre, Glück, Freude, gerechten Stolz nur darin zu finden. Und wenn er daneben seine Praxis beibehielt — (eine Vereinigung, deren Gelingen, schon was äußerliche, mechanische Thätigkeit betrifft, an's Zauberhafte streift), — so that er dies nur, um den Gelderwerb, dessen seine

Renommée gewiß blieb, nicht zu schmälern. Er brauchte große Einnahmen, der geldgierige Geizhals; er braucht sie noch; er gönnt sich kaum ein Bischen Schlaf, damit er nur ja zusammenscharre; o, er ist die Habsucht selbst, dieser Dr. Löschner. Und nun sehen wir von Jahr zu Jahr die Zahl der im Spitale verpflegten kranken Kinder, sowie jener außerhalb ärztlich behandelten steigen und steigen. Die amtlichen Berichte weisen Das nach. Wir sehen Beiträge, kleinere wie größere, von kaiserlicher Huld, von reichen Gönnern, von allen Seiten zufließen. Das Scherflein der Wittwe fehlt auch nicht. Arme geben aus ihrer Armuth. Hoch und Niedrig wendet sich dem Manne zu, dem Jeder vertraut. Mit jedem Jahre wächst der Umfang des gesegneten Unternehmens. Mit jedem Jahre erstarkt Löschner's Muth. Und das ist nöthig; denn alljährlich mehren sich die Bedürfnisse — leider auch die Schwierigkeiten. Sogar übler Wille und Neid bleiben nicht aus. Doch Zuversicht und Vertrauen behaupten das Feld. Auch die Kunst freut sich, mit heiteren Klängen ihr Opfer darzubringen. Theure Namen lesen wir unter denen, die der armen Kinder liebreich gedachten. Henriette Sontag begegnet uns hier noch einmal, ehe sie aus Europa scheidet, um in der neuen Welt zu sterben, neben anderen Wohlthätern. Der größte, an Großmuth unerschöpflichste seiner Wohlthäter bleibt Löschner selbst.

Jeder Jahresbericht schließt mit einem Deficit; jeder Berechnung ist eine Zeile angehängt, welche einfach lautet: „Der von Dr. Löschner gedeckte Abgang be-

trug —." Als ob sich das von selbst verstünde! Er wundert sich weiter nicht darüber; warum sollten wir erstaunen? Da scheint es uns denn auch ganz natürlich, wenn wir zusammen rechnen, die aus seinen eigenen Mitteln geleisteten Beiträge jetzt auf die Totalsumme von 34,455 Gulden angewachsen zu sehen.

Im Jahre 1853 wurde ein Bauplatz angekauft, auf diesem ein der Anstalt eigen gehöriges Gebäude aufgeführt (bis dahin wohnte sie zur Miethe), und welchen Eindruck das Innere dieses stattlichen Gebäudes auf mich gemacht, das wollte ich Ihnen, verehrter Freund, und Ihren Lesern in Kürze zu erzählen versuchen.

Am 23. November hatte ich mit Schiller („Demetrius"), Goethe („Egmont"), Shakespeare („Cäsar") meine declamatorischen Vorträge geschlossen und wollte, sobald ein vom akademischen Lesevereine auf den 4. December angesetztes Concert, in welchem ich auch meine Streiche zu machen gelobt, vorüber war, die Heimreise antreten. Doch Professor Löschner versicherte, daß er mich nicht ziehen lasse, bevor ich nicht an seiner Seite einen Besuch in jenem Hause auf dem Karlsplatze abgestattet, dem ich unter Schiller's, Goethe's, Shakespeare's Aegide eine kleine Einnahme zugewendet. Ich gestehe, daß ich große Abneigung empfinde vor Lazarethen, Krankenhäusern, Krankenstuben. Nicht weil ich ohne Mitgefühl wäre, sondern vielmehr weil ich dessen zu viel besitze, und weil der Anblick schwerer Leiden, verbunden mit der Wirkung verdorbener Luft, mir immer schädlich ist. Kann ich durch meine Gegenwart Nutzen bringen, so will ich gern

all' Dies überwinden, was ich leider, oft genug in meinem Leben, zu thun Gelegenheit fand. Aber ohne Zweck, ohne helfen zu können, trachte ich nicht danach. Hier war nicht auszuweichen. Löschner schien es zu wünschen; wer sollte sich dem Wunsche eines solchen Mannes nicht fügen? So holte er mich denn am 5. December Vormittags, in Begleitung seines treuen Freundes, des Apothekers Stadtrath Fürst, mit seiner Kutsche ab. Er befand sich unwohl. Auf einer Nachtreise zu Kranken über Land war er genöthigt gewesen, den Fährleuten behilflich zu sein beim Loseisen im zeitig gefrorenen Strome, und hatte sich dabei die Hand verletzt. Auch fieberte er stark und schien sehr abgespannt und ermattet. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht seine unermüdliche Bereitwilligkeit ihn gestört binnen einer Woche. Deshalb wies er meinen Vorschlag, die Fahrt aufzugeben und sich in's Bett zu legen, nicht minder verächtlich zurück. Doch saß er stumm, sichtbar leidend, in der Ecke des Wagens.

Von dem Augenblicke, wo wir anhielten, und die Thüre sich öffnete, ging eine überraschende Veränderung mit dem Manne vor. Er sprang heraus, munter und frisch wie ein Hirsch, seine Augen strahlten, das ganze, freundliche Gesicht leuchtete vor Entzücken, und „nun kommen Sie!" rief er in einem Tone, der wie das Thema zu einer Siegessymphonie erklang, von hellen Drommeten rein und kräftig angestimmt.

Das Haus ist folgendermaßen eingetheilt:

Zu ebener Erde befinden sich einerseits die Aufnahme-Kanzlei mit Vorzimmer und die Küche, andererseits ein

Sectionssaal, der zugleich als Auditorium dient und außer einer gediegenen medicinischen Bibliothek eine bedeutende Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate enthält. Dieser Saal steht mit einem chemischen Laboratorium in Verbindung. Nach rückwärts liegt noch die Waschanstalt. Der erste Stock enthält eine Hauskapelle, in der allwöchentlich Gottesdienst abgehalten wird, und außer dieser sechs Zimmer mit 24 Krankenbetten, welche zugleich die klinische Abtheilung bilden. In diesem Stockwerke liegt auch das Directorialzimmer mit reichlich versorgter Nothapotheke und ein entsprechender Wäschevorrath. Der zweite und dritte Stock werden ganz und gar von Krankenzimmern eingenommen. Der an's Haus stoßende Garten ist mit Laub- und Nadelgehölz bepflanzt und wird durch einen Bauplatz begrenzt, auf welchem sich Deo favente ein zweites Haus erheben soll, für etwa 40 Betten berechnet, um so viel als möglich die Exantheme abzutrennen von den übrigen Krankheiten und eine noch größere Waschgelegenheit zu gewinnen. Die Leitung und Verwaltung besorgt Löschner selbstständig. Er besoldet aus Eigenem: Einen Assistenten, einen Secundärarzt, zwei Aspiranten, zwölf Krankenwärterinnen, eine Köchin, zwei Küchenmägde, drei Wäscherinnen, einen Portier und verschiedene Hilfsarbeiter.

Die Leistungen des Instituts umfassen:

1) Die unentgeltliche ambulatorische Behandlung kranker armer Kinder außerhalb. 2) Die Aufnahme und Behandlung solcher innerhalb des Spitals. 3) Die

Besorgung der Impfung. 4) Die Abhaltung klinischer Vorträge über Kinderkrankheiten. — Die Zahl der unter 1) bezeichneten Kranken betrug im Laufe des Jahres 1855 nicht weniger als 6219; die der im Hause Aufgenommenen 1010! Geimpft wurden 605. Die klinischen Vorträge werden von vielen In- und Ausländern fleißig besucht.

Soviel von dem Wirken dieser Anstalt im Allgemeinen.

Jetzt noch zwei Worte über meine Empfindungen, als ich an des edelsten Menschen Seite die Räume des Jammers und der Qual durchwanderte. Ich darf's nicht leugnen; mitunter stellten sich furchtbare, herzzerreißende Leiden dem Anblicke dar. Ich sah Kinder . . . . doch warum sollten wir bei diesen verweilen? Warum soll ich die Phantasie Ihrer Leserinnen mit Schilderungen verletzen, die gar nicht nöthig sind, wo wir ja ohnedies alltäglich an die tausend und aber tausend Leiden, denen das „Ebenbild der Gottheit" unterworfen ist, rings um uns her gemahnt und erinnert werden? Wozu die Schattenseiten meines Besuchs herausheben? Wir wußten ja, als wir eintraten, daß wir nicht gekommen waren, sinnliche Genüsse zu suchen, daß wir uns nicht an einem Vergnügungsorte befanden, und was wir zu erwarten hatten. Leiden und Gebrechen konnten uns dort nicht überraschen. Lassen Sie uns lieber beleuchten, was die Seele des Beschauers mit — nicht mit der angenehmen Befriedigung wissenschaftlicher Wahrnehmungen; diese bleibt dem Laien untersagt und steht höchstens dem

Begründer, dem durch seines Werkes Anblick Beseligten zu! nein mit wehmüthiger Heiterkeit, mit schmerzhaftem Wohlbehagen (anders kann ich's nicht nennen), durchdringt und erfüllt. Zuvörderst muß ich erwähnen, daß die Bewunderung dessen, was ich sah, der ganzen Einrichtung, auch nicht eine Spur von Ekel oder Grauen in mir aufkommen ließ. Es fehlte, wie gesagt, nicht an Kranken der schlimmsten Gattung; nicht an schuldlosen Kindern, die durch ihrer Eltern Unglück, Noth, Härte oder Schuld als einziges Vermächtniß ein qualvolles Siechthum empfangen hatten. Auch die verhängnißvolle Aufschrift „Ch . . . . .“ (Cholera) zeigte auf einigen über den Lagerstätten angehängten Tafeln immer noch Nachzügler der bereits erlöschenden Epidemie. Doch wer könnte Entsetzen oder auch nur Besorgniß hegen, wo er in saubern freundlichen Gemächern, deren Luft auch nicht ein Atom von üblen Gerüchen zu enthalten scheint, in reinste Wäsche gehüllt, auf bequemen Betten liegend, oder an kleinen Tischen spielend von aufmerksamen, mütterlich emsigen Wärterinnen umgeben und bewacht, Kinder vor sich sieht, die Nichts entbehren, was menschliche Hilfe, irdischer Beistand überhaupt darbieten? die, mögen sie Schmerzen leiden und das Bewußtsein ihrer Krankheit hegen, doch nicht minder das Gefühl in sich tragen, wir sind dem Mangel, dem Frost, dem Hunger entrückt; wir sind Gegenstand zarter Sorgfalt! Ja, dies Gefühl waltet bei allen Leiden in ihnen vor, denn auch die kränksten lächeln dankbar dem Retter zu, wenn er liebreich fragend vor sie hintritt. Ich habe, so lange ich

in diesem Hause verweilte, meine Thränen kaum zurückzuhalten vermocht; aber es waren Thränen der freudigsten Rührung, von denen das Herz mir anschwoll. Magst du dich erkundigen, wonach du willst, magst du zur Sprache bringen, was dir nur irgend aus eigenen Erlebnissen, wo Pflicht und Anhänglichkeit dich in's Krankenzimmer, an's Sterbebett führten, wieder einfällt; hier ist für Alles gesorgt, jedes Bedürfniß, jeder Fall ist vorgesehen, bis zur letzten Stunde des schwindenden Lebens oder andererseits bis zum Tage der Genesung.

Genesung! dieses Wort regte einen dunkeln Zweifel an, der mitten in mein Entzücken über Löschner's geniale Schöpfung drang und auf Augenblicke Alles in graue Schleier zu hüllen drohte: „Was wird aus den Kindern, sobald sie wirklich genesen?" Natürlich kehren sie zurück zu den Ihrigen. Zu den Ihrigen? — Es mag arme Familien geben, denen nur die Mittel fehlen, ihre kranken Kinder gut zu pflegen; nun, diese werden ihre vom Tode Auferstandenen gern empfangen und die liebe, neugeschenkte Last — (denn was sind den Aermsten ihre unmündigen, noch nicht erwerbsfähigen Kinder sonst?) — wie einen ersehnten Gast willkommen heißen. Aber welch ein Willkommen harrt des Kindes, dem die Eltern keine Eltern sein wollen, keine Eltern sein können? Ja in einer Höhle, wo Rohheit, verdrossene, unmuthige Anstrengung auf Unflath und Schmutz brüten, wo kein Sonnenstrahl eindringt, als ob er sich fürchte, auf diese Zustände auch nur schwaches Licht zu werfen? Vorher wußte das Kind keinen Unterschied,

kannte nichts Besseres, wuchs im ekelhaften, modrigen Neste auf, gleich dem Wiedehopf. Jetzt hat es Licht und freie Luft genossen; es hat die Wonnen der Reinlichkeit, des Bades kennen gelernt; milde Fürsorge hat ihm labend zur Seite gestanden, warnend, belehrend. Kein rauhes Wort hat sein Ohr, sein Herz getroffen. Würdige Männer haben sich überboten in Bemühungen für sein Wohl; es wurde zum Mittelpunkt eifriger Berathungen. Und als die Krankheit besiegt war; als mit der Genesung die kindische Lebenslust, der Hunger, die Gier nach Speise sich meldeten, da war kein Leckerbissen zu theuer, keine Kraftbrühe kräftig genug, den leeren Magen zu füllen, den reizbaren Gaumen zu erquicken, den kleinen abgemagerten Leib zu stärken. Solche Bilder bringt das wiederhergestellte Kind in seine sogenannte Heimath! Muß die Erinnerung an Vergangenes und im Vergleiche mit Gegenwart und Zukunft das unglückliche Wesen nicht noch unglücklicher machen?

Das war die skeptische Frage, womit der ewige Zweifler in meiner Brust den schönsten Gefühlen widersprechen wollte, ehe ich das Prager Kinderspital verließ. Ich unterdrückte sie nicht. Ich theilte sie ehrlich und redlich dem redlichen Manne mit, der mich geleitet. Und er sagte: „Ich glaube, Sie irren sich; Sie treten der menschlichen Natur zu nahe durch diese Ansicht. Im Gegentheil, das Kind wird nie und nimmer vergessen, daß es ein Gegenstand unserer liebevollsten Sorgfalt, daß es das barmherzig gepflegte Kind mitleidiger, wenn auch fremder Menschen war. Wie an einen sanften

Traum wird es an die Zeit seiner Leiden, an die Zeit unserer Liebe denken. Es wird dem dumpfen Groll, den seine Umgebungen in ihm nähren möchten gegen Leben und Welt, dem ungerechten Irrwahn, daß hienieden Jeder nur an sich selbst denke, nur für sich selbst sorge, dem wird es späterhin bei reiferem Urtheil die Erinnerung an dieses Haus entgegenstellen, und vielleicht wird auch mein Bild ihm noch einmal erscheinen und ihm zunicken: „Nicht wahr, es giebt doch Menschen, die alle Menschen wie ihre Brüder lieben?" — So sprach er, und ich beugte mich in Ehrfurcht und Demuth.

So entstehen Gerüchte.

Im Februar des Jahres Achtzehnhundertdreiundzwanzig ging ich in meiner lieben Vaterstadt Breslau die Taschengasse entlang und bog eben um die Ecke nach Schall's Wohnung, dem ich meinen Morgenbesuch abstatten wollte, als van der Velde mir begegnete, der gerade bei Schall gewesen war, und den ich nun plaudernd wieder ein Stückchen zurück begleitete. Er sagte mir im Gehen von einer Neuigkeit, die er oben in der „goldenen Axt" (dieses Wahrzeichen führt jenes Haus, welches in seinem zweiten Stockwerke unseren dicken Schall damals beherbergte) vernommen, und von welcher seine gutherzige, gerechte Natur völlig empört war „Manso habe eine Frau dermaßen gemißhandelt, daß

die Aermste in Folge schwerer Verletzungen an Krücken einherschleichen müsse!“

Manso! Kaspar Friedrich Manso, der sanfte Schul-Director des gelehrten Magdaleneums, der vortreffliche Philologe, der zarte Hagestolz, die Zierde zierlicher Theegesellschaften, der wohlwollende Lehrer, der sich zu jeder harten Ermahnung, zu jeder strafenden Bemerkung im Gymnasium gewaltsam zwingen mußte! Manso mit der gepuderten Taubenflügel-Frisur und dem Seidenband-umwundenen Zöpfchen? Manso, der kurze, immer schneeweiße Kasimir-Unterkleider trug, auch im Winter die baumwollenen Strümpfe beibehielt und auf seinen Schuhen so leise einhertrat, daß er zu schweben schien? Manso, den wir Schlingel von Schuljungen im Verdacht gehabt, daß er unter dem Pantoffel der Frau „Radecken“ stände; welche Frau Radecken die Gattin des Schuldieners, dabei des Rectors kleine, dicke, herrische Köchin und für uns ein gefürchteter Cerberus war? Manso hatte eine Frau gemißhandelt, er, der es kaum über sein Herz gewann, dem widerspenstigsten Bengel in Quarta einen schwachen Tupfer mit zwei Fingern auf den Schädel zu geben?

Ich machte einen Satz über den sich in die trübfluthende Ohlau ergießenden Bach des Rinnsales am Eck der Ohlauer- und Weiden-Gasse, nach welcher letzteren van der Velde sich heimbegab, und rief dabei: nicht möglich, Freund! wer hat so was aufgebracht? —

„Vor fünf Minuten hat es Steffens bei Schall erzählt; sie redeten noch darüber, da ich sie verließ.

Gehen Sie hinauf und lassen Sie sich das Nähere mittheilen!“

Ich brachte nun v. d. Velde bis an seine Hausthüre und rannte ohne Säumen zu Schall. Der rief mir entgegen: „Na, Sie kommen just zurecht!“ und zu Steffens gewendet sprach er: „Der Holtei wird's auch nicht glauben!“ —

Nein, rief ich, das kann ich auch nicht glauben; wenigstens nicht wie Velde es vortrug. Ausgenommen der Herr Professor hätte es mit eigenen Augen gesehen! —

Gesehen hab' ich es natürlich nicht, hub Steffens mit der ihm eigenen Lebendigkeit an; doch gehört hab' ich es von einem Manne, der über jeden Verdacht leerer, unbegründeter Klatscherei erhaben ist. Vor einer Stunde war Menzel bei mir, und aus seinem Munde vernahm ich die entsetzliche Geschichte! —

Nun, das wurde ja immer hübscher. Karl Adolf Menzel, der ernste, besonnene, streng prüfende Historiker, der aufrichtige Verehrer und Freund Manso's, der hatte mit sichtbarem Widerstreben die Unthat dem eben so aufrichtigen Verehrer Manso's, dem edlen Steffens berichtet; ja, was noch mehr: er selbst, Menzel, hatte das arme Weib aus den Fenstern seiner Amtswohnung über den Elisabeth-Kirchhof hinken sehen, und seine eigene Frau hatte ihm die Unglückliche gezeigt; hatte ihm Denjenigen genannt, der sie in diesen elenden Zustand versetzt. Wer Menzel's Frau persönlich kannte, durfte keinen Zweifel mehr hegen, daß sie die Wahrheit gesagt.

Ich zählte damals fünfundzwanzig Jahre. In die-

sem Lebensalter sind die meisten Menschen noch sehr empfänglich für Eindrücke von so trauriger Gattung. Man ist noch nicht abgehärtet und stumpf, wie man es leider nach und nach in einem Leben voll niederschlagender Beobachtungen und Erfahrungen werden muß. Seitdem ich die Sechszig längst hinter mir habe, heute würd' ich höchstens den Kopf schütteln und denken: Wer hätte das vom Uebersetzer „der Kunst zu lieben" argwöhnen mögen? Damals ging es mir förmlich zu Herzen. Die kleinen Scharmützel, die ich als Gymnasiast mit unserem Rector gehabt, waren längst vergessen. Ich hatte ihn hier und da in Gesellschaft getroffen, mich seiner humanen und liebenswürdigen Güte gefreut und war ihm innig gut geworden. Deshalb betrübte mich der abscheuliche Vorfall.

Steffens gebot für's Erste Schweigen. Diesen Abend, sagte er, haben wir „akademischen Klubb." Menzel und dessen Frau werden auch dort sein, und „Hanne" (Steffens nannte die seinige vor Freunden und näheren Bekannten nie anders) soll ihr den Zusammenhang der Begebenheit abfragen. Bis dahin reinen Mund. Durch uns darf eine so gehässige Anklage nicht verbreitet werden. Van der Velde wird hoffentlich . . . . .

Schall redete dazwischen: Von Velde ist Nichts zu besorgen; der sitzt den ganzen Tag über seinen Akten und den Abend über seinen literarischen Arbeiten. Der spricht vor Montag früh mit keinem lebendigen Menschen!

Durch diese Zusicherung beruhiget entfernte sich Stef-

fens. Ich blieb noch bei Schall, dem ich Allerlei mitzutheilen gehabt hätte; aber es kam kein anderes Gespräch in Gang. Immer wieder geriethen wir über Manso und erschöpften uns in den abenteuerlichsten Muthmaßungen, was diesen friedlichsten aller Schulmänner, der nur einmal im Leben wüthend zornig gewesen, als er den Xenien-Dichtern, „den Sudelköchen Schiller und Goethe," zugerufen (ich citire aus dem Gedächtniß, wahrscheinlich mangelhaft):

„In Weimar und Jena macht man Hexameter
wie der,
Aber der Pentameter ist noch schändlicher," —

was diesen so unbändig gemacht haben könnte?

Zuletzt vereinigten wir uns in Möglichkeit der Annahme, die schmählich Zerprügelte sei vielleicht die Mutter eines ungerathenen, bestraften Schülers, und habe als solche durch allzu lebhafte Klagen und Vorwürfe die Ehre und Würde des Rectors angetastet? Doch auch diese Erklärung blieb unbefriedigend.

Zum ersten Male seitdem ich die (mir übrigens sehr wichtige) Auszeichnung genoß, mich den Mitgliedern des akademischen Klubbs beizählen zu dürfen, konnte ich die Theestunde kaum erwarten. Ich brannte vor Neubegier und hätte keine Minute versäumt.

Die Damen saßen wie gewöhnlich um die große Tafel, worauf einige derselben, an denen die Reihe war, den begehrten Trank brauten, Andere strickten, stickten und plauderten. Die Herren standen in Gruppen, wie sie sich zusammen finden mochten, hier und da zerstreut

Nicht allein Professoren, auch höhere Beamte von der Justiz wie von der Regierung bildeten den durch manche Celebrität geschmückten Verein, dessen Hauptverdienst meines Erinnerns darin bestand, keine anderen Ansprüche zu machen, als diejenigen, welche lebhafte und geistvolle Geselligkeit, wo auch der Scherz seine Rechte wahrt, überhaupt bedingt.

Steffens, Schall, Menzel formten einen von noch etlichen Freunden verstärkten Knäuel, dem auch ich mich anschloß, und in welchem nicht laut geredet, nur geflüstert wurde, — denn nicht fünf Schritte davon stand der Verbrecher, in munterster Conversation begriffen, unbefangen, als ob Nichts vorgefallen wäre; als ob er kein Wasser getrübt, viel weniger einer wehrlosen Frau die Knochen zerschlagen hätte! Wie harmlos er aussah! Wie unschuldig-weiß die Casimir-Hosen lächelten! Wie nett ihm die Escarpins wieder saßen! Wie heiter sein gutmüthig heuchelndes Antlitz strahlte!

Menzel war schon windelweich gefragt. Jeder, dem das bereits öffentliche Geheimniß in's Ohr geraunt worden, begehrte vom „Geschichtschreiber der Deutschen" Specialberichte. Damit konnte dieser nicht aufwarten. Er mußte sich begnügen zu wiederholen, was er heute früh von seiner Frau gehört, was er an Steffens erzählt, mußte zugleich eingestehen, daß er von Geschäften überhäuft seitdem vergessen und versäumt habe, sich um die Details zu erkundigen.

Still, rief Steffens, still! Jetzt ist Hanne aufgestan-

den; jetzt rückt sie ihren Stuhl zu Madame Menzel heran; jetzt sitzt sie neben ihr! Sie beginnt zu fragen.

Wirklich; mit einem so ernsten Gesicht, wie wenn sie die sinnigste Composition ihres Vaters vorzutragen im Begriff wäre, neigte sich Reichardt's Tochter zu Menzel's Frau, und wir lasen in Beider Mienen, daß ihr Zwiegespräch einen feierlichen Anlauf nahm.

Der Zufall wollte, daß zur nämlichen Minute Manso sich den Damen näherte.

Diese Annäherung desjenigen, über welchen soeben verhandelt wurde, steigerte unsere Spannung. Ich sah im Geiste schon Frau Professor Steffens sich umkehren und hörte sie in ihren tiefsten Alttönen ausrufen: „Dieser Mann stellt sich wie ein Lamm dar und ist doch ein wilder Tiger!"

Siehe da, die Damen kehrten sich wirklich um, doch nicht ehe sie unter sich ein helllautes Gelächter aufgeschlagen, welches den hinter ihnen Stehenden veranlaßte, sich nach der Ursache ihrer Lachlust zu erkundigen: „Sie, Sie selbst, liebster Manso," riefen Beide, sprangen auf und machten ihm, von fortdauerndem Lachen unterbrochen, eine kurze Mittheilung. Kaum hatte er den Sinn ihrer Worte aufgefaßt, so verfiel auch er in eine Art von Lachkrampf, der anfänglich gar nicht zu stillen war. Mittlerweile hatten beide Damen ihre Nachbarinnen eingeweiht; diese, nicht minder belustiget, gaben die Parole weiter, und sehr bald jauchzte Alles um uns her; — nur wir standen verdutzt, verblüfft, verrathen und verkauft.

Endlich sollte denn auch die Reihe an uns kommen. Und was war es nun? ——— Menzel hatte allerdings nach dem Frühstück mit seiner Frau am Fenster gestanden, es war allerdings ein gebrechliches Weib an Krücken über den Kirchhof geschlichen; dieses Weib war auch der Frau „Prorectorin" wohl bekannt, empfing sogar Unterstützungen von ihr; und dem Klange nach hatte auch der gewissenhafte Historiker gewissenhaft wiedergegeben, was er empfangen. Nur dem Sinne nach waltete ein leicht begreifliches Mißverständniß ob. Denn Menzel's Frau hatte der Wahrheit gemäß gesprochen: „Sieh nur, Menzel, das ist die Frau, die der Mann so gemißhandelt hat!" jener Frau ihr Mann, des zerschlagenen Weibes Gatte war der Missethäter. Kaspar Friedrich Manso hatte die Arme niemals gesehen, die er lahm geschlagen haben sollte.

So entstehen manchmal Gerüchte, — und so schreibt man auch manchmal Geschichte. — An jenem Abende trank der akademische Klubb mehr Thee wie gewöhnlich und war heiterer als je.

Mir aber fällt bei dieser Erinnerung auf's Herz, daß von sämmtlichen Zeugen jener lustigen Scene Keiner mehr lebt, — Keiner, Keine, — außer mir.

Das ist aber gar nicht lustig!

Pius Alexander Wolff.

(Gedächtnißrede, gehalten in Berlin 1830.)

Auf den Brettern, wo Wolff segensreich wirkte, hat man es nicht für nöthig befunden, ihm eine Todtenfeier zu widmen, deren er doch so würdig gewesen wäre, wie jemals Einer, der jene Bretter betrat. Das aber soll uns nicht abhalten, sie in diesem Kreise zu begehen, — auf unsere Weise. In diesem Kreise, dem er sich oftmals anschloß; hier in diesen Räumen, wo er meinen schüchternen Bestrebungen oft seine theilnehmende Aufmerksamkeit, sein herzliches Urtheil vergönnte. Der Mund, der Wohllaut athmete, ist auf immer verstummt; das große, feurige Auge ist auf immer geschlossen; aber sein Bild steht noch vor uns, und um es uns recht lebendig zu vergegenwärtigen, wollen wir nun wagen, einige Züge aus seinem Leben und seiner Kunst zusammenzustellen, wie gerührte Erinnerung an den geliebten Todten uns eingiebt.

Wolff kam als Jüngling nach Weimar. Aus einem guten Hause gebürtig, mit dem Segen edler Erziehung ausgestattet, gehörte er nicht zu der wilden Schaar, die aus Uebermuth oder Trägheit dem bürgerlichen Leben entflieht, um im leeren Treiben der flachen Theaterwelt zu verkehren. Ihn führte reine Sehnsucht, die Ahnung eines poetischen Gemüthes auf die Bühne. Und jene Sonne, die von Weimar über Deutschland aufgegangen, um ihre Strahlen über Europa zu senden, zog auch ihn.

Zu Goethe's Füßen warf sich vertrauensvoll der schüchterne Jünger, — und der Meister nahm ihn in seine Arme. Wie ein Kind hat Wolff seinen Lehrer, wie ein Vater hat Goethe seinen Zögling geliebt. Und dies Band der Geister und Herzen hat gehalten bis in die spätesten Tage, bis zum letzten Augenblicke, wo Goethe von seinem Landsitze sich in herzlich bekümmerten Worten um den Zustand des Sterbenden erkundigte.

Nur langsam erhob sich Wolff als darstellender Künstler. Lange Zeit hindurch wurde er bald da, bald dort beschäftiget, ohne das Fach zu finden, in welchem er sich frei und eigenthümlich genug bewegen könne, um sein schlummerndes Talent zu entfalten. Man zweifelte sogar oft an ihm, und nur seiner sonstigen Bildung, seinem feinen, edlen Betragen verdankte er den Schutz und die Theilnahme großer Gönner.

Vielleicht war es die Liebe, die seinen Genius erweckte!

Eine Schauspielerin, die ich, was ihr Reproductionsvermögen, ihre Gabe der Empfindung, ihren geistigen Reichthum betrifft, eine der größten nennen muß, gewann das Herz unsres Freundes; das Herz, welches bis zum letzten Schlage ihr mit unveränderlicher Liebe und Anhänglichkeit ergeben war. — Er selbst hat mir ein Mal geschildert, wie plötzlich, auf der Bühne, mitten in einer für ihn schwierigen, bisher nie durchdrungenen Rolle ihm das Gefühl der Darstellungsgabe erst aufgegangen sei; wie er, mit niegefühltem Muthe aus sich selbst heraustretend, kühne Begeisterung empfunden, seine Persönlichkeit schier vergessen und sich mit aller Kraft seiner

Phantasie in die Situation des dargestellten Charakters zu versetzen gesucht habe. Er beschrieb dabei auf eine sehr lehrreiche Weise, daß er an jenem Abende zum ersten Male unterlassen, seine Rolle so zu sprechen, wie er sie einstudirt; daß vielmehr der Strom der Rede ihm kaum Zeit gegönnt habe, sich zu besinnen, und daß er von diesem Augenblicke an sich erst Schauspieler nennen dürfe.

Wir haben keinen Maßstab für das, was im Menschen vorgeht, wenn er durch eine große theatralische Erscheinung die Masse der bewundernden Hörer und Schauer entzückt. Selbst diejenigen Theoretiker, die ihre Ansichten aus Erfahrung schöpften und sie an der Praxis prüften, sind darüber uneinig (siehe Lessing!), ob die edelste und höchste Wirkung aus selbstbewußter, besonnener Herrschaft über schulgerecht entwickelte Mittel, — ob sie aus momentaner, halb-bewußtloser Begeisterung instinktartig hervorgehe und hervorgehen solle? Unsern Wolff hat oft der Vorwurf getroffen, er studire zu viel; man spüre in seinen Darstellungen zu viel Absicht; und manche Gegner sind so weit gegangen, ihm aus solchen Gründen, trotz aller Achtung, die sie ihm zollten, das Genie abzusprechen.

Aus Allem, was er selbst über sich und seine Kunst geäußert, ging der Denker hervor, der sich unabläßig damit beschäftigte, den Menschen vom Schauspieler zu sondern, um durch diese Sonderung den Punkt zu finden, wo Beide wieder zu vereinigen wären. Goethe's näherer Umgang, die Art, wie in Weimar das Theater geführt wurde, waren natürlich geeignet, Selbststudien

anzuregen, und bei einem so geistreichen Menschen wie Wolff mußte das ganze Leben dadurch bereichert werden.

Wenn man jener Zeit gedenkt, so wird man von einem eigenthümlichen Gefühl edler Rührung ergriffen. Mit kleinen Mitteln wurde da eine Hofbühne unterhalten, die den eigentlichen Zweck hatte, zu beleben, zu erheben, zu veredlen. Um einen vortrefflichen Fürsten, um das herrliche Musterbild einer großen Fürstin hatten sich die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit versammelt, — und diese bildeten das Publikum. Einem solchen Publikum zu genügen, war die kleine Schauspielergesellschaft berufen, die unter Goethe's Leitung stand. Berühmte, theure Talente, auf anderen Bühnen größerer Städte schon verwöhnt, konnten da nicht engagirt werden; theils hätten ihre gesteigerten Ansprüche jenen mäßigen Etat überstiegen; theils hätten Fremde kaum in den ruhigen Verein gepaßt. Was durch einzelnstrebende Virtuosität nicht gewonnen werden sollte, das erreichte der Meister durch ernstes, fleißiges Zusammenspiel. Die Weimarische war eigentlich eine Privat-Bühne, ein Familien-Theater: nicht abhängig von den rohen Forderungen eines gemischten Publikums, welches niemals weiß, was es will; sondern geistig beobachtet von dem feinen Geschmack der gebildetsten Versammlung in Deutschland. Wo eine Herzogin Amalie, ein Herzog Karl August und dessen Gemahlin Luise, — ein Herder, Wieland, Einsiedel, Knebel, Fernow, — .. wer möchte Alle aufzählen!? — in den Reihen saßen, da durfte ein Goethe die Zeit nicht verloren erachten, die er auf zwanzig Proben von

einer dramatischen Dichtung gewendet; den heiligen Ernst nicht, mit dem ein leichtes Spiel betrieben wurde.

Wenn Ruhe, besonnene Umsicht, heitere und sichere Bewährung eingeübter Studien das Hauptziel jener theatralischen Aufführungen waren, so kann es uns nicht befremden, daß auf Wolff's ganzes Sein der Eindruck davon mächtig geblieben. Eine gewisse Schüchternheit im Benehmen, die ihm häufig den Vorwurf zuzog, als sei er nicht offen und natürlich genug, hatte ihren Grund in dem unbehaglichen Gefühl, aus dem ruhigen Hafen seiner Bildungszeit in das bewegte Meer des großen Berliner Kunsttreibens geworfen zu sein. Und wenn er auch den Meister in sich fühlte; wenn man ihm den Meister auch zugestand, so meinte er es doch viel zu redlich mit seiner Kunst, um nicht in Augenblicken des Zweifels, wie solche bei jedem rechtlichen Künstler von Geist und Gemüth aufsteigen, jene Bangigkeit vor der bunten Masse zu empfinden, die er in Weimar niemals kennen lernte. Dort hatte man nicht zu befürchten, daß ein neues Bühnen-Wagstück dem öffentlichen Hohne überantwortet werde, wenn es nicht gelingen sollte. Und wenn Calderon's seltsamste Werke dort zuerst auf deutschem Grund und Boden lebendig gemacht wurden; und wenn sie den Hörern anfänglich auch noch so spanisch vorkamen, vergaßen Letztere doch niemals, daß Goethe im Parterre saß; daß Er es war, dessen Geist diese Bühne belebte; und daß auf dieser Bühne von denselben Darstellern seine und Schiller's unsterbliche Dichtungen verkörpert worden waren.

Stolz durfte eines Jeden Auge um sich blicken bei solchem Gedanken. Und daß Wolff ein jugendlich-begeisterter, froh-eingeweihter Zeuge des vertrautesten Umgangs zwischen Schiller und Goethe gewesen, das ist nicht das kleinste Moment seines Lebens.

Jahrhunderte werden verrinnen. Künftige Geister werden die Geschichte unserer Zeit, in ihr die Literatur überschauend, ordnen, und auf jenen goldenen Blättern, wo Goethe und Schiller prangen, wird ihres jungen Freundes Name nicht vergessen werden.

Ist er doch heute schon in so viele Herzen eingegraben, welche, im deutschen Vaterlande weit zerstreut, für deutsche Kunst noch schlagen. Die Tausende von Studenten, die bei schönen Sommertagen von Halle, von Jena, von Leipzig nach Lauchstädt und Weimar gewandert sind, um sich an den Darstellungen einer von Goethe geleiteten Truppe zu entzücken, ... aus Wolff's Munde haben sie ja Worte vernommen, deren Nachhall heute noch aus dem prosaischen Drucke ihres Daseins mit jugendlicher Zaubermacht wiederklingt: Wolff ist nicht allein den Berlinern, — er ist den Deutschen gestorben, denen er gehörte.

Wenn ich nicht irre, hat Talma großen Einfluß auf Wolff's künstlerische Richtung geübt, — natürlich nur insofern dies bei der Verschiedenheit der Nationalitäten und Persönlichkeiten möglich war.

Napoleon ließ bekanntlich in den Unglücksjahren die ersten Mitglieder des théâtre français beim Erfurter Congresse spielen; Talma durfte nicht fehlen, weder auf

der Bühne, noch im Cabinet. Ihm bekannt zu werden hatte Wolff das Glück, und sowohl was er von dem Schauspieler gesehen, als was er von dem Menschen erlebt, hatte einen unverlöschbaren Eindruck auf ihn gemacht. Der berühmte Franzose erwiederte des deutschen Künstlers Huldigungen durch ungeschminkte Herzlichkeit, bewahrte ihm ehrenvolles Gedächtniß. Entfernung und Zeit hielten sie nicht ab, sich schriftliche Zeichen der Erinnerung zu senden, sich durch sinnige Gaben zu beschenken; ja, noch kurz vor Talma's Tode durfte Wolff ihn in Paris bewundern, die frühere persönliche Bekanntschaft auffrischen, sich an herzlicher Aufnahme erfreuen.

Ich finde eine Aehnlichkeit zwischen beiden Künstlern, die sich freilich verhält wie französische zur deutschen Oeffentlichkeit und deshalb von Vielen abgeleugnet werden wird.

Talma war der berühmteste Schauspieler und der Freund des Welthelden. Wie in Frankreich Kunst in Politik hinüberspielt, war des Schauspielers Sein doppelt, und als er nicht fürder Revolutionsmann im Leben bleiben durfte, revoltirte er auf der Bühne, gegen eingerostete Formen. Noch zehn Jahre frischen Lebens, beispielreichen Wirkens für Talma, — und die französische Tragödie bekam ein ander' Gesicht.

Wolff war der Freund, der Liebling des Weltdichters. Goethe liebte den trefflichen Mann nicht nur auf der Bühne, auch im Leben. Dies Verhältniß, aus der friedlichen Ruhe eines kleinen, gesonderten Hoftheaters entsprungen, ist ebenso deutsch, als jenes oben erwähnte

französisch erscheint. Aber der Held deutscher Poesie und der Held französischer Kriege — Beide werden leben nach ihrem Tode, und ihre Lieblingsschauspieler mit ihnen.

Wolff hegte große, bedeutende Wünsche für die Umgestaltung des deutschen Theaters. Noch ein langes, ein kräftigeres Leben, — und er wäre unserer Bühne ein Reformator geworden, wie Talma der seinigen. Er bildete herrliche Pläne zur Veredlung unseres Theatertreibens. Theilweise hat er dieselben vor dem Publikum Berlins ausgesprochen und gerechtfertiget, da er Regisseur war und an den Kunstfreunden dieser Stadt Calderon's, Shakespeare's, Goethe's Dichtungen auf eine Weise vorüberführte, deren Bedeutung von keinem denkenden Zeitgenossen vergessen werden kann.

Wolff verdankt seinen ausgebreiteten Ruhm hauptsächlich der Darstellung großer tragischer Charaktere. Ursprünglich aber, glaub' ich, war sein Talent für's Lustspiel überwiegend. Er besaß eine Gabe dafür in so reichem Maße, — ich meine Humor. Und das war nicht jener forcirte, wie uns häufig mit beiden Händen in's Gesicht geworfen wird, wie er so oft die Absicht durchblicken läßt, zu wirken. — Es war jener leichte, halb unbewußte, dem einzelne Worte, an deren Wirkung vorher Niemand dachte, mit so magischer Kraft entspringen, daß sie, einem Blitze ähnlich, Alles um sich her erleuchten und entzünden. Ich erinnere zum Beispiel an das Steigentesch'sche Lustspiel: „die Mißverständ-

nisse.“ Wer Wolff in diesem kleinen Stücke neben Ludwig Devrient gesehen, wird gleich wissen, was ich damit sagen will. Darin war nichts Studirtes, Gelerntes, Gemachtes. Das war Wolff; er selbst in seiner Liebenswürdigkeit. Das war der Mann mit dem eigentlich negativen, feinen Anstande geboren, der blos deshalb so edel und vornehm erschien, weil er nichts Niedriges und Gemeines an und um sich haben oder dulden konnte; der Mann, dessen Bewegungen und Ausdrücke immer Grazie behielten, nicht weil er Etwas dafür thun wollte, sondern lediglich, weil er Nichts dawider zu thun vermochte; der Mann, der jeden Scherz verstand, auffaßte, wiedergab und diese wunderbare Gewandtheit des Geistes auf seine komischen Rollen übertrug, so daß er nicht selten darin zum Improvisator wurde. Den lebensfatten Lord in „die beiden Britten“ hat er mit seiner eigenen eigenthümlichen Komik dermaßen ausgestattet, daß der Charakter mehr seine Schöpfung wurde, als jene des Verfassers.

Wir Deutsche sind in der Jugend so sentimentalelegisch, in reiferen Jahren so ernst. Wir nehmen Alles so schwer und zerlegen (wenigstens in unserm lieben Norden) selbst Scherz und Posse anatomisch, daß diese zwischen unsern forschenden Händen Leben und Geist aufgeben müssen, bevor es ihnen gelang, uns spielend zu ergötzen. Deshalb wird es mir ewig erfreulich und unvergeßlich sein, zwei deutsche Künstler gekannt zu haben, die vermochten, wie wahre Kinder und prächtig kindisch am Augenblicke sich zu freuen; unbekümmert, ob es ihrem

großen Rufe entsprechend sei, den Scherz auch dann gelten zu lassen, wenn er jenen anatomischen Zergliederungen nicht gewachsen war. Der eine ist unser Wolff, der andere sein Freund Karl Maria von Weber. Man muß dieses Paar gesehen haben, — (z. B. im Parterre des Leopoldstädter Theaters 1823) — um zu wissen, was geistig-heitere Geselligkeit, was wechselwirkendes Künstlerleben in Scherz und — Ernst sei! Und was wir entbehren durch die Steifleinen der sogenannten guten Gesellschaft, in die wir uns einschnüren gleich lebendigen Mumien, — aber ohne Spezereien.

Ich wiederhole, daß die Grundlage von Wolff's Darstellungsgabe der Humor gewesen; der edle reine Humor, wie nur ein edler Mensch ihn haben kann; wenn auch nicht ohne jene Beimischung von krankhafter Bitterkeit, ohne die es nun einmal dergleichen nicht giebt, doch auch versüßt durch angeborene Anmuth und Milde. Daher die Meisterschaft in jenen Shakespeare'schen Rollen, wo sich der Humor zur Ironie steigert oder herabläßt. Wolff's Hamlet ist ebenso unbeschreiblich, ebenso unerklärbar wie die Dichtung Shakespeare's. Haben Garrik und Tieck, Goethe und Lichtenberg, Schröder, Schlegel und unzählige Andere ihre kritischen und reproductiven Kräfte an jenem Wunderbilde geprüft, — Wolff, der freilich Nichts darüber geschrieben, darf kühn in Jener Reihen treten. Geschrieben hat er Nichts darüber, gethan desto mehr. In zwanzig Jahren, glaub' ich, ist keine Woche vergangen, wo er den Hamlet nicht wieder einmal vorgenommen und daran studirt hätte. Auf's

Reine mag wohl nicht damit zu kommen sein, und so war auch jede seiner Darstellungen eigentlich immer eine andere, denn jedesmal meinte er der proteïschen Gestalt neue Seiten abzugewinnen. Die Scene mit Ophelia hab' ich ihn dreimal ganz verschieden geben sehen. Einmal sprach er die Schlußworte: „geh' in ein Kloster!" ton- und gemüthlos, wie an andere Dinge denkend. Das andere Mal erzürnt, wie über ihr Schicksal ernstlich besorgt und aufgeregt. Und endlich, als ich ihn zum letzten Male sah (mit der Lindner) hatte er einen ganz anderen Weg eingeschlagen und sagte wehmüthig-zärtlich: „geh' in ein Kloster!" Wie ein scheidender, betrübter Liebhaber, den verstellten Wahnsinn vergessend und aufgebend.

Solche Abweichungen, folglich Widersprüche, bei einer solchen Aufgabe, gereichen dem Darsteller zur höchsten Ehre. Sie beweisen, daß auch ein Dichter in ihm lebt, der sich nicht mit einmal erlernten Formen abfinden läßt, sondern stets nach neuem Erkennen und Durchdringen strebt.

Einem so reichen Geiste war es nicht möglich, sich im engen, mager angebauten Felde des feinen Lustspiels zu begrenzen; einem so tiefen Gemüthe nicht möglich, dem heiligen Ernste zu entsagen, der aus den Tiefen britischer und deutscher Poesieen (dieser innig-Verwandten) hervorstrahlt. Und so bildete sich Wolff, seiner ununterbrochenen Kränklichkeit trotzend, zum Tragöden heran. Sein Organ war nicht kraftvoll, aber wohlklingend und biegsam. Niemand wohl hat so viel für die Ausbildung

desselben gethan, Niemand so viel darüber gedacht wie er. Noch unlängst vor seinem Tode hat er interessante Ergebnisse jener Studien der Lesewelt, zunächst jungen Schauspielern gewidmet, mitzutheilen*) begonnen. Er war Willens, diese Mittheilungen fortzusetzen, um in ihnen zu entwickeln, wie er geworden, was er war. Aber der Tod hat ihn auch darin unterbrochen, und wir müssen nun jene wenigen Blätter als sein künstlerisches Testament traurig betrachten.

Seine Figur war weder gewaltig, noch imposant; seine Haltung auf den ersten Anblick nicht völlig frei. Aber kaum bewegte er sich, so sprach ein Adel, eine ungezwungene Vornehmheit aus seinen Actionen, daß man den Blick gar nicht mehr von ihm wenden wollte. Und wenn er sein Auge öffnete, dann hätte er oftmals schweigen dürfen, um dennoch verstanden zu werden. Ihm war die Bühne nicht der Ort, wo man in Hast sein Pensum abjagt, um lauten Beifall zu erstürmen. Er fühlte sich wohl und heimisch darauf; eine herrliche, künstlerische Besonnenheit ließ ihn ruhig von allen dargebotenen Mitteln Gebrauch machen, um auf der Scene heimisch zu sein. Ich hörte ihn einmal aus tiefster Fülle der Gesinnung einen jungen Schauspieler tadeln, der den Monolog in einer Calderon'schen Tragödie ohne Absatz, in declamatorisch-hohlem Pathos über die Lampen

---

*) In der von mir redigirten Zeitschrift: Monatliche Beiträge für dramatische Kunst und Literatur. (Berlin bei Haude und Spener.)

H.

hinausgeschrieen und natürlich stürmischen Applaus davon getragen hatte. Sehn Sie um Gotteswillen (sagte er), der Kerl brüllt die ganze lange Rede, die reich an Uebergängen der kühnsten Gattung ist, in einem Athem herunter und schreit bei'm Ende noch lauter als bei'm Anfang. Das ist eine Lunge! Ach, wenn ich die hätte! Er findet Beifall, weil er schreien kann, und dabei versäumt er Alles, was so nahe liegt. Da ist die ganze Bühne voll von rothen Polstern. Daß er sich nun, wenn die Verzweiflung ihn einmal gepackt hat, in die Kissen niederwürfe, sein Angesicht verbergend, einen Theil der nachfolgenden, milderen Stellen in einer schönen, rührenden Lage spräche, dann zum Schlusse wieder emporspränge und so Licht und Schatten machte? Gott bewahre! So Etwas fällt solchen Leuten gar nicht ein; mit derlei Nebendingen zerbrechen sie sich nicht erst den Kopf. Sie wissen ja, daß sie nur loslegen dürfen, um dieselben Ehrenbezeugungen zu empfangen, die ein Anderer für ernst durchdachte, sinnige Darstellung kaum erndtet.

Ich habe diese Worte angeführt, wie dieselben mir noch im Gedächtniß geblieben, weil sie mir bezeichnend scheinen. Wolff wußte nur zu gut, woran es ihm fehle, um ein eigentlich tragischer Heros zu sein. In Augenblicken höchster Begeisterung konnt' er es wohl vergessen; und wenn er als König Johann, als Fernando von Portugal*), als Hamlet, Tasso, Orest sich die ewig grü-

---

*) In dem kleinen Monodrama: „Eines Schauspielers Morgen-

nen Kränze wand, da war er gewiß ganz glücklich; da nagte der Wurm nicht an seinem Herzen.

Aber wenn er kränklich und abgespannt, vielleicht in hypochondrischer Laune, von welcher er nicht ganz frei blieb, roher Körperlichkeit und ihren unkünstlerischen Leistungen lauten Jubel ertönen hörte; wenn er daneben in sogenannten Theaterrecensionen lesen mußte, wie man nicht müde wurde, ihn zu versichern, daß er „zu schwächlich sei;“ da mußte sich ihm auch die Frage aufdrängen: gilt denn ein körperlich-schwacher Geist weniger, als ein geistig-schwacher Leib? Und wenn er sich sodann selbst nicht verhehlen konnte, wie für so manche poetische Gebilde unserer Dichter ein kräftiger Repräsentant durchaus nöthig sei; wie viele Rollen, die er vielleicht mit voller Liebe umfaßte, gänzlich außer dem Bereich seiner Mittel lagen; wie die höchste Intelligenz, das wärmste dichterische Mitgefühl, der respectabelste Fleiß nicht ersetzen konnten, was ein Anderer durch rohe Kraft erreichte; . . da übergab er sich trübem, dumpfem Brüten über die Jämmerlichkeit des Irdischen, und in solchen Stunden wendete er sich wohl, gleichsam um der

---

stunde“ lasse ich den Darsteller sagen: „Pius Alexander Wolff! Seiner Leiden waren viele, irdische wie geistige. Sein Streit für Wahrheit in der Kunst war ein ernster, gerechter. Im schwächlichen Körper lebte eine Heldenseele. Aber sie erlag an den Widersprüchen der Zeit, und er sank, oftmals mißverstanden, von Wenigen ganz erkannt; sank, starb, — ein standhafter Prinz im Glauben! — Ja, der standhafte Prinz war sein Triumph. Um ihn so zu spielen, wie Wolff, müßte man gläubig sein, wie er. Ihm war es ein Gottesdienst, eine Erhebung.“

Wirklichkeit zu entfliehen, literarischen Beschäftigungen zu, wo er denn in mannichfachen Formen sich leicht bewegte; so im Heiteren wie im Ernsten Beifall zu erringen wußte, ohne eben ein berufener dramatischer Dichter zu sein. Auch in diesen Erzeugnissen seiner Muse bewährt sich hervorragend der Humor, und gewiß würde bei ungestörter Gesundheit unser Freund noch viele komische Rollen geschaffen haben, wie denn der „Amtmann Rührei" (in der kleinen Parodie auf den Hund des Aubri ꝛc.), einige Figuren aus „Cäsario" und jener auf steter Retirade begriffene Schloßvogt aus „Preciosa" wahrhaft eigenthümliche Erfindungen sind. War er aber mehr gewandter theatralischer Schriftsteller, als dramatischer Poet, so war er doch sonst allerwegen ein Dichter. Tausend lyrische Klänge, die nicht dem Publikum gehören, geben seinen Freunden Zeugniß davon. Die sechs Sonette, welche er dem Andenken einer verstorbenen lieben Freundin, einer Schwester und Schülerin gewidmet, sind unter der Aufschrift: „Todtenopfer für Luise"*) der Lesewelt bekannt worden und haben manche Thräne des Mitgefühls erweckt. In ihnen spricht sich das poetische Gemüth, der fühlende Dichter auf eine Weise aus, daß selbst die scheinbare Vernachlässigung des Versbaues eine Schönheit mehr ist, weil sie darthut, wie ein volles Herz nicht Zeit fand, sei-

---

*) Siehe das kleine Büchlein: Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise v. Holtei, geb. Rogée. (Berlin, Vereinsbuchhandlung.)

nen schmerzhaften Ergüssen eine förmliche Bahn anzuweisen.

Was die Bühne an Wolff verloren, läßt sich auf den Augenblick gar nicht berechnen. Es ist nicht, daß sein Name nicht mehr die Anschlagezettel schmückt; daß wir ihn nicht mehr spielen sehn; an diese Entbehrung wurden wir ja schon durch seine langwierige Krankheit gewöhnt, und sein Tod hat darin Nichts ändern können. Aber wenn er nicht auftrat, er lebte ja doch, mit ihm lebte unsere Hoffnung für ihn, und sein Antheil waltete doch immer noch in dem Innern jener Theaterführung, welcher man ihn niemals gänzlich fremd werden ließ.

Wolff hatte drei große Gönner, deren Huld bis zum letzten Hauche seines Lebens lebendig und wirksam blieb.

Die persönliche Hochachtung, die jeder gebildete und unbefangene Mensch dem edlen Grafen Brühl, dem General-Intendanten königlicher Schauspiele, schuldet und gern zollt, kann nur erhöht und befestiget werden durch die Art, wie dieser Ehrenmann sich gegen Wolff benommen; wie er ihm volles Vertrauen und aufrichtige Neigung geschenkt; wie er gern auf seine Stimme, auf seinen Rath gehört; wie er Alles gethan, dem Kranken die letzten trüben Jahre zu erheitern, die oft schwer erfüllbare Pflicht zu erleichtern.

Der zweite Gönner ist der erhabene Kunstfreund, der Herzog Karl von Mecklenburg, in dessen Hallen und an dessen Seite Wolff die Ehre genoß, Goethe's größtes

Werk auszulegen und zu versinnlichen. Jener geistreiche Fürst, der sich gern des Schauspielers Freund nannte.

Der Dritte aber ist Friedrich Wilhelm der Dritte*). Er hat, in königlicher Großmuth, den Kranken niemals entgelten lassen, daß die Bühne ihn so lange entbehrte; hat zu jeder, noch so fernen Reise, welche die Aerzte anriethen, Einwilligung und Mittel gegeben; hat nie aufgehört, Wolff als den „Seinigen" zu betrachten.

So war also der treffliche Mann immer noch die Zierde und der Stolz eines Theaters, auf dessen Brettern er leider nicht mehr erschien. Man wähnte ihn immer noch dem Vereine der Darsteller angehörig; es war ja doch immer noch möglich, daß er einst wiederkehre!

Was ist der Bühne mit ihm gestorben! — Schon sein Eintritt in's Versammlungszimmer schien einen höhern Ton, eine geweihte Stimmung einzuführen. Der Fleiß, den er auf seine Rollen, die zierliche Sorgfalt, die er auf seine Kleidung verwendete; die behagliche Ruhe, mit der er sich äußerte; die milde, heitere Freundlichkeit; die Sauberkeit in Allem, was ihn umgab; die pünktlichste Beobachtung von Zeit und Stunde: —

---

*) Als „Preciosa" neu war, redete bei einer zufälligen Begegnung der König den Verfasser freundlich und beglückwünschend an; dieser verneigte sich stumm. Da sagte der König: doch einen großen Fehler hat Ihr Stück. Wolff fragte: ob er sich verbessern lasse, und worin er bestände? „Daß der Verfasser nicht mitspielt!" sprach der König.

Alles vereinte sich, ihn als ein geadeltes Wesen, als ein würdiges Beispiel darzustellen.

Wann hat ihm ein Wort in der wortreichsten, längsten, oder in der kürzesten, unbedeutendsten Rolle gefehlt?

Wann hat er sich eine unzarte Regung gegen irgend einen Collegen erlaubt?

Wann hat er geflissentlich Jemand gekränkt, beleidiget?

Wann hat er auch nur den Geringsten seinen Einfluß feindlich empfinden, sein Uebergewicht schmerzlich fühlen lassen?

Es ist ihm vielleicht zum Vorwurf gemacht und als Stolz ausgelegt worden, daß er sich von allem Umgang zurückzog. Aber daran war theils seine Kränklichkeit, theils der Grundsatz Schuld, daß der oft beschäftigte Schauspieler vollauf zu thun habe, wenn er übrigens in literarischer und wissenschaftlicher Bildung zeitgemäß fortschreiten wolle. Deshalb meinte er, müsse man sich eine freundliche Häuslichkeit schaffen, damit man gern zu Hause sei. Denn auf den lärmenden Markt, in's bunte Leben, meinte er, gehöre der Schauspieler nicht, weil er stets durch ein gewisses magisches Dunkel von der Masse getrennt bleiben soll.

Wolff war am liebsten zu Hause. Und wo hätte er lieber sein sollen? Die große Künstlerin, die das Leben in aufopfernder Hingebung mit ihm theilte, war nicht nur eine häusliche Gefährtin, sie war auch eine anregende, oft belehrende Kunstgenossin, und ich, der

Hausfreund, darf es aussprechen, daß das Publikum viele geniale Züge in Wolff's herrlichsten Darstellungen dem innigen Zusammenleben, dem geistvollen Ideenaustausche mit ihr verdankt.

Es war also nicht Hochmuth, wenn Wolff sich von rauschender Geselligkeit fern hielt; Niemand konnte weiter entfernt sein von hochmüthiger Exclusivität als er. Niemand nahm lebendigeren Antheil an den Bestrebungen Anderer. Sein Interesse für jede ausgezeichnete oder bemerkenswerthe Darstellung erlosch auch während der schwersten Krankheit nicht. Das Gelingen der Anfänger freute ihn von Herzen. Er war gerecht gegen jedes Verdienst und in Beurtheilung derer, die, seine eigenen Rollen übernehmend, ihn ersetzen sollten, nur gar zu nachsichtig.

Er wünschte Nichts inniger, als zur Annehmlichkeit des Theaterlebens im Allgemeinen beitragen zu können; und noch kurz vor unserer letzten Trennung erzählte er mir, wie er damit umgehe, einen umständlichen Aufsatz über „Ankleidezimmer" zu schreiben, in welchem er darstellen wollte, daß die Unruhe, Unordnung, Unsauberkeit derselben großen Theil an dem Unbehagen und daraus hervorgehender Vernachlässigung der Schauspieler, an der Gleichgültigkeit gegen ihren Beruf hätten, und wie sich schon durch anmuthige Umgebungen, durch kleine unscheinbare Annehmlichkeiten beim An- und Umkleiden segensreiche Wirkungen hervorbringen ließen.

Der Wunsch, seine eigenen Umgebungen so wenig als möglich störend auf eine heitere Phantasie wirken zu

lassen, lag tief in ihm, gehörte zu seiner feinen, zart organisirten Persönlichkeit und hatte — offenbar durch langen Umgang und Verkehr mit Goethe ausgebildet — im Laufe seines späteren isolirten Künstlerlebens ihn ganz durchdrungen. Dahin gehörte nun auch der ebenso begreifliche Wunsch, sich Alles Unangenehme, Lästige fern zu halten, um jene höhere Stimmung und Weihe zu bewahren, ohne welche eine reine Empfängniß erhabener und poetischer Gebilde unmöglich wird. Deshalb dünkte ihn sein Amt als Regisseur so beschwerlich, weil es ihn in eine Art von Geschäftsleben zwängte, welches den darstellenden Künstler als solchen nur hemmen kann. Dabei trat recht klar hervor, daß die Regie großer Bühnen Männern anvertraut werden müßte, die nicht selbst mehr ausübende Schauspieler sind, wenn gleich wünschenswerth, ja nothwendig bleibt, daß sie es waren.

Wolff sollte als Regisseur Briefe beantworten, Stücke prüfen, Dilettanten, Beschwerde führende Mitglieder, Schriftsteller u. A. bei sich empfangen und hören; für ihn täglich wiederkehrende Qualen, die ihm die schönsten Stunden verdarben. Nun muß man wissen, wie junge Theaterdichter in der Regel ein offenherziges Urtheil aufnehmen! —

Niedrige Verleumdungen, schmähliche (anonyme) Kritiken trafen den Aermsten; giftige Pfeile aus dunklem Hinterhalte abgedrückt von Menschen, gegen die er nur ein Unrecht begangen, daß er sie nicht beim ersten Besuch aus seinem Zimmer werfen ließ.

Als er sich endlich von diesen Dingen zurückzog; als er seine Thüre verschloß, um daheim Frieden und Muße zu finden; da klagten sie ihn des Stolzes, des Egoismus an. Wie wenn ohne solchen Egoismus, welcher sich eine Freistatt sichern will, jemals künstlerisches Leben und Wirken gedeihen könnten?

Doch Neid, Anfeindung, Verleumdung vermochten nicht, ihm Schaden zuzufügen. In den Augen aller Bessern stand er rein und edel da; und sogar Diejenigen, die gegen seinen Schauspielerruhm allerlei einzuwenden wußten, konnten ihm ihre Achtung, ja ihre Liebe nicht versagen.

Wer ihn in den letzten Jahren öfter gesehen; wer den Kampf beobachtet hat, den Furcht und Hoffnung in ihm kämpften, bis endlich an die Stelle zagender, unruhiger Erwartung düstere Entsagung trat; — der kann nur mit den schmerzlichsten Gefühlen sich seiner erinnern. In seinem Geiste war es so klar und hell; in seinem Herzen so lebendig; die Phantasie führte ihm tausend neue Bilder vor; mit freudiger Begier ergriff er jede künstlerische Neuigkeit, drang er darauf, die Arbeiten seiner Freunde kennen zu lernen; lebte dabei in Theilnahme gleichsam wieder auf! . . . und blieb dann allein, den vernichtenden Gram im Herzen, mit der Ueberzeugung, daß er nie mehr gesunden, daß er nie mehr jene Kunst werde üben können, in welcher sich geistig fortzubilden er niemals aufhörte. Wie viele schlaflose Nächte hat der liebenswürdige Mann da zugebracht! Wie sind die Träume anmuthiger Vergangenheit, finster

gepaart mit denen trüber Zukunft, durch seine Fiebergluth gezogen!

Und wie geduldig, wie gesellig-angenehm, wie empfänglich für jeden Scherz war und blieb er dennoch. Immer noch konnte man sich bei ihm erfreuen und beleben, immer noch aus seinem seelenvollen Auge Hoffnung für ihn schöpfen und manchmal sogar die täglich zunehmende Heiserkeit für eine heilbare halten.

Aber als im letztvergangenen Frühjahre der Laut seiner Stimme völlig verklang; als er nicht mehr im Stande war, zu sprechen, sondern nur schwach flüsternd sich mit schmerzlichster Anstrengung verständlich machen konnte; — da brach jedem Freunde das Herz. Es war so namenlos traurig, gerade ihn, den Redner wie es keinen mehr giebt, verstummen zu sehen. Es war, wie wenn die Sonne am blauen Himmel stände und ihre Strahlen eingebüßt hätte.

Und auch da noch ließ er sich nicht entmuthigen. Viele seiner Aeußerungen deuteten darauf hin, daß er nicht an Genesung glaube, aber er wollte Nichts versäumen, unterwarf sich jeder Cur, befolgte alle Vorschriften mit männlicher Ausdauer, lächelte zwar mitleidig zu unsern erheuchelten Tröstungen, faßte aber doch den Entschluß: wieder einmal die Bühne zu betreten; doch, wie sich von selbst versteht, in einer Rolle, worin er nicht zu reden brauche. Diesen krankhaften Wunsch zu erfüllen schrieb Raupach „das Ritterwort", ein Schauspiel, welches erst nach Wolff's Tode durch einen Andern dargestellt worden ist. Er schrieb es für seinen Freund, den er

achtete, durch dessen Freundschaft er sich geehrt fühlte, dessen Rath er hoch stellte, dessen Umgang er suchte. Unter den Thränen, die in Berlin bei der Nachricht von Wolff's Tode geweint wurden, kamen wenige aus betrübterem Herzen, als jene, die Raupach vergoß; und wenn dies ein ehrenvolles Zeugniß für unseren Verstorbenen ist, so wird sich auch unser Dichter nicht schämen, daß er es abgelegt. Auch er hat viel an ihm verloren.

Die Aerzte schickten Wolff zum zweiten Male nach Ems. Täglich wurde er dort kränker, es trieb ihn fort; in kleinen Tagereisen erreichte seine Gattin mit ihm Frankfurt a. M. Doch noch einmal flackerte die schwache Lebensflamme empor. Die letzten Worte, die er in sein Tagebuch geschrieben, heißen: „wir wollen fort!“ Gewiß ahnete er, daß er lebend noch bis Weimar gelangen werde! Dort blieb er ruhig, duldsam, ergeben, und der Kreis erprobter, treuer Freunde schloß sich eng und liebevoll um den Sterbenden. Jede Stunde war reich an Beweisen aufrichtigster Anhänglichkeit, er hat den letzten Athemzug gethan, umgeben von alten Bekannten und Vertrauten, wie in einer großen Familie. Der Trost der Religion, der er mit schwärmerischer Hingebung anhing, hat durch den Mund des katholischen Priesters zu ihm gesprochen, bevor er schied. Die Umstehenden können seines Erdenlebens letzte Tage nicht feierlich, nicht wundersam genug schildern. Niemand fühlte ein Grauen, Jeder drängte sich zu ihm, er starb einen schönen Tod.

Wo Schiller neben seinem hocherhabenen herzog-

lichen Freunde schlummert; wo Goethe's Grab bestellt ist, da liegt auch unser Freund; eine Leier bezeichnet sein Grab. Und wenn es dem Todten gleichgültig sein mag, wo er modert, wir dürfen uns freuen, daß Wolff in Weimar starb. Es liegt eine schöne, friedliche Bedeutung darin.

Im rauschenden Gewühle der Theaterwelt wird auch sein gefeierter Name verhallen; in seine Rollen werden Andere sich theilen, — und der Lebende hat Recht. Allein nicht vor Aller Blicken wird sein Bild erlöschen, nicht in Aller Herzen wird er sterben; die da wissen, was sie an ihm hatten, werden ihn nie vergessen.

Auf dem Kirchhofe des père Lachaise in Paris besuchte ich Talma's Grab; da legt man einen Kranz nieder.

Betrachten Sie diese Worte wie einen Kranz von dürftigen Winterblumen, den ich meinem seeligen Freunde habe auf's Grab legen wollen.

Er hinterließ uns Nichts als sein Gedächtniß, und dies zu ehren hat er selbst uns gelehrt.

Auch eine Tänzerin.

Wenn der Theaterfreund — im geistigen Sinne — schon die heutige große Oper als Gegnerin dramatischer Kunst zu beargwohnen berechtigt ist, um wieviel feindseliger muß ihm das Ballet entgegentreten, ihm und seinen hinwelkenden Hoffnungen für das Beste der Sache!

Das Wort, dieser ewige Träger und Vermittler des Gedankens, findet im Gesange doch bisweilen, obgleich ausnahmsweise, seine Geltung; in den Compositionen der Meister geht es würdig, bedeutungsvoll der Melodie zur Seite, behauptet den ihm gebührenden Platz, erhebt sich wohl gar auf Schwingen reiner Harmonie zu höherer Kraft, und nach manchen Abenden leerer, seelenloser Klingelei und wüsten Durcheinanderschreiens folgt dann wieder einmal ein Festabend, wo feierlicher Ernst, tiefes Gefühl, sinniger Scherz in Tönen zu uns sprechen.

Lassen wir den plastischen und mimischen Schaustellungen auf der Bühne ihren Werth; gestehen wir ihnen, besonders in der Oper, die zum Theil äußeren Gepränges bedarf, ihre Rechte zu, — immer wird es wahr bleiben, daß die Macht der Rede, des gesprochenen Wortes der darstellenden Kunst eigentlichste Seele ist; daß sogar mimische Mängel besiegt und vergessen werden können, wenn die Fülle der Diction uns mit sich fortreißt; wenn der Schauspieler, was ihm an Action abgehen sollte, durch den Klang sonorer Stimme, durch feurige Besonnenheit, durch meisterhafte Articulation, durch rhetorischen Wohllaut, durch poetische Klarheit ersetzt.

Von all' diesen schönen Dingen ist bei'm Tanze Nichts zu brauchen. Im Ballet, wie es die größten Städte Europas der Schauluft darbieten, wie es sich in verkleinertem Maßstabe auch an mittleren Bühnen zu regen versucht, wird jetzt Nichts weiter gethan, als getanzt! Was man nämlich tanzen nennt, und was sich zu dem Tanze vergangener Zeiten etwa verhalten mag, wie sich

modernes Operngebrüll zum Gesange früherer, besserer Tage verhält. — Die verschwenderische Pracht, womit Ballete ausgestattet zu werden pflegen, konnte mich, als ich noch jung und lebenslustig war, weder blenden über die Nichtigkeit und Stupidität dieser neuen Arrangements, noch waren die Windungen, Wendungen, Schwenkungen und Verrenkungen der wohlgewachsensten Tänzerinnen geeignet, mich zu entzünden und zu erregen. Dieses ewig wiederkehrende, gänsemäßige Ausstrecken eines Beines, dies abgeschmackte sich-um-seine-eigene-Achse-Drehen galt mir, während „Kenner" es für den Triumph einer Kunst (?) erklärten, nicht allein für geschmacklos, sondern auch für so langweilig, daß es jeden sinnlichen Eindruck vernichtete. Vergebens forschte ich, wo ich dergleichen Spectakeln beiwohnte, nach mimischen Talenten, welche mir durch ihre Darstellung das Wort ersetzen könnten. Ich weiß mich nur an zwei Personen zu erinnern, als Ausnahmen von der allgemeinen Regel, „daß die höhere Tanzkunst eine herz- und geisttödtende Hopserei geworden." Von diesen Beiden war der Eine kein eigentlicher Tänzer, sondern ein Pantomimist: der berühmte neapolitanische Komiker Calvarola (1823). Die Zweite war (vor dreißig Jahren) die Taglioni, deren Sylphide namentlich gegen den Schluß hin mehr sein wollte und mehr wurde, als eine durch Virtuosität blendende Balletfigur. Sonst, wie gesagt, widerte mich, auch in Paris, die ganze Tanzgeschichte förmlich an, und ich bildete mich nach und nach zu einem entschiedenen Antagonisten des Balletthums

aus, als welcher ich denn auch bei meinen Freunden galt und weidlich verhöhnt wurde, ohne mich zu bessern. Ich trieb es so weit, zu erklären, daß mir jedes hübsche, reinliche Bauernmädchen auf der Wiese mehr Anmuth und Reiz zu entfalten scheine, als jene dressirten, naturwidrigen Künstlerinnen, auf die Aller Augengläser sich richten. In dieser meiner Abneigung gegen den Götzendienst auf den Brettern ward ich ein Mann, später ein alter Mann mit grauen Haaren, und als solcher sah ich mich in Hamburg einmal gezwungen, mit einer befreundeten Familie das Stadttheater zu besuchen, wo ein großes Ballet aufgeführt werden sollte. Ich ging dahin mit Widerstreben und gähnte schon herzhaft, da ich an der Kasse mein Billet löste, bei dem Gedanken an drei getanzte Akte. Daß eine Tänzerin vom größten Rufe als Gast auftrat, konnte mich nicht trösten; — wußt' ich doch, wodurch ein Weltruf errungen wird! Ich meinte nur: wahrscheinlich dreht sie sich drei Mal öfter als die Andern, das ist die ganze Herrlichkeit!

Doch siehe da, statt herkömmlicher „Bravour" — wie es im Bewunderungs-Jargon heißt — zeigte sich die bescheidenste Grazie, und schon der Tanz an und für sich athmete Seele, Sinn, Bedeutung. Als jedoch die Handlung eintrat, als Liebe, Hoffnung, Furcht, Zorn, Leidenschaft, Todesangst im Laufe der Darstellung sich entfalteten, da vergaß ich die Tänzerin, da sah ich nur noch die große, unerreichbare Schauspielerin, die Rednerin ohne Worte, die Sängerin ohne Töne, die Meisterin, die Alles sagt und singt, die jubelt und jammert,

die uns heiße Thränen des Mitgefühls aus tiefster Brust in die Augen lockte, neben der all' jener gleißende Plunder verschwand, die mit keiner Anderen zu vergleichen ist, die einzige, unvergeßliche Fanny Elßler! —

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."
Sei es mir, einem gebrechlichen, alten Stückchen Mitwelt vergönnt, einen Kranz für Fanny zu flechten. Was ich von eigenem Grün dazu verwenden konnte, ist freilich sehr gering, denn ich besitze keinen Garten und treibe mich im Walde umher. Aber ich will doch eine Blume hineinflechten, eine Blume von hohem Werthe. Zwar hab' ich sie — gestohlen, habe kein Recht sie in meine Blätter zu schlingen; dennoch thu' ich's und nehme die Verantwortung auf mich.

Die Blume ist ein Gedicht von Franz Grillparzer. Es ward ihm heimlich abgewonnen, gelangte durch dritte, vierte Hand in die meine. Er schrieb es nieder, als Fanny zum letzten Male die Bühne betrat.

„So willst Du Dich der Kunst entziehen?
Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst! —
Was uns zum Schutz ein Gott verliehen,
Hat sich gelöst in Nebeldunst;

Das Gute, der Verstand, die Sitte
Zähmt nicht mehr dieses störrische Geschlecht,
Blind für das Unheil, taub der Bitte.
Nur die Gewalt behielt ihr altes Recht.

Nach außen die Gewalt der Waffen,
Nach innen zu der Künste Macht,
Die, was sie bilden, ähnlich schaffen
Dem Vorbild, das sich Gott gedacht;

So daß der Mensch in ihrem Spiegel
Halb sich, halb seinen Ursprung kennt,
Auf seiner Stirn das Geistessiegel,
Das nur noch leuchtet, nicht mehr brennt.

Dir ward die holde Macht gegeben;
Sei dankbar Du für so viel Gunst!
Nicht Dir allein gehört Dein Leben,
Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst!"

Grillparzer ist sehr sparsam gewesen mit Gelegenheitsgedichten, er bedurfte immer einer großen Anregung, sollte er ein Lied dieser Gattung anstimmen. Was er in solchem Sinne gab, war gewissermaßen stets der Ausdruck jener Empfindungen, welche die Edelsten und Besten um ihn her beseelten. So betrachtet darf dieser an Fanny Elßler gerichtete Zuruf einen Ehrenplatz in den Annalen des deutschen Theaters behaupten. Die Tänzerin, welcher Franz Grillparzer zuruft: „Gieb sie nicht auf, die heil'ge Kunst!" ist zwar auch eine Tänzerin gewesen, aber sie muß daneben eine seltene, große Künstlerin gewesen sein. Und es ist begreiflich, daß ein Dichter von so lebhafter Empfänglichkeit für alles Schöne und

Edle der Scheidenden sagte: Scheide noch nicht, gönne uns fernerhin noch die Freude Deines Wirkens!

Aber eben so war es klug und weise, daß Fanny sich freiwillig zurückzog, ehe die Zeit eingetreten, wo sie es endlich hätte thun müssen, — daß sie noch im vollen Besitze ihrer genialen Kraft den Muth hatte zu entsagen. Sie hat die Bühne aufgegeben, — die Kunst niemals. Denn die Kunst, welche unser Dichter mit Recht die „heilige" nennt, wohnt sicher und fest in guten, warmen Herzen neben allen Tugenden der Milde, Gottesfurcht, ungeheuchelten Frömmigkeit, Demuth, Nächstenliebe. Sie trennt sich nicht vom edlen Herzen, als nur dann, wenn es im Tode bricht, wenn die Erdenhülle in Staub fällt, damit eine freie Seele heimkehre in das Vaterland der heiligen, der ewigen Kunst. Und die wahre Künstlerin ist so wenig an diese Erde gebunden, als an die Bretter, auf welchen der Erde Treiben (oft sehr unkünstlerisch) vorgeführt wird.

Jene Zeile: „Nicht Dir allein gehört Dein Leben," scheint Fanny Elßler zum Motto ihres Daseins erwählt zu haben, schon ehe Grillparzer sie niederschrieb. Wer sie im Kreise ihrer vielen Verwandten sah, wer ihr unermüdetes Wohlthun, ihre Freigebigkeit, ihre anmuthige, häusliche Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit beobachtete, der wird verlegen sein, wo er sie höher schätzen soll: ob im Hause, ob auf dem Theater? — Und das will, glaub' ich, viel sagen!

Louise Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid' erfüllt, zurückschaut, wird sich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereignisse, durch genossene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüberleuchten und glänzen. Nur, wofern er recht aufrichtig sein will, wird er bald eingestehen müssen, daß dieser Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgespiegelt ist; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den sträflicher Leichtsinn, gierige Selbstsucht, Undank, Fahrlässigkeit, eine Thorheit, wo nicht sündhafter Frevel hinterließen. Fast in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns sogenannten Weltmenschen, ohne die Vorrechte sittenreiner, unsträflicher Erdenwaller antasten zu wollen — wird sich eine Spur der Reue mischen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's „Generalberichte" schalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengesetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu spät, dennoch immer früh genug kommt, in süße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag sinnen, wie ich will! Mag in einsamen Stunden ernster Selbstbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, besinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel stieg, noch heute vor meiner Seele schwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung,

eine sträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweiht hätte.

Es war ein frühlingsfrischer Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anstrengenden Arbeit beschlossen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Gesellschaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünstigte meinen Vorsatz. Nicht ein Wölkchen stand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfrischte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße stets nachfolgt, steigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtische doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes, wogendes Meer, auf dem bunte Blumen schwammen, schritt ich über weite Wiesen dem Eichwalde zu. Dort sucht' ich mir einen schattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutschen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verse, deren ich niemals satt werde. Nachmittag suchte ich mir ein kleines Dorf mit einem reinlichen Gasthäuschen auf, wo ich junge Hühner, frischgelegte Eier, Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. Die Mahlzeit ward rasch bereitet. Während ich so köstlich bei offenen Fenstern tafelte, von den Musikanten des uralten Birnbaumes draußen angesungen, wollte mein gutes Glück, daß ein Greis (mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, von einer bleichen, ärmlich-sauber gekleideten Frau geführt. Sie setzten sich weit von mir in einen Winkel, wo kein

Tisch vor der hölzernen Bank stand, ohne Etwas zu fordern. Die Wirthin achtete ihrer nicht. Ich fragte hinüber: Ob sie Nichts essen, Nichts trinken würden? Der Greis blickte seine Führerin an; sie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glase vom Schenktisch Wasser aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin sagte: meinetwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte sie mit ihrem Vater auf, meine Gäste zu sein. Sie kamen an meinen Tisch. Und wie es ihnen schmeckte! Wie gesprächig der alte Vater wurde! Sie hatten seinen Enkel besucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der „drüben, jenseit des Wassers" als Ziegelstreicher diente, aber jetzt krank gewesen war und lange Nichts erworben hatte; sonst hätt' er sie nicht „so leer" fortgeschickt, versicherten sie. — Ich übernahm seine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel schien. Dann bezahlte ich unsere Rechnung und schied, von ihren Segenswünschen begleitet. Und sodann suchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgensitz, im frischesten Erlengesträuch, unweit eines rieselnden Bächleins, wo Vergißmeinnichte zu Tausenden standen, wo Libellen sich auf kleinen Wellen wiegten, wo eine Schwarzdrossel den anderen Vögeln nachspottete, wo kein Mensch zu hören noch zu sehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum ersten Male, wie der Mensch am besten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in sanften Gefühlen. Nichts wünschend, Nichts erbittend, nur dankend für so viel unverdiente Seligkeit. Diese

Stunde ist mir unvergeßlich, und möge sie mir nahe stehen, wenn ich die Augen im Tode schließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langsam, o sehr langsam zur Stadt zurückgegangen.

Es schlief schon in den Gassen, da ich heimkehrte.

Seitdem ist gar viel Zeit verstrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie gestern. Es war der glücklichste Tag meines Lebens, weil es der reinste war.

Und mit dem Gedächtniß dieses Tages muß ich das Gedächtniß der Künstlerin vergleichen, deren Name als Ueberschrift meine anspruchslosen Zeilen schmückt. Manchen großen Meister hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauspielerin hat mich hingerissen zum lautesten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendste, was unsere Zeit im Gebiete dramatischer Darstellung vorüberführte, hab' ich gesehen, und es fehlt mir fast keine erhebende, belehrende, erfreuende Anschauung in Ernst und Scherz. Aber an jede dieser großen, begeisternden Erinnerungen knüpfen sich, wie sie mir im Geiste auftauchen, sogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen diese nun den Menschen, mögen sie den Künstlern gelten. Der feurigste Enthusiasmus, will er mit jugendlicher Gluth festgehaltene Eindrücke wieder magisch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verschiedener Gattung, die dem skeptischen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zersetzend zu prüfen — und sich dabei abzukühlen. Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in

seiner Stellung, dem Anderen Vernachlässigung zur Last, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in seinen Mitteln lag. Dort war maßloses Ausschreiten von der durch die Natur vorgeschriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerster Kräfte störend. Dann wieder überstürmte nicht selten wilde Leidenschaftlichkeit oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Ersten, die Edelsten thaten entschiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geschehen, daß Diese und Jene sich zu Versuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entschieden mißlangen. Große Tragiker belustigten sich — (aber sich allein), — als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Charakterschauspieler, einzig und unerreicht in scharfgezeichneten Genrebildern, wagten sich an heroische Gestalten, zu denen Kraft und Phantasie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder sentimentale Liebhaberinnen ersten Ranges mochten der Anreizung nicht widerstehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und selbst jene Eine, Einzige, Unvergeßliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das gewesen, was späterhin Louise Neumann für das bürgerliche Schau- und Lustspiel wurde; eben so eigen, so bevorzugt, so vornehmer Natur, so aristokratisch als Künstlerin! — sogar diese konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuschreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienste doch auch ungeschmälert bleiben sollen, trat vielleicht erkünstelte Manier, manierirte Künstelei ein, die zuletzt mit den sonst vortrefflichen, geist-

vollsten Darstellungen verwuchs und ihnen die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Säculums beim deutschen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren Anhänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedenktage hier und da im Gedächtniß ein schwarzes Kreuzlein zu stellen hätte.

Und insofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichsten, glückbringendsten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — freilich meist durch mein Verschulden — von schwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den oben erwähnten, reinen Sommertag ausgenommen.

Wie dieser steht mir Louise Neumann einzig da. Schönere Frauen, reizendere Schauspielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach gesehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbstbeschränkung, holdere Weiblichkeit sah ich auf der Bühne nie; sanftere Töne schlugen nie an mein Herz; sittsamere Grazie beseelte nie auch der seichtesten Rolle dürftiges Wort. Niemals trat sie aus ihren Schranken; niemals haschte sie nach Effecten. Wenn sie einen Tadel verdient, so ist es, daß sie in dieser Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewissermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succeß, den sie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geistig verklärende Wirkung, die sie auf alle Klugen,

Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beispiel ein sehr gemischtes Hamburger Parterre ihren leisesten Nuancen mit Ehrfurcht lauschen und selbst in heiteren Lustspielen viele Männeraugen von Freudenthränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe sagt, daß der edle, feine Anstand weder zu definiren, noch zu lehren sei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem bestehe, was Einer thut, sondern nur im Vermeiden, im Unterlassen alles Unschicklichen, Unzarten, Gemeinen. Auf gewisse Weise läßt sich etwas Aehnliches von Louisen's Darstellungsweise behaupten. Die Eigenthümlichkeit derselben, der Zauber, den sie auf jedes empfängliche Gemüth ausübte, lag (neben der Innigkeit eines von hellem Verstande und ausgebildetem Geiste geleiteten Gemüthes, neben der süßen, milden Gewalt ihrer meisterhaften articulirenden Sprache) hauptsächlich in consequentem Vermeiden alles Dessen, was andere, recht gute talentvolle Schauspielerinnen an ihrem Platze, an ihrer Stelle gethan haben würden, um die Sache zu machen, zu fördern, hervorzuheben. Dergleichen Künste erwartete man bei ihr stets vergeblich. Da gab es kein Betonen, kein Unterstreichen einzelner Wörter, kein Dehnen besonders erheblicher Perioden, kein Deuten mit den Händen, kein Wiegen des Kopfes, kein Rollen der Augen, kein Alarmzeichen vor herannahendem Abgange, kein Aufgebot irgend eines (sogar kritisch zu rechtfertigenden und erlaubten) Hausmittelchens. Da hörte und sah man immer nur, bei Rührung wie bei Spaß, bei feinem

Lustspiel wie bei flacher Posse, das Zunächstliegende, Wahre, Einfache, Natürliche, im Gewande veredelnder Kunst, umhaucht von keuschem Athem jungfräulicher Unbefangenheit. Sie durfte Alles auf der Bühne sagen; aus ihrem Munde verletzten auch die Minauderieen frivoler Pariser Anstößigkeit nicht. Jede Mutter durfte ohne Scheu ihre Töchter in's Schauspielhaus führen, wenn Louise Neumann auftrat. Ihr Erscheinen, ihr Gebahren glich versöhnend aus, was sonst vielleicht verletzt hätte.

Die künstlerische Ruhe, welche immer nur das Resultat höchster Meisterschaft ist, und die ihr zu eigen war, verlieh nicht allein ihrem Spiele jene dem Zuschauer wohlthätige Behaglichkeit, welche wir — ach, wie häufig! in Deutschland entbehren; sie theilte sich auch den Umgebungen mit und übte unwiderstehliche Gewalt aus. Man sah das, wo sie als Gast erschien; wo sie genöthigt ward, aus dem Rahmen ihres lieben, heimischen Burgtheaters heraus und auf andere, manchmal etwas ungehobelte Bretter zu treten. Mochten die dort Einheimischen anfänglich um die exotische Erscheinung herum sich noch so sehr abarbeiten und schreien; mochten sie noch so „scharfe Spieler" sein! — bald wurden sie stutzig, wenn sie Louisen's würdige Haltung, wenn sie die vornehme Zuversicht zu ahnen begannen, womit ihr Geist die Scene beherrschte. Nach und nach legten sie bei. Und blieb ihnen versagt, sich an solchem Beispiele zu veredeln, so wagten sie sich wenigstens nicht mehr über die Zauber-

kreise, die eine höhere Macht um das Mädchen aus der Fremde gezogen.

Das Theater hat schon unzählige Verluste gehabt, hat immer wieder Ersatz gefunden. Das Publikum findet sich in jeden Verlust, in manchen Ersatz, und endlich geht die Sache ihren alten Gang. Für die größten Künstler und Künstlerinnen stellen sich früher oder später befriedigende Nachfolger ein. Wenn man dennoch ausspricht, daß Louisen's Scheiden eine unausfüllbare Lücke läßt, so mag dieser Ausspruch nur Jenen wie ein schon häufig dagewesenes, leeres Schmeichelwort vorkommen, die in das innerste Wesen der Darstellungskunst einzudringen unfähig sind. Feiner organisirte Bühnenfreunde dürften solche Behauptung billigen. Die Neumann wird nicht nur fehlen, weil sie selbst fehlt; sie wird auch Denen fehlen, die mit ihr aufzutreten gewohnt waren, die nur mit ihr so spielen konnten, wie sie gespielt haben. Sie wird auch dem Publikum fehlen, wenngleich Viele, die dazu gehören, gar nicht begreifen werden, was ihnen denn abgeht, wo Jüngere, Schönere, brillantere Talente vor ihren Augen erscheinen und lautesten Applaus ernten? — Diejenigen aber, die da wußten, wodurch sie sich auszeichnete, und worin sie unnachahmlich bleibt, werden stets empfinden, was ihnen nun mangelt, und werden ihrer gedenken liebevoll, wehmüthig, froh, dankbar, wie .... je nun, wie ich meines reinen, frommen, unentweihten Sommertages unter Gottes blauem Himmel.

Clara Schumann.

(Offenes Sendschreiben. Gräz in Steiermark 1858.)

Geehrte Damen und Herren!

Ich wende mich nicht an den musikalisch-gebildeten, ja nicht einmal an den Musik liebenden Theil des Publikums. Diesem wüßte ich nichts Neues zu sagen, und das längst bekannte verstehe ich nicht aufzuputzen mit jenen Belegen wissenschaftlichen und technischen Verständnisses, welche die Würze eines gediegenen Berichtes über die wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst ausmachen. Ich spreche ganz einfach und schlicht zu Allen, welche mit mir auf einer Stufe stehen, das heißt: welche in Unwissenheit und sonder Vorbildung zu Concerten weiter gar nichts mitbringen, als ein offenes Herz und ein warmes Gefühl; deshalb von dem heutigen Virtuosenthume weniger angezogen, als abgestoßen werden, und schon so weit gekommen sind, gewissen mit großen Affichen beklebten Straßenecken aus dem Wege zu gehen. Kommt etwa noch dazu, daß sie allmonatlich mit Empfehlungsbriefen beglückt werden, die reisende Künstler ihnen bringen; haben sie in ihrer Nachbarschaft vier bis fünf unbarmherzige Dilettanten, die bei Tag und Nacht in gemarterte Claviere hineinpauken; sind sie so weit gerathen wie ich, daß ihnen das nur ausgesprochene Wort: „Fortepiano" schon eine Gänsehaut zu-

zieht; — nun, dann befinden sie sich grade in der richtigen Stimmung, diesen meinen Brief zu lesen, weshalb ich eine geehrte Redaktion um Aufnahme desselben ersuche.

Ich erfahre, daß der Direktor des hiesigen Theaters, Herr Balvansky die gesegnete Idee gehabt hat, Frau Clara Schumann unter den günstigsten Bedingungen, die ein Privatunternehmer irgend bieten kann, aufzufordern, sie möge noch ein Concert geben! Dank sei ihm dafür! Er kann es nicht in Absicht auf Gewinn, er kann es nur in ehrender Anerkennung und Huldigung einer so reinen, makellosen Celebrität und mit humaner Rücksicht auf diejenigen gethan haben, denen es entweder an Zeit, an Gelegenheit, oder an — Lust fehlte, die Concerte im Ressourcensaale zu besuchen.

Also, meine Damen und Herren, die Sie im Allgemeinen von Musik nichts wissen und verstehen, lassen Sie sich von Einem, der noch weniger als nichts davon versteht, kürzlich erzählen, was Sie im Schauspielhause erwartet, wenn Clara Schumann, geborene Wieck, auf der Bühne erscheinen und sich vor den Streicher'schen Flügel setzen wird.

Eine edle deutsche Frau und Mutter, in Tönen gewiegt und aufgewachsen; als zarte Jungfrau schon die würdigste Auslegerin des großen Beethoven, der unser Grillparzer damals eines seiner sinnigsten Gedichte widmete, hat sie seitdem dieses Daseins höchstes Glück und tiefsten Schmerz durchlebt und aus den furchtbarsten Prüfungen, die Gott dem Erdenmenschen auferlegen

mag, ihr treues großes Herz, ihren hellen klaren Geist, ihre ewig junge unerreichte Kunst gerettet. Mit dieser, in der sie athmet, fühlt und schafft, erhebt sie, was sonst an den Besten für Fertigkeit, Geschicklichkeit, Talent gelten kann, durch sich und ihre Persönlichkeit, zur vollkommenen, jedem Empfänglichen gleich verständlichen Weltsprache. Sie redet in Tönen, sie dichtet in Klängen; sie macht deutlich, was uns fremd, sie bringt nah, was uns fern war; sie knüpft die Blüthen eines vergangenen Jahrhunderts an die Knospen dieser Tage; sie schlingt zum Kranze, was ihre geweihten Finger berühren, und auf grünen Blättern zittern die Thränen ihres Unglücks gleich himmlischen Thautropfen. Sie hat das Trauerkleid nicht mehr abgelegt, welches sie für Ihn, den Unvergeßlichen, trug; der Ernst des Lebens schmückt sie mit sanfter Würde; aber uns, die ihr staunend lauschen, zaubert sie Lust in die Seele, und wie sie uns rührte, reißt sie auch zu lautem Jubel hin. Du lächelst mit nassen Augen, mag es nun der alte Sebastian Bach sein, den sie Dir vorführt; mag sie Beethoven neue Reize abgewinnen; mag sie Chopin's phantastische Träume erklären; mag sie Carl Maria von Weber und Felix Mendelssohn auf ihre unnachahmliche Weise feiern; — mag endlich der verklärte Geist sie umschweben, dessen Testament ihr anvertraut blieb, daß sie des seligen Gatten letzten Willen vollstrecke und Verkünderin seines Ruhmes werde vor aller Welt! Immer, immer wirst Du ihre Sprache verstehen, ihre Intentionen begreifen, ihren Gedanken folgen können. Sie hält Dir Sinn und

Empfindung an goldenen Fäden fest, und wenn Du heimkehrst, auf stillem Lager noch, klingen ihre Töne in Dir nach, wie die Harmonie ewiger Sphären, wie ein Lobgesang des Schöpfers.

Und wenn Du, mein Leser, meine Leserin, mir glauben willst, so mache es wie ich: überwinde Deine Scheu vor Clavierconcerten. Denn thust Du's nicht, so bestiehlst Du Dich selbst um eine unbeschreibliche Freude, um eine schöne, fromme Erinnerung, an denen ja ohnedies unser materielles Leben so arm ist. Glaube mir — und Du wirst mir's Dank wissen.

Eine wahre Geschichte.

Das sogenannte „zweite Gesicht" ward nicht allein hochromantischen Schotten verliehen. Auch andere Menschen, in ganz gewöhnlichen Lebensverhältnissen, mit herkömmlichen Pantalons versehen, erblicken bisweilen Vorgänge, Ereignisse, Personen oder wähnen sie zu erblicken, die noch fern sind, die sich als „Ahnungen" ankündigen. Aber nicht als dunkle Ahnungen, nicht als jene auftauchenden Gedanken und Gefühle, welche gar leicht, mögen sie heitere oder traurige Dinge vorhersagen, die folgerichtigen Ergebnisse einer unbewußt wirkenden Verstandesthätigkeit, einer consequenten, auf Erfahrung beruhenden, unwillkürlich vergleichenden Berechnung sein können; nein, wirkliche Erscheinungen! Visionen! Und nicht im Halbschlummer, nicht im nächtlichen Dun-

kel, nicht in niedergeschlagenen oder exaltirten Gemüthsstimmungen; nein, bei kaltem Blute, vollkommener Ruhe, mitten im Laufe alltäglichen Daseins! Die meisten Menschen achten nicht auf solche Sachen, wenigstens nicht, ohne daß irgend eine auffallende Begebenheit sie stutzig gemacht hatte. Wer aber darauf achten will, wird häufig Gelegenheit finden, sich zu verwundern. Gebe — um nur eins der gewöhnlichsten Beispiele zu nennen — jedweder Achtung, ob ihm nicht selbst geschehen ist und geschieht, was ich hier kürzlich schildern will, wie ich es häufig erlebte, seitdem ich zu denken weiß.

Man geht durch die Gassen einer größern Stadt; man glaubt einem Bekannten zu begegnen, an welchen man wer weiß wie lange nicht gedacht; man grüßt ihn verbindlich; doch durch den erstaunten Gegengruß aufmerksam gemacht, sieht man näher zu und erkennt seinen Irrthum; das ist ein ganz anderer, ganz unbekannter Herr. Nun denkt man: Wie war es möglich, diese zwei zu verwechseln? Und woher kam dir die Einbildung, es könne X. sein, der sich ja gar nicht hier aufzuhalten pflegt? Während man dies denkt, ist man dreißig Schritt weiter gegangen, biegt nun um die nächste Ecke und — rennt an den leibhaftigen X. an, der sich solches unerwarteten Zusammentreffens herzlich freut.

Zufall! rufen die klugen Leute. Zufall, hab' ich einigemal mitgerufen, solange ich mich auch für klug hielt. Nachdem sich ähnliche Auftritte unzähligemal wiederholt hatten, und ich mittlerweile zur Einsicht gelangt war, daß es mit meiner Klugheit überhaupt ver-

zweifelt schwach bestellt sei, bin ich fein säuberlich auf die Muthmaßung gekommen, das Wort Zufall sei im allgemeinen ein recht albernes Wort. Ja ich bin so kühn zu behaupten — . . . . nicht doch, ich will Nichts behaupten, was ich nicht beweisen könnte. Ich will nur erzählen.

Es ist geradezu unmöglich, von Ahnungen, welche sich als Visionen anmelden, zu plaudern, ohne dabei an jene düstern Mysterien zu streifen, die dem magnetischen Somnambulismus und all seinen bedenklichen, mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen angehören. Gott behüte mich, daß ich, ein Laie, mich in Gebiete verlaufen sollte, über deren Dunkel sogar die Wissenschaft noch kein genügendes Licht verbreiten kann und worin es dem ehrlichen Zuschauer so schwer wird, Wahrheit von Täuschung, sogar vom absichtlichen Betrug zu sondern. Nur ein eigenes Erlebniß will ich hier mittheilen, damit es meiner kurzen „wahren Geschichte" als Einleitung und der Gabe des zweiten Gesichts zur Bekräftigung diene.

Ein biederer, von jeder Charlatanerie freier Mann besuchte mich, als er nach zehnjähriger Abwesenheit in die steyrischen Berge heimkehrte. Er hatte mir einige Briefe hochgeachteter Freunde überreicht, die ihn als gewaltigen, heilkräftigen Magnetiseur schilderten. Englische und deutsche Zeitungsartikel priesen seine Wirksamkeit. Ich stellte mich ihm ungläubig gegenüber, was er in ruhiger Milde hinnahm. Seine nachsichtige Freundlichkeit führte lange, sich wiederholende Gespräche zwischen

uns herbei, deren Inhalt mich fesselte. Was er aus der Fülle seiner Erfahrungen zum besten gab, trug immer den Stempel innigster Ueberzeugung. Es sei mir gestattet, nur eine Probe davon einzuschalten. Ich lasse ihn selbst reden.

„In Moskau magnetisirte ich mit Willen und unter medicinischer Obhut ihres Arztes eine Dame, die während der Clairvoyance ein Antlitz von wahrhaft himmlischer Schönheit zur Schau trug, sodaß ihr sie zärtlich liebender Gemahl den Wunsch äußerte, er möchte ein Bild besitzen, in welchem dieser beseligende Ausdruck künstlerisch festgehalten sei. Ich schlug die Photographie vor und die Kranke gab wachend wie schlafend ihre Zustimmung. In Moskau befand sich zur Zeit nur Ein guter Photograph, der jedoch neben seinem Rufe als solcher auch den Ruf eines rohen, dissoluten Menschen hatte. Das konnte mir für unsern Zweck gleichgültig sein. Er wurde befragt und ging gegen ein angemessenes Honorar darauf ein, seinen Apparat in die Wohnung meiner Patientin bringen zu lassen. Als er sich zur bestimmten Stunde einstellte und die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, zeigte er den bittersten Hohn über „die Komödie, welche hier gespielt werde," und sprach sich mit kränkendem Spotte dawider aus. Ich that, wie wenn ich ihn nicht verstünde, um die Aufnahme des Bildes nicht zu stören. Da er aber aus der für ihn eingerichteten Dunkelkammer mit der Versicherung heraustrat, das Experiment sei befriedigend ausgefallen und „Madame dürfe sich nicht länger

unnöthigen Zwang auflegen," da übermannte mich gerechter Zorn und ich fuhr unwillig auf: „Wohlan denn, mein Herr, damit Ihre beleidigenden Zweifel mit Einem Schlage vernichtet seien, richten Sie jetzt gleich durch meine Vermittelung eine Frage an die Kranke, auf welche Ihrer Meinung nach kein Mensch auf Erden genügende Antwort zu ertheilen vermöchte." Er blickte mich hohnlächelnd an und sprach mit herausforderndem Trotze: „So mag Madame mir sagen, wo meine Mutter sich befindet und was sie in diesem Augenblicke thut?" Ich stellte diese Frage, nachdem ich mich mit ihm in Rapport gesetzt, an die Schlummernde. Kaum war es geschehen, so bereute ich schon meine Voreiligkeit, denn die Arme zeigte sogleich durch ihre leidenden Züge, wie peinlich ihr die Aufforderung war. Erst nach sichtbarem Kampfe erfolgte die Entgegnung: „Ich sehe sie, aber weit — weit vom Lichte!" Der junge Mann spottete: „Das ist Nichts, das kann jeder sagen!" Ich ließ mich, verletzt durch sein Benehmen, verleiten, noch einmal schonungslos auf nähere Angaben zu dringen. Da that sie sich Gewalt an und stieß, indem sie convulsivisch zuckte, den Schrei aus: — „Hu, ein rother Strich um den Hals — ein Schnitt . . ." „Ich näherte mich ihr, bemühte mich, sie zu calmiren; als es gelungen war, erblickte ich unsern skeptischen Artisten nicht mehr; er hatte sich rasch entfernt. Meine Patientin fühlte sich beim Erwachen schwächer als sonst, und ich machte mir um so ernstlichere Vorwürfe, weil mein Zweck, jenen zu überzeugen, verfehlt schien. Doch am zweiten Tage, da

er mir das sehr gelungene Lichtbild überbrachte, stellte er sich wie ein völlig Umgewandelter dar. Bleich und vergrämt stand er vor mir. „Ich bin," hub er an, „der natürliche Sohn einer Deutschen, welche in Petersburg lebte und für deren Neffen ich galt. Außer mir und ihr wußte Niemand, daß sie meine Mutter war. Sie liebte mich mehr als ihr Leben. Ich habe ihre Liebe mit Undank vergolten, ein ruchloses Dasein geführt, ihr Vermögen leichtsinnig vergeudet, sie an den Bettelstab gebracht, sie herzlos behandelt. Noth, Kummer, Verzweiflung machten sie zur Selbstmörderin; sie hat sich den Hals durchschnitten. Das mußte ich Ihnen bekennen! Eine härtere Strafe, als ich gestern empfing, konnte mir nicht werden! Ich zweifle nicht mehr an Ihrer Hellseherin!""

* * *

Diese und ähnliche Mittheilungen, obgleich auch ich ein Zweifler, wenigstens kein Gläubiger bin, fesselten mich doch sehr. Und weil der merkwürdige Erzähler eine wie die andere ohne jegliche Ostentation, in natürlichster Einfachheit gab, gewann er sich nach und nach in mir einen andächtigen Zuhörer. Nun hatte er mehrfach hingeworfen geäußert, daß auch er die Gabe des Blicks in die Ferne von Zeit und Raum, jenes „zweiten Gesichts" besitze; und da beschloß ich, ihn meinerseits gleichfalls auf die Probe zu stellen. Das geschah auf folgende Weise:

Ich hatte auf meinem täglichen Spaziergange wochen-

lang am Laden eines Trödlers das in Oel gemalte Porträt eines Jünglings von etwa sechszehn, höchstens achtzehn Jahren hängen sehen und mich bei jedesmaligem Anblick zu besinnen versucht, woher dies Gesicht mir bekannt sein könne? Diesen von einer Fülle gelockter Haare umgebenen Kopf meinte ich schon lebendig gesehen zu haben, fand jedoch nicht den geringsten Anknüpfungspunkt. Zuletzt entschloß ich mich, Erkundigungen beim Trödler einzuziehen. Der wußte mir Nichts zu sagen, als daß er dies Bild sammt anderm alten Gerümpel bei einer Versteigerung gekauft habe und bot es mir für einen Gulden an. Ich zahlte den Gulden, ließ es aus dem Rahmen lösen, den ich nicht begehrte, rollte es zusammen und trug es heim. Lange hatte ich's wie zur Schau in meinem Zimmer ausgelegt. Wer sich nur bei mir blicken ließ, war befragt worden. Niemand hatte etwas von dem Original gesehen. Endlich hatte ich's beseitigt, fast vergessen. Nun kam es mir wieder in's Gedächtniß; da suchte ich's aus einer bestaubten Mappe hervor und bat den magnetischen, fernblickenden Freund um Aufschluß.

Er betrachtete das (in künstlerischer Beziehung vielleicht fehlerhafte, doch höchst ausdrucksvolle) Portrait lange und aufmerksam, versenkte sich hinein mit den Augen seiner Seele und sagte mit Bestimmtheit: „Der junge Mensch hat sich selbst gemalt; er hat sich treu wiedergegeben; wer dies Bild gesehen, müßte ihn erkennen auf den ersten Blick; doch er ist todt. Ich vermag

weder anzugeben, wann er sich gemalt hat, noch wann er gestorben. Daß er nicht mehr lebt, das fühle ich; das ist gewiß!"

Es erging mir bei diesem zuversichtlichen Ausspruche, ich will's ehrlich gestehen, wie dem moskauer Photographen, nur daß ich den Gedanken nicht aussprach: „Das kann jeder sagen!" Und dabei blieb's für's erste und jenes Bild wurde wieder in die Mappe gelegt.

Kurze Zeit nachher fand sich ein Bekannter bei mir, der mich lange nicht aufgesucht. Er plauderte viel über die Filiale des Wiener Kunstvereins und zeigte rege Theilnahme dafür, nannte und kannte auch verschiedene Maler und Zeichner. „Ei," unterbrach ich den Fluß seiner Rede, „bist du in dieser Welt heimisch, vielleicht hast du auch Kenntniß von einem strebenden Künster, dessen Spur ich schon lange vergeblich suche, ohne etwas über ihn erfahren zu können!" Und ich wies mein Bild kaum vor, als Herr von S. ausrief: „Ha, das ist der junge E., der als Knabe schon, während er die Realschule besuchte, großen Beruf zur Malerei zeigte und damals diesen Kopf aus eigenem Antriebe vollendete! Als armer Eltern Kind empfing er Unterstützungen, um an einer größern Akademie seine Studieen zu machen, starb aber in M. sehr frühzeitig."

Und somit hatte der Fernseher richtig gesehen, der „rückwärts blickende Prophet" die Vergangenheit meines Unbekannten durchschaut und das „zweite Gesicht" war wieder einmal zu Ehren gelangt.

Oder darf man's „Zufall" nennen?

Nach Belieben. Dann ist meine „wahre Geschichte" auch nicht sicher, so genannt zu werden. Auf die Gefahr hin schreib' ich sie dennoch nieder.

Ich war im Jahre 1839 aus Rußland in die deutsche Heimat zurückgekehrt, brachte einen Theil des Sommers in Schlesien zu und empfing in Grafenort den Besuch meines lieben Freundes August Kahlert, welcher als Privatdocent sich bei der Universität unserer Vaterstadt Breslau habilitirt hatte, wo er vielbesuchte literarisch-historische und ästhetische Collegien las. Er beklagte sich mündlich, wie er es auch schon brieflich gethan, über die Zurücksetzung, die er von seiten des Unterrichtsministeriums erdulde, indem er fortdauernd bei Ernennung neuer Professoren übergangen werde und erst kürzlich wieder die jüngst erledigte Stelle in der Facultät durch einen Fremden besetzt worden sei. „Es wird mir," sprach er betrübt, „zuletzt doch Nichts anderes übrig bleiben als — obwohl mit schwerem Herzen — meine theuere Viadrina zu verlassen und mir irgendwo, außerhalb Preußen, ein Plätzchen zu suchen! Das kränkt mich um so tiefer, weil ich mich meiner Thätigkeit und meines Fleißes rühmen darf und weil ich doch durch die großen Hörerkreise, die ich um mich versammle, Zeugniß genug ablege, daß ich nicht ohne Erfolg strebe und wirke!"

„An wem hängt denn das eigentlich?" fragte ich voll Antheil. „Läßt sich denn Sr. Excellenz nicht beikommen auf diese oder jene Weise?"

„Ach, der Minister geht auf derlei Details selten ein; das bleibt dem „Professorenmacher" in den meisten Fällen überlassen!"

„Und wer ist dieser gefährliche Mann?"

„Je nun, der Geheimrath Johannes Schulze!"

„Der? Ja, Freund, weshalb gehen Sie dem nicht zu Leibe?"

„Ich mag nicht betteln! Will er mich nicht anerkennen ohne mein Zuthun, so entsag' ich lieber! Die Sonne scheint überall und anderswo vielleicht heller und wärmer als in Schlesien. Zum Beispiel in Heidelberg?"

„Gewiß, Freund! Aber uns Schlesiern scheint ihr Schein nirgends wohlthuender wie in der Heimat. Und auch Ihnen würde die Trennung schwer genug werden."

So plauderten wir lange hin und her. Ich nahm die Erinnerung dieser Stunde mit nach Berlin und konnte mir nicht oft genug wiederholen, daß dem verdienstvollen, gerade um unser Breslau nach vielfachen Richtungen hin so verdienten thätigen, alles Gute und Edle regsam fördernden Kahlert großes Unrecht widerfahre.

Da begab es sich, daß ich, zu einem Diner bei Amalia Beer eingeladen, zwischen deren Sohn Wilhelm und dem Geheimen Legationsrath Philippsborn zu sitzen kam; unsere Gegenüber waren Alexander von Humboldt und — Geheimrath Johannes Schulze. Letztern kannte ich nur wenig. Ein einziges Mal war ich mit ihm in nähere persönliche Berührung gerathen, bei einem unserer Goethe-Feste in der Literaria, wo er mich wegen

eines von mir gesungenen Tischliedes belobte und sich als ehemaliger „Weimaraner" vorstellte. Ich wußte das wohl noch recht gut, meinte jedoch keineswegs, daß er sich daran erinnern, noch überhaupt geneigt zeigen werde, von mir Notiz zu nehmen. Nun wendete sich das Gespräch an unserm Flügel — ich besinne mich nicht mehr, wie und warum — auf das Schauspiel „Shakespeare in der Heimat" und Humboldt fragte, weshalb es noch nicht auf der Hofbühne dargestellt worden sei? Geheimrath Schulze zeigte einiges Interesse für diesen Titel, erkundigte sich nach dem eigentlichen Inhalt des Dramas, sprach mit sichtbarer Theilnahme wohlwollend über meine Versuche und wir geriethen nach und nach in recht lebendige Unterhaltung. Mitten im Reden fuhr mir plötzlich Kahlert's Aeußerung, die „Professorenmacherei" betreffend, durch den Sinn und ich fand eine absichtliche Fügung in diesem höchst unerwarteten Zusammentreffen und in dem noch unerwartetern Entgegenkommen des gewaltigen Mannes. Ich beschloß, solche Fügung nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Ich raunte meinem Nachbar Wilhelm Beer in's Ohr, um was es sich handle und bat ihn, mir den Herrn Geheimrath nach aufgehobener Tafel einfangen zu helfen und mit mir vereint Kahlert's Loblied anzustimmen, wozu ich ihm, so gut es sich flüsternd thun ließ, Text und Melodie beibrachte. Daß Kahlert, dessen ästhetische Bildung sich bekanntlich auch auf gediegenes musikalisches Wissen ausdehnte, Bruder Meyerbeer in verschiedenen kritischen Aufsätzen mitunter getadelt habe, hielt ich für angemessen, jetzt nicht

besonders hervorzuheben. Wilhelm ging willig auf meine Bitten ein. Wir „stellten" den allmächtigen Mann, Altenstein's rechte Hand, jagdgerecht in einer von schwerseidenen Gardinen umhangenen Fenstervertiefung und Alexander von Humboldt, meine flehenden Winke auffassend, zeigte sich bereit, auf humoristische Weise mitzuhelfen. Lasse sich doch Niemand irre machen im guten Glauben an Humboldt's Herz! Und wenn sie wer weiß was für Proben einer spitzigen, scheinbar in Galle getauchten Feder ausstöbern; und wenn sie unzählbare Aeußerungen seiner scharfen Zunge, seines von kleinen witzigen Bosheiten übersprudelnden Mundes beibringen! Das beweist Nichts, gar Nichts gegen sein reines, edles Herz, dem Groll, Spott, Hohn, Falschheit oder Undank fern lagen; Nichts gegen seine liebevolle Gesinnung, die sich keinem Wunsche verschloß, keiner Bitte versagte, keine Mühe scheute, zu helfen, zu trösten, zu fördern! Man muß ihn gekannt haben!

Wir standen nun vier Männer, jeder eine Tasse mit schwarzem Kaffee haltend, beisammen und ich predigte August Kahlert's Verdienste in Johannes Schulze hinein. Freund Wilhelm respondirte als mein Küster und der große Alexander that von Zeit zu Zeit einen Schwerthieb in die Knoten, welche der Geheimrath aus Bedenklichkeiten und Rücksichten schlang. Was ich nur zu meines lieben Landsmannes gerechtem Lobe aufzufinden wußte, sagte ich aus; doch zeigte sich geringer Effect. Trotz all' seiner verbindlichsten Formen und der Versicherungen

besten Wohlwollens für „beide Schlesier" hielt der in die Enge Getriebene — das war unverkennbar — immer noch mit einem Trumpfe zurück, den er wider mich ausspielen wollte. Da faßte mich endlich die Ungeduld und ich rief: „Aber was haben Sie denn eigentlich gegen ihn? Ist er verleumdet worden?"

„Keineswegs! Und ich habe gar nichts gegen ihn! Und ich glaube alles, was Sie Gutes von ihm sagen! Und dennoch mache ich ihn gewiß nicht zum Professor, bis — —"

(Dreistimmig:) „Bis? — bis? — bis? —"

„Bis er ein tüchtiges Buch geschrieben hat; ein Werk, welches man vorlegen, womit er Ehre einlegen, worauf man fußen kann. Er mache ein solches Buch, dann mache ich ihn zum Professor! Eher nicht!"

Meine Herren Secundanten blickten mich forschend an; sie hielten mich für geschlagen. Ich aber hielt mich meines Sieges nun so gewiß, daß ich freudig die Tasse leerte, sie beiseite stellte, den Geheimrath von der seinigen befreite und salbungsvoll anhub:

„Es läßt sich kaum denken, daß mein lieber Freund versäumt haben sollte, Ihnen pflichtschuldigst sein vor Jahren schon erschienenes bedeutendes Werk zu Füßen zu legen. Wahrscheinlich ist dieses Buch unter der Masse von Zusendungen ähnlicher Gattung Ihrer Aufmerksamkeit entschlüpft. Sonst ist es nicht denkbar, daß einem Herrn von so viel Geist, von so regem Interesse für Literatur dies in vielfacher Beziehung wichtige, lehrreiche,

von allen Fachmännern gewürdigte und oft benutzte Product redlichsten Fleißes unbekannt geblieben oder aus dem Gedächtniß entschwunden wäre! Dr. August Kahlert hat (Breslau 1835) erscheinen lassen: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie.“ Da es sich so glücklich trifft, daß ich ein Exemplar mit mir führe, erbitte ich mir die Erlaubniß, es Ihnen morgen, wenn ich mein Drama abliefere, mitbringen zu dürfen. Versprechen Sie mir, Herr Geheimrath, es aufmerksam durchzulesen?“

„Das verspreche ich Ihnen gern,“ sagte er, „und ich will Ihnen herzlich dankbar sein, wenn ich dadurch veranlaßt werde, nachzuholen, was nach Ihrer Ansicht längst hätte geschehen sollen!“

Liebenswürdiger konnte sich ein solcher Mann in Amt und Würden unmöglich gegen einen Komödienschreiber und -Spieler benehmen.

Man wird mir auf's Wort glauben, daß ich nicht zögerte. Am nächsten Morgen setzte ich eine recapitulirende, schönstilisirte Epistel auf, packte sie mit meinem „Shakespeare“ und mit Kahlert's Literaturhistorie zusammen, bürstete meinen Hut und eilte zu Schulze, wo ich natürlich nicht vorgelassen wurde, denn er befand sich im Ministerio, gab Packet, Brief, Visitenkarte mit kolossalem i. P. dem Diener und — harrte.

An Kahlert zu schreiben, meine Hoffnungen zu verkündigen — das ließ ich bleiben. So viel Weisheit hatte ich mir doch schon im Leben gekauft, daß ich bedachte, man dürfe niemals voreilig triumphiren. Aber ich harrte.

Und da sollte es denn heißen: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.“ Von Tag zu Tag wähnte ich, eine Botschaft zu erhalten; jedes Mal, wenn es an meine Thür klopfte, dachte ich, dies sei Geheimrath Schulze. Nicht in Person! Nein, bis zu einem Gegenbesuch, den er mir hätte machen sollen, verstiegen sich meine Einbildungen nicht; doch auf eine freundliche Zuschrift rechnete ich fest. Und rechnete so lange, bis ich einsah, daß ich mich verrechnet habe! Es erfolgte absolut gar nichts; kein Dank für die Bücher, kein Wort des Grußes, nicht einmal eine Visitenkarte. Und wie ich denn nach mehreren Wochen wieder bei Beers speiste und Wilhelm mich fragte: „Nun, wie steht's? Haben wir einen Professor zu Stande gebracht?“ mußte ich niedergeschlagen bekennen: „Nicht die Probe!“

Ich schimpfte ein bischen; sobald ich aber nur meinem Herzen Luft gemacht, ließ ich die Sache fallen, ging eigenen Angelegenheiten nach, dachte nicht mehr an Kahlert und seine Professur. So steht's um die Freundschaft! Ich vergaß den Geheimrath, die Bücher, die beabsichtigte Mahnung im berliner Wirbel und Schwirbel; und ehe ein Vierteljahr in's Land gegangen, hatte ich gar meinen treuen breslauer Freund auch vergessen, was allerdings schlecht genug, aber dem Laufe irdischer Dinge und der Natur des Menschen ganz entsprechend war. Es muß aber doch — und dies sage ich zu meinem und anderer ehrlichen Leute Trost — in unserm selbstsüchtigen, leichtsinnigen, zerstreuungslustigen Wesen irgendwo ein ver-

borgnes, sicheres Plätzchen geben, einen Versteck, ein so zu sagen „feuersicheres Gewölbe" wo die gute schwache Seele ihre bessern, reinen Empfindungen verwahrt. Und aus solchem heiligen Deposito müssen bisweilen Regungen an die Oberfläche dringen. Sonst könnte mir damals nicht geschehen sein, was jetzt folgt.

Mein berliner Aufenthalt näherte sich bereits dem Ende; ich richtete mich schon zur Abreise ein — da begab sich's, daß ich eines schönen Tags nach Mittag um 1 Uhr meiner Wohnung zuging. Diese befand sich am Werder'schen Markte, der kleinen zierlichen Kirche gegenüber bei einem Schneidermeister, der „Chambre garnie für einzelne Herren" vermiethete und dessen Frau mich zugleich „in Kost" genommen hatte. Die Speisestunde schlug; ich eilte. Wie ich in's Haus trat, stand plötzlich ohne irgend eine mir bewußte Veranlassung, das kann ich beschwören, die Kahlert-Schulze'sche Angelegenheit vor mir. Und ich erblickte, wirklich und wahrhaftig, wie auf einem Bilde den Herrn Geheimrath, welcher mir zurief: „Ich habe absichtlich gezögert mit meinem Danke für Ihre Gaben, weil ich erst kommen wollte, wenn die Beförderung des breslauer Freundes expedirt wäre!" Dies Bild vor Augen, diese Aeußerung im Ohr, stieg ich die hohe Treppe hinauf, meine Wirthin trug mir die zinnerne Suppenschüssel schon entgegen, ich setzte mich, und wie ich mit der Kelle zu schöpfen begann und gleichsam als Antwort auf Schulze's Anrede vor mich hin in die (ich weiß es sehr genau) „Griessuppe" hinein mur-

melte: „Was das für unsinnige Phantasieen sind!“ steckte die Schneiderin den Kopf zwischen die halbgeöffnete Thür: „Der Herr Jeheimderath Schulze!“ — Gleich nachher stand er vor mir, ein großes, amtlich gesiegeltes Schreiben in der Hand und wiederholte fast wörtlich, was ich eine Minute früher zu hören gewähnt. Nur, daß er seinen Satz nicht zu Ende brachte, aus Schrecken über mich, der ich todesbleich und stumm ihn anstarrte, — so zwar, daß er meine Wirthin zu Hilfe rief, denn er fürchtete, ich würde umsinken.

Der große Brief, der in wenig Stunden die Fahrt nach Breslau antreten sollte, war Kahlert's Ernennung zum Professor.

Ich weiß sehr wohl, was derjenige, der diesem Vorfall das Gewand des Wunderbaren abstreifen will, einzuwenden hat. Er braucht blos anzudeuten, wie nahe ein solcher Ausgang doch lag, und wie eben kein besonderer Scharfsinn dazu gehörte, ihn vorherzusehen, nachdem mir einmal wieder die Sache in's Gedächtniß gekommen war. Und was dieselben Worte betrifft, meint der Erklärer, so mag es die Einbildung des Erzählers damit nicht so genau nehmen.

Gut. Dazu will ich schweigen, obschon ich's als unwahr zurückweisen könnte.

Aber auffallend wird es doch jedem unparteiischen Denker bleiben, daß ich nach Monaten gerade erst wieder mich lebhaft mit diesem Gegenstande beschäftigte, in demselben Augenblick, wo die Hauptperson des

ganzen Auftritts um die Ecke des Hauses biegen wollte, in welches ich ging; wo der Geheimrath natürlich an mich dachte; wo unsere Seelenkräfte sich begegneten!

Soll das jedoch auch wieder „ein Zufall" heißen? Nun, dann ist eben dieser Zufall das Wunderbare.

Und eins scheint mir so unerklärlich wie das andere. Von Unerklärlichem freilich will unsere aufgeklärte Zeit Nichts mehr hören.

Das Schillerjubelfest.

Von Dresden aus ging die erste Anregung zur Allgemeinen Deutschen Schillerstiftung. Mit unermüdlicher Thätigkeit wirkten mehrere Männer verschiedenen Standes und Berufes dafür, daß diese (von mancher Seite her auch feindselig behandelte) Idee in's Leben treten könne. Gutzkow sprach der Sache in seinen „Unterhaltungen am h. H." mit eindringlicher Beredsamkeit das Wort und forderte mahnend und dringend zu Sammlungen, zur Bildung von Zweig-Vereinen auf. Die innerste Seele des Ganzen, wenn schon weniger in den Vorgrund tretend, war der verstorbene Dr. Julius Hammer, der liebenswürdigste, sanfteste, edelste Mensch; der Poet, dessen „Schau um Dich, schau in Dich" an Goethe's und Rückert's ewige Sprüche, an Leopold Schefer's „Laienbrevier" sich anschließt. Ein Mann, obgleich begraben, doch unvergessen fortlebend im Gedächtniß eines Jeden, welcher ihn kannte. Durch Ein-

sammlung einiger Beisteuern, die ich aus Gräz in Steiermark nach Dresden beförderte, entstand in mir der Gedanke: ob es nicht ausführbar sei, auch in obengenannter Stadt eine Filiale zu gründen? Die Sache bot große Schwierigkeiten dar; denn in Wien hatte man bereits vergeblich um amtliche Bewilligung dazu nachgesucht; und die Gräzer Behörden, bei welchen ich anklopfte, schienen durchaus nicht geneigt, unnützerweise vergebliche Schritte zu thun. Doch wagten sie endlich einen Versuch und sandten meine Eingabe gen Wien. Natürlich erhielten wir keine Resolution.

Ich ließ nicht nach. Schon mehrere Jahre vorher hatte ich mir die Erfahrung erworben, daß in solchen Fällen der gerade Weg der beste sei. Weil eben neuerdings bei oftmals recht unzeitig angebrachten confessionellen Streitigkeiten, Verdächtigungen und Klatschereien immer wieder behauptet wird, die Protestanten in Oesterreich wären, trotz aller anders lautenden Zusagen, vielfältigen Chikanen ausgesetzt geblieben, will ich den Hergang jener mich ermuthigenden Angelegenheit der Wahrheit gemäß erzählen.

Vermöge des jüngst abgeschlossenen Concordates waren die Katholiken berechtiget, von nun an uns Protestanten das Begräbniß innerhalb ihrer Friedhofsmauern zu versagen. Das hieß so viel als: „Ihr habt für eure eignen Ruhestätten zu sorgen!“ Ganz in der Ordnung. Doch die Gräzer protestantische Gemeinde ist nicht reich, hatte sich durch den Ausbau ihrer Kirche in große Kosten gesetzt und vermochte die Ankaufssumme

für ein passendes Stück Land unweit der Stadt nicht sogleich aufzubringen. Ich beschloß folglich, unter Beihilfe deutscher Dichter, Gelehrter und Schriftsteller ein „Album" für diesen Zweck herauszugeben. Die Aufforderung, solchem Unternehmen thätig beizutreten, durfte ich nicht in die Welt schicken ohne höhere Bewilligung. Das lag in der Natur der kitzlichen Verhältnisse. Als ich mich mit meinem Vorhaben auf der Statthalterei meldete, machte man große Augen, und mein gütiger Gönner, Herr Vicepräsident von F. fragte mich (mit anderen Worten zwar), ob ich etwa verrückt worden sei, derlei durch das Concordat veranlaßte Aufregungen noch vermehren zu wollen? Jede Vermittelung wurde freundlich, aber entschieden zurückgewiesen. Das Leben kann's nicht kosten, dachte ich, schob den Entwurf zu meiner Aufforderung in ein Briefcouvert, fügte ein paar Zeilen bei, des Inhalts: „Ew. Excellenz werden mir als ein strenger aber gerechter Mann geschildert; Sie wollen entscheiden, ob ich etwas Unrechtes wünsche" und adressirte: An den k. k. Polizeiminister Freiherrn Kempen von Fichtenstamm." — Wenige Tage nachher war die Erlaubniß in meinen Händen . . . und das Album, Dank sei es der Unterstützung von allen Seiten, gedieh. Auch von katholischer Seite wurde ihm christlicher Antheil gewährt. Nur der Redacteur einer einflußreichen Zeitung, mir übrigens wohlwollend gesinnt, weigerte sich, die Anzeige zu besprechen, indem er mir schrieb: „Verlangen Sie sonst von mir, was Sie wollen, doch Nichts für protestantische Zwecke!" Erst nachdem ich ihm

erwidert: „Ich hätte gar keinen anderen Zweck, als Geld für einen Begräbnißplatz herbeischaffen zu helfen, weil ich die Bemerkung gemacht, daß unbegrabene Protestanten durchaus nicht besser röchen, als unbegrabene Katholiken" — erfüllte er meinen Wunsch. Genug, ich hatte das durchgesetzt. Und dessen erinnerte ich mich, wie es mit der Schillerstiftung nicht vom Flecke ging, schrieb an den Minister Alexander Bach; setzte ihm auseinander, welchen günstigen Eindruck es im Auslande machen würde, wenn Oesterreich diesem Vorgange kein Hinderniß entgegenstellte, und ließ ihm das Schreiben privatim auf sicherem Wege zugehen. Bald darauf hatten wir die Bewilligung.

Es waren acht Herren zusammen getreten, die meinen Aufruf mit unterzeichneten: Anton Graf Auersperg (Anastasius Grün), Karl Graf Gleispach, Karl Gottfried Ritter von Leitner, Karl Wilhelm von Martini, Dr. Karl Rechbauer, Dr. Karl Steiner, Dr. Karl Weinhold, F. M. L. Graf Zedtwitz. (Ich entdecke erst jetzt, acht Jahre nachher, daß unter diesen, mich eingeschlossen, neun Männern sich sieben Karl's befinden.)

Eine Stelle aus besagtem Aufrufe mag hier Platz finden, denn es knüpft sich an sie ein Ereigniß von quasi historischem Interesse.

„Die Bewohner dieser Stadt besinnen sich gewiß „noch auf Herrn Godard? Eines tabakrauchenden „Müßiggängers Cigarre war schuld, daß dem französi„schen Luftschiffer sein Ballon verbrannte. Der Mann „schien um seinen Erwerb gebracht; vernichtet. Was

„geschah? Man eröffnete eine Subscription für ihn, „die in ansehnlichen, aber auch in kleinen, ganz kleinen „Beiträgen binnen wenigen Tagen eine so bedeutende „Summe lieferte, daß Herr Godard sich einen neuen „Ballon anschaffen konnte, größer, stattlicher, solider als „der verbrannte. Das war gewiß recht hübsch und „machte den Gebern, besonders denjenigen, die aus ihrer „Armuth mit den kleinsten Münzen (oder Zettelchen?) „herausrückten, alle Ehre. Aber aufrichtig gesagt: sollte „denn, was man aus raschauflodernden Mitgefühl für „das Fortkommen eines ausländischen Aëronauten gern „gethan, nicht zehn Mal lieber gethan werden, wo Geist, „Seele, Gemüth, wo heilige Pflicht; wo das Bewußtsein „laut und vornehmlich redet: Wir sind Deutsche; und „deutsche Poesie und Literatur weben das Band, welches „ohne Unterschied von Farben und Grenzen alle Deut„schen verbindet!“

(Ich unterbreche hier den Auszug aus unserer Ansprache, um von dem durch Gräzer Mildthätigkeit geschaffenen Luftballon zu berichten, der den Namen „Graz“ trug, und welchen Herr Godard, — Hans Wachenhusen schreibt ihn, wenn er in seinen Erlebnissen beim italienischen Kriege von dieser Perfidie erzählt, irrthümlich: Gontard, — und welchen Herr Godard in eben diesem Kriege (1859) benützte, um als Luft-Spion gegen Oesterreich Dienste zu leisten. Ein lehrreiches Exempel von Dankbarkeit! Wie viel besser hätten die Gräzer ihre etliche tausend Gulden verwenden können! — Nach solcher Exclamation fahre ich fort:)

„Wer nur einigen Theil hat an den geistigen Ge-
„nüssen, die ein gutes Buch gewährt; wem ernste, be-
„lehrende, erheiternde, rührende Schriften auch nur bis-
„weilen eine trübe Stunde belebten, ihm höhere Freuden
„als die alltäglichen gewährend; ja, wer nur aus Ande-
„rer Munde, wenn er selbst nicht Zeit und Beruf hatte,
„nach Büchern zu greifen, von den günstigen Einflüssen
„vernahm, die vielgelesene Werke auf Bildung und Sitte
„ausüben; . . . der handelt sträflich, sobald er nicht ein
„Scherflein (seinen Mitteln entsprechend) zu diesem Mo-
„numente deutscher Eintracht, zu dieser Stiftung dank-
„barer Pietät liefert. Den Reichen, den Wohlhabenden
„ist es kein Opfer. Und den Aermeren, die aus der Hand
„in den Mund leben, die erwerben sollen, was sie
„nothdürftig gebrauchen, denen sei auf's Eindringlichste
„wiederholt, daß gerade ihre paar Kreuzer hier den
„Ausschlag geben. Denn Jene, welchen es auf etliche
„Gulden nicht ankommt, sind bald gezählt. Jene aber,
„welche eben nur die „paar Kreuzer" entbehren können,
„sind unzählbar. Und die Menge solcher ganz gerin-
„ger Gaben ist es, welche nach und nach große Massen
„bildet. U. s. w."

Wähne jedoch keiner meiner günstigen Leser, es habe sich in Gräz und innerhalb Steiermarks Grenzen zum Besten der Schillerstiftung wiederholt, was für den großen französischen Windbeutel geschehen. Den alten Luftballon hatten sie brennen, den neuen wollten sie steigen sehen; „Da steigt mein Geschenk mit zur Sonne empor!" dachten sie. Literarischer Sinn steht dort zu

Lande sehr vereinzelt. Vergeblich hing ich verschiedne Lockvögel aus; schickte ich kleine Beiträge von 50—20—10 Kreuzern ein, damit sie, unter allerlei erfundenen Chiffern und Bezeichnungen von „armen Schülern" — „stillen Handwerkern" — „aus Kinder-Sparbüchsen" und dergleichen in den Zeitungen aufgezählt, Nacheiferung erwecken möchten. Es gingen Gaben von zwanzig und zehn Gulden ein; es kamen auch wohl welche von einem, zwei Gulden; die Masse biß eben nicht an; die Sache wurde nicht populär, und die Gräzer Filiale wird es nach Jahrelangem Bestehen kaum über 1500 Fl. österreichische Währung im Ganzen gebracht haben. Doch daran war wenig gelegen. Ich hatte nicht viel mehr erwartet. Die Hauptsache war ja nur: das Eis zu brechen. So wie der Gräzer Zweig-Verein bewilliget war, konnte die Gründung des Wiener Vereines nicht verboten werden. Sie erfolgte, bewährte sich glänzend, und damit war ja das Ziel erreicht, meine Aufgabe gelöst. Meine acht Theilnehmer hatten mir die Ehre erwiesen, mich zum Vorsitzenden und Geschäftsführer des Vereines zu ernennen. Wie nun kaum ein Jahr nach Gründung desselben jenes große Säcular-Jubiläum herannahte, dessen Vorbereitungen alle Welt bewegten, sagte mir eine bange Ahnung, daß ich, sofern die Stadt Gräz auf irgend eine Art es mitfeiern wolle, unfehlbar vorgespannt werden würde. Damit mir eine Zumuthung dieser Art nicht allzu plötzlich kommen und ich einige Frist gewinnen möge, mich vorzubereiten, wendete ich mich an den Magistrats-

Vorsteher Herrn S., der die Stelle des kränkelnden Bürgermeisters vertrat, und befragte diesen. Die Antwort lautete: „Nein, da können Sie ganz ruhig sein; Sie werden auf keine Weise in Anspruch genommen werden; wir beabsichtigen Nichts, was einer Schillerfeier ähnlich sähe; wir haben wahrlich andere Dinge im Kopfe!“ Eine Entgegnung, welche wohl begreiflich wird, wenn man erwägen will, daß sie gegeben wurde im Jahre 1859 nach einem eben so unglücklichen als verhängnißvollen Feldzuge. — Nun, ich ließ mir's gesagt sein, und suchte mein Interesse am Jubeltage mit demjenigen unserer (sogenannten) „literarischen“ Gesellschaft zu vereinigen, indem wir ein Bankett vorbereiteten, bei welchem es weniger auf Essen und Trinken, als vielmehr auf Wort und Lied abgesehen sein sollte. Doch die Ruhe war Täuschung.

Merkwürdig genug ging der erste Antrieb zu großartiger öffentlicher Festfeier von — der katholischen Geistlichkeit aus. Der Prälat von Rein (Benedictiner) als Vorstand der höheren technischen Lehranstalt: Joanneum, gab den Lehrern und Studirenden derselben zu verstehen, es sei ihrer unwürdig, zurück zu bleiben. Dadurch theilte sich die Bewegung der Universität mit. Und während ich's mir am wenigsten versah, füllte sich mein Zimmer mit Professoren und Studenten, die mir auf den Kopf zusagten, ich müsse die Festrede halten! Gesträubt hab' ich mich lange genug; habe mich erboten, einem Andern einzuüben, was ich ihm gern aufsetzen wolle . . . vergebens. Es hieß da, sans comparaison, wie in Kotzebue's

Kleinstädtern: „Zusehen wollen sie Alle, aber am Pranger will Keiner stehen."

Die Zurüstungen nahmen gewaltige Dimensionen an. Auf dem „großen Glacis" ward eine Art Kanzel für mich aufgerichtet, von der ich über den weiten Platz meine Stimme sollte ertönen lassen. Unterdessen gab es Vorfeiern verschiedener Art. Auch das ganz katholische Gymnasium beging Schiller's hundertjährige Geburtsfeier durch eine Schulactus, und der jetzige Director desselben, Dr. Richard Peinlich, ein Priester, bekannt durch seine rigoristischen Fastenpredigten, hielt eine Festrede, deren tiefer Gehalt und feingeistige Form wirklich bewundernswerth waren. Der vielseitig gebildete Mann machte gar kein Hehl daraus, daß es „seinen Gläubigen" auffällig sein könnte, wenn in diesen Räumen einem keineswegs gläubigen Poeten, einem begeisterten Lobsänger heidnischer Götter, auf solche Weise gehuldiget werde; doch zugleich gab er Gründe für die Huldigung an. Er legte sinnig und lebendig dar, wie in unserer Zeit praktischer Wissenschaft, geschäftlichen Strebens, irdischen Verkehrs, materieller Genußsucht gar viele, auch sonst achtbare Menschen, jeglicher spiritualistischen Richtung entsagend, nur ihrem Vortheil oder leiblichen Wohlbefinden nachjagend, kaum noch Gedanken an ein höheres, geistiges Dasein, kaum Gefühle für überirdische Dinge in ihrer Seele zu hegen Muße finden würden, kämen ihnen dergleichen Lichtblicke nicht auf dem Wege der Dichtkunst, folglich gleichsam der Zerstreuung zu. Und weil es sich nun so glücklich gefügt, daß der am meisten verbreitete,

am tiefsten in alle Kreise deutscher Bevölkerung eingedrungene Dichter, zugleich der idealste, der sittlich-reinste, der stets nach höheren Sphären gerichtete sei; so verdiene Schiller Anerkennung und Dank der Kirche, für die er so manches Herz vorbereitet, vom Gemeinen abgelenkt, dem Höchsten zugeführt, an welcher Er unbewußt mitgearbeitet habe! — Diese Rede ließ Dr. Peinlich später im Druck erscheinen, und überwies den Ertrag des Debits der Schillerstiftung.

Für unser Bankett im Saale der Ressource hatte ich, neben Liedern und Gesängen, eine Art poetischen Ringelrennens angeordnet, wobei eine Anzahl von Damen und Herren, mit unterschiedlichen Citaten aus Schiller'schen Dichtungen abwechselnd, sich gegenseitig antworteten und ergänzten, so daß jede einzelne, ausgehobene Stelle zum Schlagworte der nächstfolgenden wurde, bis sie allgemach zuletzt im feurigen Schlußwort ihre Vereinigung fanden. Das Ding machte sich nicht übel, und ich bedaure den Verlust des Manuscriptes, welches mir ich weiß nicht durch wen abhanden gekommen ist.

Mir war übrigens bei all' diesen Vorfestlichkeiten nicht wohl. Denn meine Verpflichtung: am Hauptabende eine Rede zu — brüllen, lag mir wie der schwerste Stein auf der Brust. Ich rannte, gleich der kürzlich eingefangenen Wachtel im Käfig, in meinem großen Zimmer umher und übte mir das „Gebrüll" ängstlich ein. Die Mauern bebten zwar dabei — dennoch blieb mir's fraglich, ob mich „die halbe Stadt unter freiem Himmel" verstehen, oder ob der mit zierlichen Schneeflöckchen dro-

hende Novemberwind meine Rede in alle Lüfte blasen würde? —

Fürstin Christiane Colloredo, welche das im nahe gelegenen Göstinger Schlosse befindliche Lazareth für verwundete Officiere unter ihre Obhut genommen, hielt sich damals zu Gräz auf. Sie und Gräfin Louise Schönfeld wünschten meine Rede zu hören, fürchteten jedoch das Gedränge. Da ich für meine Tochter zu demselben Zwecke mir einige Fenster im Hause des Professor Dr. Clar, am Glacis gelegen, — freilich eine weite Strecke vom Kanzelstande entfernt — erbeten hatte, schlossen sich jene Damen an, und ich hatte die Ehre sie dahin zu geleiten. Es war verabredet worden, daß ich dort harren solle, bis der lange Fackelzug sich aus der Stadt auf den großen Platz gewunden und gehörig aufgestellt habe; dann erst wollte man mich abholen, damit mich die scharfe Schneeluft nicht heiser mache, bevor ich noch loslegte. Und da saßen wir nun, lange, lange wartend. Die Ankunft des Zuges verzögerte sich ungebührlich. Da saßen wir, langweilten uns rechtschaffen... draußen wogte und lärmte die ungeduldige Menge; aus Minuten wurde eine Stunde, noch eine halbe — endlich rief die Fürstin: „Ich kann nicht länger weilen, ich muß hinaus zu meinen Kranken; Holtei soll uns seine Rede hier im Zimmer vorsagen, dann fahr' ich nach Gösting!“ Gern bereit zu gehorchen, hub ich an. Aber weil ich zwei Tage hindurch mich daran gewöhnt hatte, an stündliche Sprech- vielmehr Schrei-Uebungen den vollsten Kraftaufwand meiner ausgiebigen Stimme zu setzen,

blieb ich auch hier, in Dr. Clar's kleinem Studirstübchen, dieser Gewohnheit treu und donnerte die ersten Worte: „Heute vor hundert Jahren ꝛc.“ so furchtbar heraus, daß Fürstin Christiane und Gräfin Louise sammt meiner armen Tochter beinah von ihren Sitzen herabsanken. Die erste Wirkung war ein heftiger Schreck gewesen; die nächste wurde zum unbändigen Gelächter, in welches ich einstimmte, welches jeden wiederholten Versuch unmöglich machte. Die Damen entfernten sich, ohne meinen Vortrag genossen zu haben. Bald darauf verkündigten Musikchöre die Ankunft des Zuges, und nach einem Weilchen stellte sich Dr. Illwoff mit mehreren Studenten ein, die mich in ihre Mitte nahmen und als Delinquenten durch die Masse zur Hinrichtung escortirten. Ich bestieg das hohe Katheder. Hinter mir hatt' ich den Stadtgraben, darüber den Schloßberg, vor mir Fackeldampf und einen von diesem letzteren eingehüllten, mit theils grell beleuchteten, theils düstern, unzählbaren Gestalten überfüllten, unübersehbaren Raum. Schwere, finstere Wolken jagten durch die Nacht; der Sturm wühlte in meinen langen Haaren, und trieb sie mir in's Gesicht; doch meinte er's gut, denn er kam mir in den Rücken, trug den Schall meiner Stimme den Hörern zu; so glücklich, daß man, was ich sprach, wie mir später gesagt worden ist, bis weit hinein in die Gassen, welche auf's Glacis münden, deutlich vernommen hat. Nun durft' ich „loslegen;“ nun that ich's:

„Heute vor hundert Jahren erwartete eine brave, stille Hausfrau im schwäbischen Städtchen Marbach ihre

Niederkunft und ward des nächsten Tages von einem Sohne entbunden, welchem jetzt Deutschland, Europa, Amerika huldigen im Namen Friedrich Schiller. Die Anordner des hiesigen Festzuges, die Genossen desselben, ein großer Theil der auf diesem Platze versammelten Schauer und Hörer empfinden wohl die Wichtigkeit der Stunde und begehen die hundertjährige Jubelfeier mit gerührtem Ernste. Aber es mögen auch nicht Wenige dem Tone der Instrumente, dem Klange der Lieder, dem Scheine lodernder Fackeln nachgefolgt sein, die kaum ahnen, was dieser Aufzug bedeuten soll. Die es nicht wissen können, weil sie im Joche ihres von Arbeit und Mühsal belasteten Daseins Dringenderes zu thun haben, als zu feiern und zu lesen. Erstaunt mögen diese fragen: was geschieht hier? Wessen Bildniß ward aufgestellt? Wer ist der Mann gewesen? Ein Herrscher? Ein Feldherr? Wenigstens doch ein Millionair? Weil sie's gar so sehr mit ihm treiben. —

Nicht doch, meine Freunde; er war nur ein armer Dichter! —

Ein Dichter? Verse hat er gemacht? Bücher hat er geschrieben? Und deshalb? —

Ja, ja, deshalb! Laßt Euch sagen, Ihr Alle, die Ihr den Namen heute vielleicht zum ersten Male hörtet; oder Ihr, die Ihr ihn wohl vernahmt, ohne sonderlich viel dabei zu denken, laßt Euch sagen: Es mag größere Dichter gegeben haben, — einen edleren, reineren, redlicheren, strenger gegen sich selbst gab es nirgend auf Erden. Er goß heiligendes Feuer in die Adern der Jugend; er ver-

jüngt mit seiner jugendlichen Himmelsgluth das hinwelkende Alter. Darum haben die Jünglinge, die sich hier um sein Bild schaarten, mich alten Mann zu reden aufgefordert, damit Jugend und Greisenthum verbunden den Unsterblichen preisen! Glaubt's mir, auch Ihr, die Ihr nicht eine Zeile von ihm kennt; die Ihr vielleicht außer Eurem Gebetbuche kein Buch in die Hand nehmt; die Ihr verwundert fragt: „Was haben wir, was hat unsere Stadt mit Dichtern zu schaffen?" Ihr Alle seid ihm Dank schuldig! Denn von sämmtlichen Lehrern und Verkündigern der Wahrheit, der Menschenliebe, des Göttlichen*) auf Erden, ist Er einer der wirksamsten gewesen. Er hat guten Samen ausgestreut durch seine Worte; Er hat edle Gesinnungen verbreitet; Er hat Milde und Wohlthätigkeit befördert; Er hat beigetragen, Deutschlands Selbstgefühl zu wecken, zubeleben, der deutschen Stämme Einigkeit vorzubereiten. Er ist eine Zierde der Nation, und andere Völker beneiden uns um ihn. Wer unter uns jemals Gutes erfuhr von treu-gesinnten Seelen, wem Wohlwollen gefällig entgegentrat, wem Hilfe ward in der Noth, wem Dankbarkeit in der Brust wohnt, der danke auch unserem Dichter. Denn dieser hat viel gethan für Menschenwürde, für Unterdrückung eigennütziger Selbstsucht. Seine Lehren sind übergegangen in Thaten. Wenn

---

*) Bezeichnend ist's, daß dieser Ausdruck Anstoß gegeben hat — (nicht etwa, wie sich vermuthen ließe, bei Mitgliedern der Geistlichkeit) — bei pensionirten Stabsofficieren, deren Einer als Wortführer die Behauptung aufstellte: ich hätte Schiller über Christus gesetzt. — Es ist unglaublich, wie viel Dummheit in der Welt existirt.

wir ihn feiern, so feiern wir eigentlich nur, was in Erdgeborenen an himmlischen Gedanken und Regungen überhaupt lebt und waltet. — Ja, wir blicken empor zum Schöpfer des Weltalls in kindlicher Sehnsucht. Dort ist des Verklärten Heimath. Von dort herabgesendet, ewige Ideen zu verkündigen, trat er in die Erdenwelt und erfüllte seine Sendung, krank, leidend, froh entbehrend, männlichen Muthes reich. Dorthin zurückgekehrt weilt er im Lichte. Sucht ihn bei den Sternen. Er ist ein Stern Deutschlands. Kein Deutschland ohne ihn. Deutschland, und mit diesem Friedrich Schiller, hoch! Dreimal hoch!"

Ein jubelndes Geschrei, — Trompeten-Geschmetter, wirbelnde Pauken . . . die Schaaren verliefen sich, und wir zogen heim, eingeräuchert vom Qualm der Fackeln, schwarz wie die Mohren. Als ich dann auf stillem Nachtlager weder Schlaf noch Ruhe fand, Alles noch einmal im Halbtraume durchmachte, die Rede mir immer wiederholte und mich recht aufrichtig fragte: ob ich Nichts darin vorgebracht, was meiner Ueberzeugung widerspräche; ob ich nicht auf Kosten der Eitelkeit, welche den Beifall einer großen Hörerschaft erstrebte, der Verehrung für Schiller allzu volle Worte geliehen . . . da durfte ich mich zwar nach reiflicher Prüfung von jeder Unwahrheit freisprechen, fühlte aber doch im tiefsten Herzen sich regen, was einer Anklage gleich kam. Diese war freilich gegen Diejenigen gerichtet, welche über dem fast gewaltsam betriebenen Schillerkultus heute wie sonst vergessen

zu wollen schienen, daß es einen Goethe giebt; sie traf jedoch auch mich, dem der Muth gefehlt, des Größeren hier zu gedenken, während ich von dessen großem Freunde sprach. Ja, ich machte mir ernstliche Vorwürfe über meinen Abfall (wie ich es selbstquälerisch nannte) von der Sache, der ich Anhänglichkeit und Treue gelobt; meinen Abfall von der allerdings an Zahl geringeren, dafür an Bedeutung desto mächtigeren Goethe-Gemeinde. Ich kam mir wie Fahnenflüchtig vor.

Jetzt noch, volle sieben Jahre nachher, frag' ich mich wie damals: welche Ursachen mag es haben, daß die Schillerfeier des Novembertages alljährlich wiederkehrt, indessen der 28. August nach wie vor spurlos vorübergeht oder nur einen kleinen Kreis Auserwählter versammelt?

Ein naheliegender Grund findet sich gewiß in der Jahreszeit. November-Monat ist überhaupt die Blüthe der im Herbst wieder zusammentretenden Geselligkeit; weil er der düsterste, unfreundlichste zu sein pflegt, eignet er sich am Besten für Zusammenkünfte, welche den Tafelfreuden gewidmet sind. August dagegen ist ein Ferien-Monat. Jung und Alt befindet sich auf Reisen. Wer's irgend erschwingen kann, zieht in der Welt umher. Kein Mensch befindet sich daheim; folglich wird es schwierig ein größeres Fest zu veranstalten, dem es an Theilnehmern fehlen könnte.

Das mag für eine Entschuldigung gelten — doch nur für eine halbe. Die wahren Ursachen sitzen tiefer. Wäre Göthe ebenfalls im November geboren, seine Geburtsfeier würde darum doch nicht rechte Wurzeln fassen.

Denn die Partei, welche gegenwärtig in Schrift und Rede das lauteste Wort spricht, hat sich einmal Schiller's (mit welchem Rechte das mag sie vor Ihm verantworten, wenn sie kann!) als einer Art von Aushängeschild bemächtiget. Sein Name ist das Feldgeschrei für die „Bewegung" geworden. Und die Männer, welche diese anregen, aufrühren, treiben, leiten, sind mit seltenen Ausnahmen Antigoethianer*). Ich gebrauche den Ausdruck „Bewegung," um einen deutlicher bezeichnenden zu vermeiden; wird man doch verstehen, was ich meine. Ihr huldigen ja die meisten Tagesschriftsteller, denen Goethe geradezu verhaßt scheint. Und viele lassen sich von ihrem Hasse so weit verblenden, daß sie die deutsche Gesinnung des Dichters beargwohnen, der „Götz" und „Hermann und Dorothea" schrieb. Weiter kann Parteisucht den Unsinn kaum treiben. Gleichwohl giebt's auch dafür eine Erklärung. Sie läßt sich aus verbissenem Ingrimm deduciren, dessen Urquell ich im Vorspiel zum Faust suche. Darin heißt es:

„Wenn Jenen Langeweile treibt,
Kommt Dieser satt vom übertischten Mahle,
Und was das allerschlimmste bleibt:
Gar mancher kommt vom Lesen der
Journale."

---

*) Ueber die Maßen hat es mich verwundert und erfreut, in einem der berühmtesten Gelehrten, der (wie A. v. Humboldt scherzhaft von sich sagte:) röthlich genannt werden darf, einen leidenschaftlichen Goethianer zu entdecken. Dieser außerordentliche Historiker gehört eben zu obgenannten „Ausnahmen."

Das können sie ihm nicht verzeihen. Als er es aussprach traf es noch sehr Wenige. Heut' zu Tage ist die Zahl derer, die ihm dafür grollen und Rache hegen, Legion.

Doch, daß ich nicht verleumde! Bei Lichte betrachtet ist's nicht ganz so. Es könnte ja nur von denjenigen Journalisten die Rede sein, die obiges Citat kennen. Und sicherlich giebt es unter den Stimmführern gegen Goethe sehr Viele, die sich um „solches Zeug" gar nicht bekümmern. Ja, noch mehr: Viele enragirte Schillerianer, welche Schillern nur gehörig preisen zu können glauben, wenn sie Goethe gegen ihn herabsetzen, kennen auch ihren Götzen höchst oberflächlich, und würden dumm erstaunen, gäbe man sich die Mühe ihnen aus seinen Dichtungen schlagend nachzuweisen, wie fern seine Ansichten von Welt und Staat den ihrigen stehen.

Also lassen wir's gehen! Freuen wir uns, daß Schillers Werth gerechte Würdigung findet; beruhigen wir uns einstweilen mit der Hoffnung, daß Goethe's Zeit erst recht glorreich anbrechen wird; und bleiben wir unserem Wahlspruche getreu: Goethe für immer!

Jean Paul.

(Zum 21. März 1863.)

Gedenken wir des zehnten und elften November 1859, wie durch ganz Europa — überall wo Deutsche weilen, bis über's Weltmeer nach Amerika hinein, — die Feier-

Klänge des hundertjährigen Schillertages jubelnd ertönten; wie eine fieberisch-entzückte Begeisterung alle Stände durchströmte; wie vom Knaben zum Greise, von der Jungfrau zur Matrone ein und dasselbe Losungswort ausging ..... und erwägen wir dagegen, daß heute vor hundert Jahren in dem bairischen Orte Wunsiedel, unweit der böhmischen Grenze, ein Kind geboren ward, dessen Vater sich Richter nannte, welches in der Taufe die Namen Johann Paul Friedrich empfing ..... so dürften wir staunend ausrufen: Bleibt's denn über dieses Säcularfest ringsum so still? Außer einer musikalisch-deklamatorischen Vorstellung in Baireuth, die durch des Verstorbenen dabei thätigen Schwiegersohn gewissermaßen den Anstrich localer Familienfeierlichkeit bekommt, scheinen sich nirgend öffentliche Kundgebungen von größerer Ausdehnung vorzubereiten? Allerdings berichten verschiedene Journale daneben, daß Baireuther Gymnasiasten einen Fackelzug zu dem mit Gasflammen beleuchteten Standbilde Jean Pauls heute Abend unternehmen wollen. Wir haben diese kurze Notiz, bei welcher sich die Wenigsten viel gedacht haben mögen, mit sonderbaren Empfindungen gelesen. Der Mann also, der vor achtundsechszig Jahren schrieb:

„Was soll ich dem stehenden und schreibenden Heere beladener Staats-Hausknechte, Kornschreiber, Kanzellisten ꝛc. aller Departements und allen im Krebskober der Staatsschreibstube auf einander gesetzten Krebsen, die zur Labung mit etlichen Brennnesseln überlegt sind, was soll ich Solchen für einen Weg zeigen, hier seelig

zu werden? — — Ein zusammengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu ersehen, daß ihr Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingstaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld, und der Sand ein Juwelenhaufe ist! Diese mikroskopischen Belustigungen sind dauerhafter, als alle theuren Brunnenbelustigungen." —

„Daß man kleine sinnliche Freuden höher achten müsse als große; den Schlafrock höher als den Bratenrock; daß uns nicht große, nur kleine Glücksfälle beglücken ꝛc. Gelingt mir das, so erziehe ich durch mein Buch der Nachwelt Männer, die sich an Allem erquicken: an der Wärme ihrer Stuben und ihrer Schlafmützen — an ihrem Kopfkissen — an den heil. drei Festen — an bloßen Apostelfagen — an den abendlichen moralischen Erzählungen ihrer Weiber, wenn sie Nachmittags als Ambassadricen einen Besuch auf irgend einem Wittwensitz, wohin der Mann nicht zu bringen war, gemacht hatten — an dem Tage wo eingeschlachtet, eingesotten, eingepökelt wird gegen den grimmigen Winter — und so fort. Man sieht, ich dringe darauf, daß der Mensch ein Schneidervogel werde, der nicht zwischen den Aesten des brausenden, von Stürmen hin und her gebogenen unermeßlichen Lebensbaumes, sondern auf eines seiner Blätter sich ein Nest aufnäht und sich darin warm macht. Die nöthigste Predigt die man unserem Jahrhunderte halten kann, ist die, zu Hause zu bleiben!"

Der Mann also, der dies unumwunden ausspricht;

der in den Doppelgängen Siebenkäs und Leibgeber, in den ungleichen Brüdern Wult und Walt, im genügsambeseeligten Dorfschulmeisterlein Wutz, im Vogelstellersohne Fibel, im Lehrer und späteren Pastor Fixlein, in so vielem rührendem kindlichem Stillleben eigentlich die Memoiren seines heiligsten eigenen Lebens niedergelegt; ..... Dieser Mann also, einhundert Jahre nach seiner Geburt, steht in effigie mit Gasen beleuchtet da, und auf vielbefahrenen Eisenbahnen bringt der Dampfwagen etwaige Zuschauer von allen Ecken und Enden herbei. Der Dampfwagen, die „Locomotive," — dieses eigentlichste Motiv, daß eben niemand mehr zu Hause bleiben will.

Fragen wir jetzt noch, weshalb große öffentliche Feierlichkeiten zum einundzwanzigsten März 1863 auf jene Stadt sich beschränken, in der Er zuletzt lebte, in der Er starb, in der sein Denkmal steht. Gewiß nicht; wir brauchen nicht zu fragen; wenigstens können wir uns selbst Antwort ertheilen: Der Mann und seine Werke sind nicht geeignet in unserer Zeit allgemeine Theilnahme zu erfahren. Ein schrofferer Zwiespalt, als zwischen seinen Grundsätzen, Weltansichten, Lehren, Werken und zwischen der unruhig drängenden, widerspänstigen, störrisch-stürmischen Hast jetzt waltender Generation herrscht, läßt sich gar nicht ersinnen. Er kann der Menge nicht gefallen, noch weniger ihren Führern. Seine Zeit ist vorüber.

Und sein wir gerecht: Die Form in welche der große hocherhabene Geist sich schriftstellerisch hüllt,

erschwert sein Verständniß, hilft ihn der Gegenwart entrücken. Herr Heinrich Heine schimpfte ihn einmal kurzweg den „konfusen Vielwisser aus Baireuth.“ Ehrlich gestanden, es steckt etwas Wahres in diesem boshaften Ausdruck. Er besaß zu massenhaften Vorrath, um ihn gehörig zu überschauen, besaß zu wenig büchermacherische Fügsamkeit, um ihn geschmackvoll ordnen zu können. Auch hatte er von der Außenwelt zu wenig gesehen, in ihr zu wenig erlebt, um seine gewaltig und weitschweifig angelegten Romane mit realer Lebenswahrheit auszustatten. Seine Darstellung irdischer Größen fällt oftmals kleinlich aus; seine Helden werden zu überschwänglich, seine Heldinnen zu ätherisch, seine Erfindungen verlieren sich bisweilen in nebelhafte Träume. Cynischer Humor prasselt störend, die Frauen zurückschreckend und verletzend dazwischen. Der ewige Kleinstädter schlägt ihn gerade am heftigsten in den Nacken, wenn er grandiose Begebenheiten auszumalen strebt. Das müssen seine innigsten Verehrer zugeben, und thun sie's nicht, so rauben sie sich eigensinnig die Freiheit, an ihm zu verherrlichen, was herrlich, was einzig; worin er einzig ist!

Wahrlich, es paßt nicht zum Wesen unserer Zeit, es verträgt sich nicht mit der Richtung unserer Jugend, einzufahren in die tiefen, gehaltreichen, hinter verwunderlichen Gewächsen und Dorngebüschen versteckten Schachte seiner Weisheit, Wahrheit, Tugend und Milde. Dazu haben sie in unserer Zeit keine Zeit mehr. Darum auch begehen sie kein hundertjähriges Jubelfest durch

laute, öffentliche, allgemeine Ausbrüche begeisterter Verehrung. Dagegen läßt sich nichts einwenden.

Doch meinen wir auch nicht zu übertreiben, in sofern wir behaupten, daß in unzähligen kleinen Vereinigungen, in vielen „altmodischen Kreisen," wo der „Zopf," der allgeschmähte, bespöttelte Zopf (im guten Sinne) noch etwas gilt, heute voll Rührung und heißer Dankbarkeit des Unsterblichen gedacht wird, der so unbeschreiblich große Wohlthaten geübt an unsern Vätern und Müttern und Großeltern, durch jene Samenkörner entsagender Genügsamkeit, bescheidenen Gottvertrauens, stillhäuslichen Frohsinns, die er mit seinen Büchern ausstreuete. Nein, jedes Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist noch nicht zerrissen; aller Glaube an schlichtbürgerliches Dasein, an kleine häusliche Freuden ist noch nicht erstorben in Deutschland. Es giebt noch Seelen, welche ihn festhalten den fromm-einfältigen Grundsatz, daß jedweder Staats- und Welt-Verbesserer in sich und in seinem eigenen Hause zu bessern beginnen soll, und daß nicht von Draußen, sondern von Innen das Heil kommt. Es giebt noch Augen, welche in süßbeglückender Wehmuth, in heiterem Mitgefühl überfließen bei seinen Gemälden aus niedriger armer Menschenwelt. Wir wagen es auszusprechen, — und unsere vorhergeschickten Zugeständnisse Jean Paul'scher Mängel und Fehler berechtigen uns zu solchem Wagnisse, — wir sagen es mit voller Ueberzeugung: in dergleichen Erzählungen ist und bleibt Er nicht nur der größte Dichter seiner, er bleibt der unerreichte Dichter

sämmtlicher Jahrzehnte . . . und Jahrhunderte! So durch und durch deutsch in jeglicher Bedeutung des Wortes schrieb noch Keiner die Geschichten geringer, dürftiger, unbekannter, theils beschränkter, theils Gottbegnadigter deutscher Menschen. So tief ist noch Keiner vor ihm und nach ihm eingedrungen in's Gebiet der Seelen- und Herzens-Kunde. Solch' himmlisch-hohe Lehren hat noch kein Erdensohn gegeben im unscheinbaren Gewande.

„Wirf, sagt ein arabisches Sprichwort, keinen Stein in den Brunnen, woraus Du getrunken. Himmel! in welche Brunnen werden mehr Steine aller Art: Höllensteine, Ecksteine, Stinksteine u. s. w. geworfen, als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer, dunkler Recensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter geweiht, der ihn mit Himmelstunden trotz aller Fehler überladen; gleichwohl tunkt das Thier die Tatze ein und wirft ohne allen Dank dem Manne giftig und bissig die wenigen Zeilen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte, als in den andern."

Fanden und finden diese Stoßseufzer unseres Jean Paul auf einen Dichter vollste Anwendung, so ist es auf ihn selbst. Auf ihn vor Allen. Wie viele Stink- und Höllensteine sind in seinen kastalischen Quell geworfen worden; und wie viele werden noch immer wider ihn aufgehoben!

Nun, wir wollen nur Märzveilchen brechen, diese seine duftigen Frühlingsgeschwister ihm um das Haupt

zu winden. Wir wollen nie vergessen, nie verleugnen, daß Er uns oft erquickt, gelabt, gestärkt, gereiniget. Wir wollen in treuer Dankbarkeit seiner gedenken, heute, immer!

Wir wollen auch die Hoffnung nähren, daß ruhigere Tage, minder aufgeregte, minder nach Außen strebende Geschlechter den unsrigen dereinst folgen werden. Daß eine Zeit wiederkehren mag, wo stille Sammlung, ausdauernder Ernst, häusliche Zufriedenheit an die Stelle zerstreuungssüchtiger, prunkender, nach eitlem Rauschgolde trachtender Modelust treten; wo der Jüngling die Befriedigung unklarer Sehnsucht nach schwankenden Idealen wieder in sich, in seiner Brust suchen und finden; wo Mutter und Töchter weniger auf die Peripherie der Crinoline, als auf das Centrum ihres Herzens achten werden. Dann wird man auch von unserem Jean Paul den Staub der Vergessenheit schütteln und wird sich die Mühe nicht mehr verdrießen lassen, Ihn der Brust und dem Herzen in der Brust durch fleißiges Studium näher zu rücken.

Dann, geliebt es Gott, gilt auch Er heute über hundert Jahre als Gemeingut seines Volkes; Er — sammt all' seinen baroken Fremdwörtern, — der deutscheste deutscher Dichter!

Graf Anton Alexander Auersperg.

(Anastasius Grün.)

Als die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" in ganz Deutschland Begeisterung erweckten für den ungenannten Sänger, stahlen sich wohl auch einzelne Abdrücke des reizenden Büchleins durch Grenzcordons und Revisionsämter nach Oesterreich hinein, und wem es gelungen war, eines zu erhaschen, der barg es wie einen sorgsam zu hütenden Schatz vorsichtig an der Brust; nur die vertrautesten Freunde ließ er hineinblicken; nur in kleinem Kreise erlabten sie sich am Genusse des erquickenden Trunkes aus deutscher Dichtkunst reinstem Quell. Ein Mann aber trug das verbotene, streng verpönte Buch offen und frei in seinen Sälen herum, lobte aus vollen Tönen die hohe Gesinung, die meisterhaften Verse, wurde nicht müde, jene ihn zunächst berührende „Salonscene" zu preisen, sich zu ergötzen an den graziösen Dornenstichen der ihm gewidmeten poetischen Rosen. — Dies hinderte nicht, daß ein anderer Mann, minder hochgestellt, doch in seiner Sphäre nicht weniger einflußreich, alle Mittel in Bewegung setzte — und es standen ihm deren viele und vielerlei zu Gebote! — damit der gefährliche Poet ausgespürt werde.

Sämmtliche Censoren Wiens wurden aufgeboten. Vergebens. Da ließ sich keine Fährte entdecken, die eine sichere Beute verheißen hätte. Die Herren schüttelten die Köpfe und seufzten: hier ist Nichts zu machen! Nur

einer unter ihnen schlug den in Censurgeschäften sonst unbeschrittenen Pfad kritischer Forschung ein. Denn er war nicht allein Censor; er galt auch als Aesthetiker, als Kritiker, als lyrischer und dramatischer Autor. Deinhardstein gab seinem Chef die Erklärung ab:

„Wenn, wie man für gewiß anzunehmen pflegt, das Epos: „Der letzte Ritter," den Grafen Anton Alexander Auersperg zum Verfasser hat, so ist besagter Graf auch Verfasser der Spaziergänge, beide Dichtungen fließen aus einer Feder."

Wahrhaftig, gar nicht übel argumentirt für einen Censor! Und die Conjectur spricht für den Scharfsinn des spätern Hofburgtheaterdirectors; freilich nur so lange wir ihn blos neben seine Collegen im Amte stellen. Denn an und für sich lag die Verwandtschaft, die innerlichste, beider Dichtungen klaren Augen nahe genug zu Tage. Der letzte Ritter, wie der Spaziergänger . . . echt ritterliche Erscheinungen im edelsten Sinne des Wortes sind ja beide.

Anastasius Grün, kürzlich von einem seiner Verehrer befragt, wie er selbst die Verschmelzung des Grafen Anton aus dem Herrenhause in eine und dieselbe Person mit jenem verketzerten und verfolgten Sänger anschaue, erwiederte offen:

„Die Genesis der Verbindung von Poesie und Politik in meinen Schriften erschöpfend zu erläutern, fällt mir schwer. Wenn ich mein Geistesleben in seiner Entwickelung und die darauf Einfluß nehmenden äußeren Anlässe überblicke, so stoße ich auf eine einzige That-

sache, und zwar schon in meiner frühesten Jugend, welche ich als entscheidend anerkennen muß. Es war wohl im Jahre 1813, — mein Geburtsland Krain, französische Provinz; — mein Vater stand am Fenster und sprach mit meiner Mutter, wahrscheinlich über damalige politische Ereignisse; plötzlich aber sagte er, die Hand auf's Herz legend, mit besonderer Wärme und Betonung: „Ich bin und bleibe ein guter österreichischer Patriot!" — Wie es im Kinderleben so oft geschicht, daß einzelne, dem Kleinen sogar unverständliche Worte (vielleicht gerade, weil sie kaum halb verstanden wurden!) tief in's Gemüth dringen, sich auf immer einprägen und den Geist zur Forschung anregen, so erging es mir, dem kaum siebenjährigen Knaben, mit den gänzlich dunklen Worten: „österreichisch und Patriot." Sie beschäftigten mich später noch lange und oft. Mag denn auch diese an sich unscheinbare Scene im Schlosse „Thurn am Hart" nicht als der einzige Moment maßgebender Bedeutung für meine dichterische Richtung gelten dürfen, so bleibt sie doch nach meinem eigenen Gefühle der Mittelpunkt, der Kern des ganzen Lebens und Strebens, dem sich spätere Erlebnisse und Erfahrungen mächtig anfügten, um in eines zu verwachsen. Wenn dann der weitere Verlauf meiner Erziehung, die damaligen Zustände meines Vaterlandes, die hyperkatholische Richtung, welche in der K.'schen Anstalt verfolgt wurde; wenn besonders die Wahrnehmungen des Jünglings und jungen Mannes ihn entdecken ließen, welcher Zusammenhang zwischen gewissen kirchlichen und politischen

Tendenzen stattfand! . . . wenn endlich solche Wahrnehmungen den jungen feurigen Dichter zur Opposition aufriefen, und er scheinbar als ein Gegner Oesterreichs hervortrat, so ist er doch gewiß immer und unerschütterlich der treueste österreichische Patriot geblieben und war dies gerade dazumal, wo man ihn gern für einen Feind ausgeschrieen hätte, mehr als je!" — So weit er selbst. — Wir wollen unseren Lesern, denen wir sein Abbild nicht darbieten können, doch ein möglichst ähnliches Bild des Mannes geben in seinem persönlichen Wesen und Benehmen; ihn schildern wie er leibt und lebt. Und da müssen wir zuvörderst als höchst bezeichnenden Grundzug die bescheidene Anspruchslosigkeit hervorheben, die ihn schmückt, und die ihn so aufrichtig durchdringt, daß sie bisweilen in Schüchternheit ausartet. Nicht etwa, wie wenn er an seinem Genius zweifelte? Das wäre ja unverträglich mit der Flamme, die ihn beseelt! Auch weicht sie augenblicklich, sobald es gilt, irgend einen ihm gemachten Einwand gegen irgend eine seiner poetischen Produktionen — betreffe dieser die Form oder den Stoff — zu erwidern. Er weiß sich jedesmal voll Beredsamkeit zu vertheidigen und vermag über Intentionen und Ausführung genügende Rechenschaft abzulegen; denn er arbeitet stets fleißig und sorgsam und trotzt nie auf seinen Ruf. Eben seine edle Bescheidenheit läßt ihn jegliche Vernachlässigung meiden, und kein mühsam strebender Anfänger kann sorgfältiger an künstlerisch abgerundeten Strophen die Feile prüfen als er, der durch ganz Deutschland und weit darüber

hinaus anerkannte Meister. Doch wie gesagt, für gewöhnlich erfüllt ihn jene heilige Scheu, die den wahren Dichter nimmer verläßt, obgleich sie im Widerspruche zu stehen scheint mit poetischer Produktionslust und mit dem Bedürfniß, vor die Welt zu treten. Jene heilige Scheu, welche einst Goethe so eigenthümlich bezeichnete, indem er sagt:

„In mir sind zwei Naturen; die eine möchte auf alle Berge steigen, hinabrufen: Seht her, ich bin der Goethe! aber die andere fühlt sich verlegen und möchte sich verstecken beim Besuche jedes Durchreisenden, der mich zu betrachten kommt."

Zunächst dieser gern entsagenden, die leiseste Spur von Ostentation verschmähenden bescheidenen Natürlichkeit zeigt sich bei Anastasius Grün die wohlwollendste, theilnehmendste Freude an den Bestrebungen Anderer. Sie zeigt sich hauptsächlich durch liebevoll eingehenden Tadel desjenigen, was ihm schwach und verfehlt erscheint; Tadel, der aus seinem Munde nie verletzt, weil er zugleich belehrt und herzlich darthut, daß er aus genauer ernster Prüfung entstanden ist. Man hat dem Grafen Anton Auersperg vorgeworfen, ja man hat sogar drucken lassen, daß er über seinem Cavalierthum den Dichter Anastasius Grün im persönlichen Verkehr und Umgang bisweilen vergesse. Dieser Vorwurf ist simple Verleumdung. Er ist ebenso berechtigt als jener zweite, von literarischen Cliquen ausgehende, daß der Spaziergänger sich aristokratisch ihnen fern halte. Letzteres thut er allerdings, doch wahrlich nicht aus Hoch-

muth, sondern lediglich weil er überhaupt größere Gesellschaften flieht, und sich, des echten Gelehrten und Dichters würdig, gern auf wenige Freunde und häusliche Muße beschränkt. Ihn locken ja die glänzenden Zusammenkünfte seiner Standesgenossen ebenso wenig. Und der soll es wagen sich zu nennen, der behaupten will, daß Auersperg jemals einen Schriftsteller, sei es der geringste, als Collegen verleugnet habe! Höchstens wäre zu rügen, daß seine Humanität eine allzu milde wird und gar keinen Unterschied macht in ihrer treuherzigen Hingebung. Er ist weder der berühmte Dichter, noch der altadelige Graf, ... er ist immer nur der zuvorkommende, gütige, gegen jedermänniglich freundliche Mensch. Dabei verhehlt er nie seine Freude, wenn der Unbedeutendste ihm und seinen Schöpfungen warme Anerkennung entgegenträgt.

Nein, er giebt sich dann wie ihm zu Muthe ist, weiset nicht vornehm kalt zurück, was ihm redlich gemeint dargeboten wird, wie manche in stolzer Heuchelei zu thun belieben; vielmehr erwiedert er fröhlich solches Entgegenkommen und spendet für kleine Münzen begeisterten Lobes das gediegene Gold seines Dankes. Ebenfalls wiederum, wie es dem humanen Dichter geziemt, der so anspruchslos und erhaben sagt:

„Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus!"

Er geizt auch nicht mit seiner Zeit, (wiewohl sie ihm

vor allen stets theuer war und jetzt zwiefach sparsam zugemessen ist), wo es darauf ankommt, sich gefällig, fördernd, hilfreich zu zeigen. Diese Bereitwilligkeit, ohne Unterschied jedem Bittenden oder Bedürftigen zugewendet, steigert sich zur größten Aufopferung in Erfüllung schwerer Pflichten, dergleichen andere, sonst hochgeachtete Leute sich gern vom Halse schaffen oder doch möglichst bequem machen; die er aber sich willig auferlegt und wie eine theuere Last kräftig und leichten Sinnes trägt. Was er für arme Verwandte, für elternlose Waisen thut, gewinnt erst volle Bedeutung durch die Art, wie er es thut; brüderlich, väterlich, unermüdlich, ohne zu stöhnen, ohne davon zu reden! Es geschieht immer nur zufällig, daß man ihm auf die Sprünge kommt; und heißt es dann: „Mein Gott, was laden Sie sich auf!“ Dann erfolgt die Entgegnung: „Na, das ist doch natürlich!“

Ebenso hat der Dichter nicht einen Augenblick gezögert, sein heimliches Studirstübchen aufzugeben gegen die Hallen der Herrenhäuser, Landtagssäle, Sitzungszimmer vielfältiger Ausschüsse, Commissionen und Versammlungen. „Die Ziffern ihm zugewiesener Arbeiten über den Steuerkataster hängen wie Bleigewichte an seinen poetischen Schwungfedern!“ Dennoch fällt es ihm nicht ein, sie abschütteln zu wollen, er unterzieht sich resolut der ihm anvertrauten, gewiß nicht zusagenden Mühe mit Eifer und Fleiß. Auch hier bewährt sich der nachhaltige Eindruck jenes väterlichen Erbtheils aus Thurn am Hart vom Jahre 1813. Der „österreichische Patriot“ macht sich in „Steuerregistern“ ebenso geltend wie einst in den

„Spaziergängen;“ und wenn Zahlen und Ziffern nicht so schön klingen und reimen wie A. Grün's Verse, wenn seine jetzigen politischen Arbeiten mit ihren Bleigewichten den kühnen Schwung der Flugfedern hemmen, daß sie nicht über die Grenzen der engen Heimath dringen für diesen Augenblick, ... was der Spaziergänger angestrebt, das hilft jetzt der Patriot thätig in's Werk setzen. Und das reimt sich denn doch und hat tüchtigen Rhythmus und giebt reinen Klang.

Tapfer hat Auersperg im laibacher Landtage wider südslavische Uebertreibungen für deutsche Sache gestritten. Eines deutschen Sängers würdig, der pro domo sua kämpft, ist er aufgetreten, ohne sich dabei von Parteisucht anfechten oder (was so leicht geschehen kann) fortreißen zu lassen. Immer bescheiden und human, wie es in seiner Natur liegt; dennoch kräftig und entschieden, wo er auf Anmaßungen stieß. Nach einer für ihn glorreichen Sitzung ist er von einem der Gegner privatim angesprochen und gewissermaßen angeklagt worden, „daß er gegen Landsleute, gegen Krainer streite, er, dessen Ahnen, so weit ihre Geschichte reiche, stets für Krain die Waffen geführt hätten!“ Darauf hat er verbindlich entgegnet:

„Meine Vorfahren, ich weiß es, haben sich wacker geschlagen wider den Erbfeind, den Türken, folglich wider die Barbarei! Ich folge ihrem Beispiele!“ — Welcher aufrichtigste Verehrer Auersperg'scher Muse gesteht nicht willig ein, daß solche Antwort gerade so poetisch ist wie ein schönes Gedicht?

Dadurch eben ragt dieser edle Mann so ruhmvoll hervor, daß er, ganz Edelmann, ganz Poet, ganz österreichischer Patriot, ganz Deutscher, diese scheinbaren Contraste in seiner Person harmonisch zu versöhnen weiß, indem er die Fahne wirklicher Freiheit festhält. Was er darunter versteht, predigt er nicht mit hochtrabenden Phrasen. Er verkündet es durch Lied und That; ein Vorbild allen, welche es redlich damit meinen, und welche nicht in hohler Eitelkeit, Willkür und Selbstsucht, sondern in Achtung für Gesetz und Ordnung, in entsagender Aufopferungsfähigkeit Gleichheit und Freiheit suchen.

Daß solche thatkräftige Gesinnung anerkannt wird in Regionen, wo man sie früher ignoriren wollte, gereicht Oesterreich zur Ehre, gereicht deutschen Herzen zur Freude. Zwei Dichter, unter zwei Herrschern verleugnet, sind unter Franz Joseph auf eine Art ausgezeichnet worden, die den Anhänger der Dichtkunst mit Ehrfurcht erfüllt. Franz Grillparzer und Anastasius Grün, beide zu Mitgliedern des Herrenhauses, zu Pairs ernannt! Welch' ein Sieg der Poesie über die Prosa unserer Tage! Hier sei noch ein Umstand erwähnt, der den willkommenen Uebergang zu Auersperg's jüngster Beförderung darbietet. Das einst in einem Spottgedichte erlogene Märchen vom „Kammerherrnschlüssel" ist vielfach verbreitet worden, wie es leichtsinnigerweise mit derlei Klatsch geschieht und leider nicht mehr in Erstaunen setzt. Unverantwortlich haben Literarhistoriker gehandelt, wenn sie auf nichts gestützt, als auf boshafte Verse, in ihre Bücher eintrugen:

„Wurde 1838 kaiserlicher Kammerherr!“ Nicht als ob diese Notiz an und für sich etwas Verletzendes enthielte, sondern lediglich deshalb, weil sie unwahr ist. Graf Auersperg ist nie Kammerherr gewesen. Wenn auf diese Anspielungen die Rede kam, pflegte er bisher gewöhnlich zu äußern: „Ich bin um diese Würde nicht eingeschritten; so lange ich ein junger Mensch war, hatte ich kein Geld übrig für die landesüblichen „Taxen;“ und in späteren Jahren . . . . je nun, ich meinte, es ginge auch ohne das!“

Ja, Freund Anastasius, es ist gegangen!

Daß aber jetzt der constitutionelle Monarch aus eigenem Antriebe dem Dichter nicht die Kammerherrn-, vielmehr die Geheimrathswürde verlieh, und den „Spaziergänger“ mitten in seinen laibacher Steuerkatastern zur Excellenz ernannte, dazu dürfen wir dem Empfänger Glück wünschen und dem Geber nicht minder.

Die Empfindungen, von denen bei dieser Kunde nähere Verehrer und Freunde des Grafen Anton erfüllt wurden, sind ausgesprochen in nachstehenden Reimen, mit welchen dieser kleine wahrhaftige Aufsatz schließe.

An Anastasius Grün.

März 1863.

Es ist schon lange, das es lenzt,
's gab heuer milden Winter.
Nun hat es gar ge-excellenzt!
Das steckte wohl dahinter?

Der Frühling sprach voll Ungeduld:
„Nicht warten kann ich länger,
„Erfahren soll er blüh'nde Huld,
„Man kröne meinen Sänger."

An Blumen hat der Lenz gedacht ....
Sie haben's falsch verstanden,
Und einen Titel d'raus gemacht,
Den sie um's Haupt Dir wanden.

Doch ist's ein Kranz der Blüthezeit;
Will eben auch nur sagen:
Du hast den Frühling prophezeit,
Darfst seine Krone tragen!

Poet, Du sangest als Prophet
In Oest'reich nicht vergebens;
Aus Deinen Jungendliedern weht
Der Hauch des jungen Lebens.

D'rum trage nun die Excellenz
Lebendig, wirksam, heiter.
Dein Kaiser war der blüh'nde Lenz
Und schmückte Dich! Was weiter?

Rede zum dritten August 1863
bei dem in Reinerz üblichen Veteranenfeste.

Dicht am Ufer der Weistritz, auf demselben Flecke, wo heute das kleine Kartoffelfeld sparsame Blüthen trägt, stand früher eines jener ursprünglichen Bad-Reinerzer Häuschen, der einheimischen weitverzweigten Familie der Tautze oder Täutze gehörig, als da waren und sind: der Hörnla-Tautz, der Hebammrich, der Lügen-Tautz der Plauder- vulgo Plaader-Tautz, der stille Tautz, der Aptheker-Tautz et caetera! und in selbigem Häuschen wohnten vor zwei und fünfzig und vor fünfzig Jahren als Brunnengäste zwei Männer, über die ein paar Worte zu sprechen, den passendsten Eingang meiner kurzen Anrede bilden dürfte.

Der Eine, dessen Enkelin sich eben auch zur Kur hier befindet, war der als preußischer und schlesischer Patriot hochverdiente Ehrenmann, der Regierungsrath Streit, welcher in langem gottgesegneten Wirken für Wissenschaft, Kunst, Humanität und geistige Bildung viel an Schlesien gethan, auch diesem edlen Streben einen Theil seines Vermögens geopfert hat. Der zweite war Iffland, der oft verlästerte, oft über die Achsel angesehene Schauspieler, welchem sein König die Leitung der Hoftheater anvertraute, und welcher in den Jahren schwerster Prüfung, wo leider so mancher höher stehende Staatsdiener solcher Prüfung unterlag, voll mannhafter Ausdauer fest am Throne hielt, in seiner Sphäre tapfer, dem

Feinde ein offener Feind trotz aller Gefahren und Drohungen. Beide, Streit wie Iffland, zweifelten nie, auch nicht während schmachvollster Knechtschaft, an des Vaterlandes Erhebung; sie predigten das Evangelium von Preußens großer Sendung, von dessen Bedeutung für Deutschland, und daß Friedrich des Zweiten Reich berufen sei, Aufklärung, Gerechtigkeit, Kraft und Würde zu verbreiten durch alle Gauen.

Beide, mit Thaten und Worten, wiesen gläubig auf glorreiche Zukunft hin; jener in seinem Amte, in seinen Schriften, in den von ihm gestifteten Provinzialblättern; dieser: im Leben als pflichtgetreuer, gewissenhafter Direktor, — auf der Bühne als Akteur und Theaterdichter, unbekümmert um bedenkliche Konflikte. Von letzterem nur ein Beispiel zum Belege:

Während aus Berlin, welches die Franzosen inne hatten, die Augen redlicher Unterthanen voll banger Besorgniß nach Memel und Königsberg schauten, kam der dritte August heran. Der feindliche Kommandant erließ strenge Befehle, damit jede Feier des Tages unterbleibe! Iffland mußte mehrere Stücke zur Auswahl vorlegen, aus denen für diesen Abend das unscheinbarste bestimmt wurde. Es war das Drama „Clementine," in dessen zweitem Akte ein trauernder Vater seit Jahren zum ersten Male das Gemach seiner von ihm getrennten Tochter wieder besucht. Auf diesen Moment richtete der Meister seine Aufmerksamkeit. — Die Herren Franzosen erstaunten schon, da sie massenweise in's Parterre strömten, das Haus bis in die obersten Gallerien von festlich

geputzten Menschen überfüllt zu finden. Der Saal glich einem lebenden Blumengarten. Alle Anwesenden verhielten sich still. Der erste Aufzug ging ruhig vorüber; als aber Iffland im zweiten jenes oben erwähnte Zimmer betrat, trug er eine Rose an der Brust. Er drückte mit der nur ihm eigenen mimischen Gewalt die Empfindungen trauernder doch wärmster Liebe aus, schien mit sehnsüchtigem Blicke den Raum zu durchforschen, bis er ihn zuletzt an die leere königliche Loge beim Proscenium heftete. Dieser näherte er sich, starrte hinein, nahm die Rose von der Brust, führte sie an die Lippen, und warf sie dann nach dem Sitze, den sonst der König einzunehmen gepflegt. In diesem Augenblicke brach ein jauchzender, vom Schluchzen der Frauen begleiteter Jubel aus, und alle Sträuße flogen von den Herzen auf die Bühne. — Kaum fiel der Vorhang, so führten französische Wachen den treuen Mann in's Gefängniß, woraus der Kommandant ihn doch bald wieder entließ mit dem Bedeuten: daß er für seine Person solche Gesinnungen wohl zu schätzen wisse, deren Kundgebung aber auf seinem Posten nicht dulden dürfe!

Derselbe Iffland — so berichtet die Korn'sche Zeitung vom dritten August 1811 aus Reinerz — hat in diesem Saale vor einer kleinen Versammlung anwesender Gäste den Tag, den wir heute still und ernst begehen, durch eine Ansprache gefeiert, die auf bessere Tage hinwies.

Nun denn, so sei mir — ebenfalls einem alten Schauspieler und Schriftsteller — jetzt gestattet, dem Vorbilde des berühmten Künstlers bescheidentlich nachzufolgen.

Ohne mir etwas von seinen übrigen Verdiensten anmaßen zu wollen, darf ich ihm in Einem doch mich kühn an die Seite stellen: in fester unerschütterlicher und uneigennütziger Anhänglichkeit für's preußische Vaterland, folglich auch für's Königshaus. Denn in meinem Geiste sind diese Zwei eben so wenig von einander zu trennen, wie in meiner Seele und in meinem Gemüthe. Ich wiederhole gern, was einer unser begabtesten und wahrhaftesten Schriftsteller, was Georg Hesekiel sagt: „Preußen vermag Nichts ohne seinen König; darin liegt seine Schwäche, — aber auch seine Stärke." Auf diese Stärke hoffe ich und baue darauf wie auf Gottes Gnade — sei die Gegenwart noch so düster.

Als Iffland jene Rose in die leere Königsloge warf, da war nur der äußere Feind in's Land gedrungen, und wie gewaltsam er herrschte, Herzen konnte er nicht umwandeln, Gesinnungen nicht entkräften. Heute steht es schlimmer. Heute haben wir den innern Feind im Lande. Und der herrscht tyrannischer als jener äußere gekonnt. Ach, giebt es nicht schwankende Menschen, die sich einschüchtern, an sich selbst irre machen lassen? Wäre das nicht, würden wir sonst auf eine verhältnißmäßig doch geringe Zahl an dieser Tafel beschränkt sein? Wie jener wegen seiner Zerstreuung bekannte Schullehrer möcht' ich ausrufen: „Ich sehe Viele, die nicht da sind!" Ja ja, ich sehe sie vor mir, wie sie seelensgern gekommen wären, fürchteten sie nicht höhnische Bemerkungen. Das entsetzliche Wort „Reaktionair" schreckt Manchen zurück. Als ob Liebe und Treue, womit wir aufwuchsen, die im heitern

Sonnenlichte sanften Friedens gediehen, als ob sie gleich welken und aussterben müßten, weil sich der Himmel mit schwarzen Wolken umzieht! O, die Sonne bleibt!

Und ob die Wolke sie umhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt.

Und Preußens Adler wird wieder aufsteigen zu ihrem Glanze, seinen alten Wahlspruch festhaltend.

Das ist mein Glaube!

Deß zum Zeichen nehm' auch ich die Rose von der Brust, sie niederzulegen vor dem Abbilde unseres Herrschers, in dem wir heute seinen unvergeßlichen Vater ehren; den wir lieben, dem wir treu sein wollen bis zum letzten Athemzuge. Gott sei mit Ihm! Er sei mit Allen, die es redlich meinen, gleich Ihm!

Dr. Johann Kunze.

(1864.)

Am 26. Januar 1808 wurde dem Schullehrer Kunze zu Dirschel in Oberschlesien ein Knabe geboren, den der Vater Johannes taufen ließ und bis zum zehnten Jahre selbst unterrichtete. Sodann schickte er ihn auf's Gymnasium zu Leobschütz, in der Meinung, einen Theologen heranzuziehen. Der achtzehnjährige Jüngling begab sich auf die Breslauer Universität, wo er sich, weil er weder Beruf, noch Neigung für das Priesterthum in sich spürte, mediciniſchen Studien zuwendete, was anfäng-

lich dem Vater ein Geheimniß blieb. Erst gegen Ende des triennii academici wurde es verrathen — und da war es zu spät, mit Gewalt dagegen einzuschreiten. Der junge Kunze beschwichtigte seinen Vater, schlug sich mühsam aber energisch durch, machte es möglich, noch ein viertes Lehrjahr in Berlin zu verbringen und legte nach Beendigung desselben sein Staatsexamen ehrenvoll ab. Als praktischer Arzt setzte er sich anfänglich zu Hultschin i./D. fest. Bald ward er zum Leibarzt des Fürsten Ludwig von Pleß berufen. Es finden sich unter seinen Papieren nachstehend erwähnte Angaben über den Verfolg amtlicher Thätigkeit:

1) Fähigkeits-Zeugniß des Ministerii (Eichhorn) zur Qualification als Kreisphysikus nach vollbrachter Staatsprüfung. Berlin, 11. Dec. 1841.

2) Ernennung zum Physikus des Kreises Rybnik wegen seiner „bewährten Geschicklichkeit, Thätigkeit, Rechtschaffenheit," unterzeichnet Eichhorn. Berlin, 14. Juli 1842.

3) Patent über die Ernennung zum Sanitätsrath, unterzeichnet Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci, 25. Oktober 1848.

4) Aufforderung des Ministers von Ladenberg, sich zur Conferenz wegen Reform der Medicinal-Angelegenheiten nach Berlin zu begeben. „Er habe sein Augenmerk u. A. auch auf K. um so mehr gerichtet, weil der Vorschlag des k. Oberpräsidii von Schlesien seinem in K. gesetzten Vertrauen entspreche." Berlin, 14. Mai 1849.

5) Verleihungs-Attest der für erfolgte Wirksamkeit gegründeten Impfmedaille. Oppeln, 21. Mai 1858.

6) Meldung der Breslauer Regierung, daß die Wahl der Stadtverordneten und des Magistrats in Reinerz auf K. gefallen sei, und daß die Regierung ihn als ersten Badearzt daselbst bestätigt habe. Breslau, 30. September 1858.

7) (Auszug.) „Nachdem Sie in den Jahren 1847 — 1850 während der Typhus-Epidemie und während der provisorischen Waisen-Erziehung Ihren oft gefahrvollen Beruf als Arzt und Kreis-Physikus mit menschenfreundlicher und opferwilliger Hingebung erfüllt haben, sind Sie auch von dieser Zeit ab in Ihrer Stellung als Hausarzt der Bewahr- und Pflege-Anstalt in Rybnik und an den landwirthschaftlichen Waisen-Anstalten zu Poppelau, Birtultau und Chwallowitz Ihren schweren Pflichten mit gleicher Liebe und Umsicht nachgekommen. Sie haben den Typhus-Waisen in allen Phasen ihres großen Elends hilfreich zur Seite gestanden und an ihnen mehr ein wahrhaftiges Liebeswerk, denn eine bloße Pflicht geübt. Dafür wird Sie stets ein schönes Bewußtsein lohnen; dafür gebührt Ihnen aber auch der volle Dank der Staatsregierung ꝛc." Der Ober-Präsident v. Schleinitz. Breslau, 20. Januar 1859.

8) Patent über Verleihung des rothen Adlerordens. Berlin, 5. Januar 1859.

9) Abgangsattest der Regierung zu Oppeln mit Ausdruck besonderer Zufriedenheit über stets bewiese-

nen Diensteifer und menschenfreundliche Aufopferung. 25. Februar 1859.

10) „Der heute versammelte Kreistag ergreift die Gelegenheit seines Zusammentritts zum Ausdruck lebhaften Bedauerns über Ew. W. Scheiden aus dem Kreise. Sie haben in einer Reihe von mehr als sechszehn mühevollen Jahren demselben als k. Kreisphysikus angehört und sich in den schwierigsten Zeiten der Noth, des Elends, der Seuche durch Ihr seegensreiches Wirken ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Erinnerung daran wird niemals in den Herzen derer verlöschen, welche Zeugen waren Ihrer aufopfernden Thätigkeit; derer, die Sie mit Hilfe Ihrer Wissenschaft und Pflege von körperlichen Leiden befreiten; — und Deren sind sehr Viele! Möge der Allmächtige, der in seiner Allbarmherzigkeit die Mühen des Arztes segnet, seinen Seegen auch Ihrer Person und Ihrem neuen Wirkungskreise im vollsten Maaße schenken! Sie aber Ihren Freunden, als welche wir uns betrachten, ein Wohlwollen ferner bewahren, welches wir so gern erwidern! — Rybnik am 28. Juni 1859.

Die zum Kreistag versammelten Stände."

Der Landrath und achtzehn andere Unterschriften.

Mit diesen guten Wünschen redlich erworbener Achtung entlassen, geleitet von frommen Dankgebeten der unzähligen armen Menschen, denen er wohl gethan, zog er gen Reinerz.

Armer Kunze! Aermer, als der Aermsten Einer,

denen Du mit Herz und Hand beigestanden! Du, ein Brunnenarzt!!

Ach, wußte der sonst so klar und verständig sehende Mann denn gar nicht, woran es ihm fehlte, um ein beliebter, gesuchter Brunnenarzt zu werden? Ueberblickte sein scharfer Verstand denn nicht schon vorher all' die kleinlichen Hindernisse, die seiner Wirksamkeit entgegenstanden; ahnete er denn die Kränkungen nicht, welche aus jedem Winkel auf ihn lauerten? —

Ich habe in dem Büchlein: „Noch ein Jahr in Schlesien" mich, so weit ich's vermochte, ausgesprochen über seine dortige Stellung, und wie es ihm unmöglich gemacht worden ist, durchzugreifen. Der Wahrheit gemäß darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, daß er dem üblen Willen, der Bosheit, dem Neide manche leicht anzugreifende Seite darbot. Zunächst ist es seine Kränklichkeit gewesen, die ihn oft unfähig machte, so fest und entschieden aufzutreten, wie die Umstände es erforderten. So ehrenvoll, wie nur je schlecht vernarbte, tief nach Innen gehende Wunden sein können, welche der tapfere Krieger aus gerechtem Kampfe heimbringt, so ehrenvoll waren Kunze's körperliche Leiden. Er hatte sie — erworben, darf ich sagen, rühmlichst erworben auf dem heiligsten Schlachtfelde, im edelsten aller Kriege, gegen Seuche, Noth, Elend und Jammer. Die quälendsten Gichtschmerzen, die den gemarterten Leib durchwühlten, oftmals lähmten, sie schmückten ihn schöner als der Orden, den man ihm verliehen. Doch sie hinderten ihn auch häufig in Ausübung seines Amtes; sie fesselten ihn an's

Krankenlager .... gerade während des lebhaftesten Brunnenbesuches. Wer sich seines ärztlichen Rathes erfreuen wollte, mußte vor das Bett des Duldenden, — allerdings immer sanft lächelnden, heiteren und zu lustigen Scherzen stets bereiten Mannes treten. Das war ein großer Nachtheil, den sein Amt, — ein noch größerer, den seine Kasse erlitt; obwohl er nach letzterer wenig — für seine Verhältnisse viel zu wenig fragte.

Befand er sich aber leidlich, vermochte er des Morgens am Brunnen zu erscheinen, Kranke in ihrer Wohnung aufzusuchen, die ärztliche Praxis zu betreiben — lieber Himmel, wie betrieb er sie? O, erbärmlich; ganz erbärmlich! Nein, er begriff seinen Vortheil nicht. Fand er sich wohl jemals, wenn die Postwagen vorfuhren, am Ausladungsplatze ein? Begrüßte er die Ankömmlinge mit demüthigen Bücklingen, sich und seine Dienste ihnen darzubieten? Hatte er für Jeden, für Jede ein gehorsamstes Lächeln, eine bereitwillige Huldigung im Vorrath? Redete er der gnädigen Frau nach dem Munde? Fügte er seine wissenschaftliche Ansicht voll nachgiebiger Unterthänigkeit jeglichem Eigenwillen und Eigensinn? Neigte er sich ehrfurchtsvoll vor hochmüthigen Ansprüchen? Ging er bejahend auf alberne Behauptungen ein? Ließ er arme Leute, Betteljuden, in Lumpen gehüllte alte Weiber, die ihm ihre Noth klagten, augenblicklich stehen, wenn irgend ein vornehmer Brunnengast ihn heranwinkte? O Gott, nein; im Gegentheil. Er vernachlässigte eher Diejenigen, von denen etwa ein gutes Honorar zu hoffen war, um Jenen behülflich zu sein, von denen er nichts Ande-

res zu erwarten hatte, als eine Bitte um etliche Groschen auf Arznei oder Brot. Dieser Arzt, hörte man wohl äußern, besitzt durchaus „keine angenehmen Formen!" Gewiß, er hatte die Rudimente des Handwerks nicht inne. In einer größeren Stadt wäre sein Platz gewesen; wenigstens doch in einer kleineren, welche bedeutende Nachbarschaft zählt; wo er ansäßig, dauernd heimisch, Zeit und Gelegenheit gehabt, sich bekannt zu machen; in seinem Wissen, seinem innersten Werthe gebührend erkannt zu werden; wo das Vertrauen in seine Kunst wie in sein Gemüth über nichtige Ansprüche auf devote Zuvorkommenheit nach und nach den Sieg davon getragen hätte, auch bei albern-eitlen Menschen. An einem Brunnenorte, wo Fremde aus Näh' und Ferne, in buntem Wechsel vorüberziehend, nicht lange genug verweilten, da konnten nur die verständigeren, mit schärferem Blicke Begabten in so kurzer Frist seine Bedeutung durchschauen. Wer ihn einmal zu würdigen gelernt, der hat freilich nimmer von ihm gelassen, der ist ihm treu geblieben über's Grab hinaus.

Die traurigste Epoche für ihn fiel in den Sommer des Jahres 1861, da die Saison in ihrer Blüthe stand und er hart und fest darnieder lag. Er litt furchtbare Schmerzen, blieb dabei geduldig und wurde sogar Herr über die Leiden der Seele, die bei Erwägung so schwerer pekuniärer Verluste und bei dem Gedanken an den Triumph mancher Gegner wo möglich noch heftiger sein mußten, als jene des Körpers. Wer ihn da beobachtet

hat, konnte viel von ihm lernen und wird seiner lebenslang mit Ehrfurcht gedenken.

Im Sommer 1863 fand ich ihn wieder auf den Füßen. Er stand seinem Amte vor — doch man sah wohl, daß es ihm nicht leicht wurde. Zu klagen war nicht seine Art. Selten rang sich ein Wort des Grames von der bedrückten Brust; nur vertrauten Freunden flüsterte er es zu.

Am 7. August nahm er noch Theil beim Abschiedsmahle, welches dem nach Strehlen versetzten Kreisgerichtsrath Molle gegeben wurde.

Am 13. kam er bei großer Hitze mit andern Freunden in meine weit entfernte ländliche Behausung, mir den Abschiedsgruß bei'm Klange alter Liederweisen zu bringen, war fröhlich und guter Dinge.

Am 14. Nachmittags wurde er aus unserm Kaffeeklubb zu einem plötzlich Erkrankten abgerufen. Wir schieden mit herzlichem Lebewohl und: „auf Wiedersehen!"

Am 15. früh Morgens gegen vier Uhr war er todt. Ein Nervenschlag hatte den edlen Geist vom müden Leibe getrennt. — Sie haben's nun! Sie sind ihn los! Der Platz ist leer, den sie ihm dort nicht gönnten.

Den herrlichsten Nachruf hat ihm der würdige Priester gehalten, der die Leiche unseres Freundes zu Grabe geleitet. Herr Stadtpfarrer Paquot hat auf dem Reinerzer Friedhof das Gedächtniß des unersetzlichen Mannes mit gewaltigen Worten gefeiert. Der Mittelpunkt seiner Parentation ist der Gedanke gewesen: „Heil dem Arzte,

der drei Arzneien gefunden hat; für sich; — für Andere; — für die Ewigkeit! Die erstere hat sich unser Kunze selbst verordnet gegen alle Anfechtungen von Außen, gegen Kabalen und Mißgunst, gegen alle inneren Leiden — sie hieß Geduld! Die zweite brachte er Anderen, und diese bestand nicht allein in seiner Wissenschaft; ihre Wirksamkeit ward erhöht durch den freudigen Muth, die belebende Heiterkeit, die milde Güte, die er an's Krankenbette trug, die den Patienten erfrischte, mit Trost erfüllte! Die dritte hatte er sich bereitet, weil er in den letzten Stunden, wo die Seele mit Bangen der Zukunft entgegenharrt, sich halten konnte an das Bewußtsein reiner Menschenliebe, aufopfernder Wohlthätigkeit, christlichen Erbarmens." — Was seine Gegner bei diesen wahrhaften Worten empfunden, läßt sich nicht ergründen. Was die schlichten und armen Leute gefühlt, das haben ihre heißen Zähren verkündiget.

Wo der Priester am offnen Grabe geredet, da werden Kunze's Freunde jetzt einen Denkstein finden, den Bruderliebe dem Verstorbenen errichtet. Und auf diesem Steine ist die Inschrift zu lesen:

Er setzte seines Lebens Kraft
An Ehre, Wahrheit, Wissenschaft.
Sein Herz schlug voll und liebewarm,
Der Armen Freund starb selber arm.
Sanft lächelnd trug er Gram und Leid,
Nun ist er reich in Ewigkeit.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung aus dem Leben.

I.

Die Wachtparade war zu Ende, das Musikkorps des ***ten Regimentes marschirte ab, und die aus höchst verschiedenen Elementen bestehende Menge, welche den großen Hörerkreis gebildet hatte, verlief sich nach allen Richtungen. Aeltere Stabsoffiziere umstanden noch in gesonderten Gruppen einige Generale. Die Herren Lieutenants suchten Bekannte auf, schauten nach Damen aus und entfernten sich paarweise oder zu Dreien, Arm in Arm, auf ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck der Besorgniß, wie der vor ihnen liegende lange Nachmittag einigermaßen ergötzlich auszufüllen sei. Eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage, wenn der Monat auf die Neige geht . . . und der Credit nicht im Steigen ist.

Einer der Jüngsten von sämmtlichen Offizieren der Garnison, der Secondelieutenant Robert von Randlau, erst vor sechszehn Monaten aus dem Cadettenhause in's Regiment getreten und in dieser Stadt, ja in der Provinz ohne jeglichen Anhaltspunkt, weil seine Familie einer weitentlegenen Gegend des Landes angehörig gewesen, ging allein durch die belebten Gassen. Er schien absichtlich den Verkehr mit Kameraden zu vermeiden, und ihrerseits geschah Nichts, ihn heranzuziehen, denn es war bekannt, daß er höchst eingeschränkt lebe und vor-

sichtig ausweiche, wo sich Gelegenheit zu Geldausgaben darbot. Wegen seines artigen Betragens, seiner angenehmen Erscheinung, seiner zuvorkommenden Gefälligkeit und seines unermüdlichen Diensteifers war er bei Vorgesetzten und Standesgenossen wohl gelitten. Doch man ließ ihn gehen und sagte: Der Randlau ist ein recht guter Junge, aber eigentlich hätt' er müssen Geistlicher werden!

Auf dem Marktplatze angelangt, stieß er an eine kleine Schaar munterer Studenten, die ihm grade entgegen kam und aus der Bierstube hinreichendes Gelüsten brachte, mit „Commisbrotrittern" Scandal zu beginnen. Robert merkte ihnen das ab, und fest entschlossen, jedes unnütze Rencontre mit Burschenschaftern zu vermeiden und sein Schwert überhaupt wo möglich nur gegen den Feind des Vaterlandes zu ziehen, wich er bedächtig aus und ging seines Weges, wie wenn er die herausfordernden Geberden, die man ihm zeigen wollte, gar nicht bemerkte ... da fühlte er plötzlich einen Schlag auf die linke Schulter, und unwillkürlich griff er mit der rechten Hand nach seiner Waffe, als er zugleich denjenigen erkannte, der sich die kleine Vertraulichkeit in bester Meinung erlaubt hatte. Es war der Studiosus juris Paul Zirner, der Sohn eines eben so angesehenen als reichen Bankiers. Dieser ließ seine Collegen nach kurzem „Profit" weiter ziehen und schloß sich dem Lieutenant zutraulich an. „Sie hatten wohl nicht übel Lust, Herr von Randlau," fragte er, „mir einen rechten Lungenhieb zu versetzen?" Jener entgegnete: „Das eben nicht; aber ich meinte mich

meiner Haut wehren zu müssen, denn ich besorgte einen Angriff, der weniger der Person, als dem Rocke, den ich trage, gelten sollte! In gegenwärtiger Zeit darf man auf Alles gefaßt sein; nur darauf bin ich's nicht gewesen, Herrn Zirner mit einem blutrothen Mützchen auf den dunkelblonden Locken zu erblicken. Als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft bei'm letzten Ressourcenballe zu machen, und da Sie so gütig waren, mich Ihrem Fräulein Schwester als Tänzer vorzustellen, hätt' ich gewiß nicht vermuthet, daß Sie Mitglied dieser Verbindung sind."

„Mein Himmel, das hat sich ohne langes Ueberlegen wie von selbst gemacht. Vater und Bruder sind gewaltig demokratisch, ich bin schon als Primaner für diese Verbindung geworben worden, und nun schlendr' ich mit ... es kommt auf Eins heraus. Glauben Sie nur, in den Corps ist auch grade keine große Herrlichkeit zu finden."

„Aber dann muß ich wirklich nachträglich noch erstaunen, wie Sie Ihre Gesellschaft bei jenem Balle verlassen mochten, um sich einem „Tyrannenknechte" zutraulich anzuschließen."

„Wollen Sie die Wahrheit hören? Sie thaten mir leid; der Einzige Ihres Standes in einem Kreise von Civilisten, deren Viele Sie mit scheelen Augen betrachteten, standen Sie ganz verlassen. Der Herr, der Sie als Gast eingeführt, bekümmerte sich nicht um Sie; ich sah, wie Sie Sich langweilten; ja noch schlimmer, ich glaubte in Ihrem einnehmenden Antlitz zu lesen, daß Sie Sich verletzt fühlten. Und weil ich fand, Sie hätten

ein Recht, gekränkt zu sein, näherte ich mich Ihnen. Gleich nach den ersten Worten, die wir gewechselt, gewann ich Sie lieb. Und deshalb hab' ich mich Ihnen auch jetzt aufgedrängt trotz meiner blutrothen Mütze. Meine Schwester wird sich freuen, wenn ich erzählen kann von unserm Zusammentreffen. Sie hat mich öfters gefragt, ob ich Sie seitdem nicht wieder gesprochen habe? Aber man erblickt Sie ja nirgends. Sogar im Theater schaute ich mich vergeblich nach Ihnen um."

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit: ich führe mitten in der belebten Stadt ein recht einsames Dasein. Nicht aus Mangel an jugendlicher Lebenslust, sondern weil ich ein armer Teufel bin. Die Meinigen sind verstorben, ich stehe mutterseelen-allein in der Welt, habe Nichts als meinen Sold, und da ich keine Schulden machen will, muß ich nothwendig entbehren. Im Ganzen fällt mir das nicht schwer, und ich würde mit leichtem Herzen auch den Vergnügungen entsagen, welche in Tanzgesellschaften zu suchen sind, wenn nicht . . ." hier brach er seine Rede ab.

Paul ergänzte sie mit dem Zusatze: „wenn Sie nicht ein leidenschaftlicher Tänzer wären?"

„Auf Ehre, das bin ich nicht. Schon als Cadet, wo wir bisweilen zu Bällen gezogen wurden, mußten mich die Kameraden immer „stupfen," bis ich mich entschloß in ihre Reihen zu treten. Ich hielt mich für völlig gleichgiltig gegen den Zauber, den der Tanz auf so viele Jünglinge übt. Doch nun hab' ich wohl des Zaubers Macht erfahren . . . freilich ging sie nicht von der Sache

aus, sondern von der Person . . .“ Hier wurde Robert über und über roth, röther denn Paul's Mütze, und verstummte abermals. Der Andere that, wie wenn er's nicht bemerkte und fragte nach einem Weilchen: „Ist's nicht Unrecht, daß Sie mich nicht besucht haben, Herr Lieutenant? Ich bat Sie doch darum, und wir tauschten unsere Adressen aus.“

„Eben deshalb bin ich weggeblieben; denn als ich später hörte, daß Sie der Sohn eines so großen und prunkvollen Handelshauses sind, gebot mir die Vorsicht, die ich in jungen Jahren schon durch manche trübe Erfahrung gewonnen habe, abzuwarten, ob Sie mich aufsuchen würden. Eine flüchtige Bekanntschaft bei Tanz und Wein, mag sie noch so fröhlich blühen, trägt bisweilen herbe Früchte. Wenn ich auch hoffen durfte, Ihnen willkommen zu sein . . . wie konnt' ich wissen, ob auch den Ihrigen? Das hätt' ich erst durch Sie vernehmen müssen. Ihr Herr Vater steht in dem Rufe, das Militair nicht zu lieben.“

„Ich lud Sie ja auch nicht ein, meinen Vater zu besuchen. Glauben Sie denn, daß ich Sie unfreundlichem Empfange aussetzen möchte? Oder auch nur kaltem? Nein, wer zu mir kommt, braucht die große Treppe gar nicht zu betreten. Er geht durch den ersten Hof und findet im zweiten den Eingang zu meiner Burschenkneipe, wo ich, sicher vor Ueberfall und Nachfrage, treibe, was mir gefällt.“

„Dann wieder droht mir Gefahr, mit Ihren Herren Collegen zusammen zu treffen, und in meiner Stellung

wäre auch das nicht ohne Bedenklichkeiten. Denn ich würde Mancherlei mit anhören müssen, was ich nicht schweigend hinnehmen darf."

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich traue mir so viel Einfluß zu, das zu verhüten. Die Burschenschafter, welche Sie bei mir finden, werden jede Rücksicht für denjenigen haben, den ich ihnen als meinen Freund vorstelle. Es kommt nur darauf an, daß Sie mich berechtigen, dies zu thun."

Robert reichte dem guten Jungen dankbar die Hand und versprach ihm, heute Abend zu kommen. Dann trennten sie sich; Paul, wie er sagte, um „die Beine unter seines Vaters Tisch zu strecken," Robert, um aus der „Menage," die sein Bursche heimgebracht haben würde, ein kaltgewordenes Mittagsmahl zu verzehren.

Es kann nichts Unbehaglicheres geben wie solch' einsames Hinabwürgen ohnehin schlecht bereiteter Speisen, die im besten Falle nach Garküche schmecken und mit ermüdender Consequenz Woche um Woche in unumstößlicher Reihenfolge auf jeden bestimmten Tag wiederkehren. Welch' ein Gegensatz bietet sich uns dar, wenn wir dem angehenden Rechtsgelehrten in seines Vaters Speisesaal folgen! Herr Zirner speiset für gewöhnlich nach zwei Uhr, — nur große Diner's beginnen später — aber auch ohne Gäste hält er auf „feine Kost," in deren Bereitung sein direct aus Paris verschriebener Koch eine Celebrität ist. Außer seiner Frau und Tochter sitzen seine Söhne, Willibald, der ältere, Compagnon des Geschäfts, annoch unverehlicht, und Paul, der jüngere, den wir bereits

kennen, am Tische. Für diese fünf Personen, von denen Frau und Tochter an den meisten Schüsseln kaum naschen, wird eben so luxuriös als copiös aufgetragen, und die besten Weine stehen zur Auswahl bereit. Vater und älterer Sohn besprechen entweder Comptoirangelegenheiten, oder sie werfen sich in die Politik, des Monsieur Beaujolais sehr pikante Saucen noch würzend mit schärfstem Tadel der Regierung und mit schonungslosen Ausfällen wider die „Aristokratie." Paul dagegen bemüht sich Mutter und Schwester zu belustigen durch allerlei Stadtgeschichten und Theaterneuigkeiten, wie er sie grade aufgelesen hat. Bisweilen, wenn Vater und Bruder sich verspätet haben und er um drei Uhr im Collegium sein soll . . . (ob er sich wirklich dahin begiebt, können wir nicht sagen), . . . wird ihm ein Gabelfrühstück aufgetragen, wobei ihm die Damen als Zuschauerinnen gern Gesellschaft leisten, und bei welchem es desto lustiger zugeht. Heute war es so. Paul besaß die Eigenschaft, essend zu plaudern, ohne daß sein jugendlicher Magen das Geringste dabei entbehren durfte. Mit vollem Munde begann er: „Nun, Bertha, rathe, wen ich vor einer halben Stunde sprach?"

„Was ist das für eine kindische Frage! Kann ich wissen, wo Du Dich herumtreibst und wem Du begegnest? Und interessir' ich mich etwa für Deine Bekannte?"

„Zur Strafe, weil Du so schnippisch antwortest, sollst Du's jetzt auch nicht erfahren."

„Bin nicht im Geringsten neugierig. Wer war's denn?"

„Neugierig bist Du nicht; aber wissen möchtest Du's gar zu gern."

„Mutter, frag' Du den ungezogenen Jungen. Dir darf er's nicht verschweigen."

„Ich begreife nicht," sprach Frau Zirner, „was diese Neckerei bedeuten soll? Ist's eine Dame von unserer Bekanntschaft gewesen, die ihm vielleicht Grüße oder eine Bestellung für Dich auftrug, dann hat er die Verpflichtung, sich seines Auftrags zu entledigen; sind es aber naseweise junge Herren, die sich erlaubten von seiner Schwester mit ihm zu plaudern, so werd' ich ihn gewiß nicht ermuntern, uns von ihnen zu erzählen. Ich hab' ihm früher schon einige Male erklärt, daß ich es für einen Bruder unschicklich finde, auf diese Weise den Vermittler zu machen, mag er noch so harmlos dabei sein. Ueber Dich soll Paul mit seinen Kameraden überhaupt so wenig wie möglich schwatzen und ihr Geschwätz nicht anhören. Denn es können da mitunter burschikose Aeußerungen gethan werden, die an und für sich durchaus nicht übel gemeint sind, die er selbst sich über andere hübsche Mädchen gestattet, die jedoch ein Bruder, dem seiner Schwester Ehre heilig sein muß, weder hingehen lassen will, noch darf. Das führt dann leicht zu schlimmen Händeln."

„Wahrhaftig," rief Paul, „ich unterschreibe jedes Wort, was Du jetzt gesagt hast, liebe Mutter. Es ist mir immer auffallend gewesen, wenn einige meiner Bekannten, von denen ich weiß, sie haben Schwestern, in leichtfertigem Tone über andere anständige Mädchen

redeten, weil ich mir dachte, wie unangenehm es ihnen klingen müßte, in demselben Tone von denjenigen reden zu hören, denen sie so nahe stehen. Der junge Mann, den sie errathen sollte, ist übrigens keiner meiner „wilden Genossen," um Deinen etwas strengen Ausdruck zu gebrauchen, ist überhaupt kein Student, sondern der bescheidenste, anspruchsloseste Offizier hiesiger Garnison, mit dem ich noch dazu von ihr weiter Nichts redete, als daß ich des Balles erwähnte, wo er sie, durch mich vorgestellt, zu einer höchst sittsamen Quadrille aufgefordert. Er hat sich nicht einmal erkühnt, mir eine Empfehlung für sie anzuvertrauen; und wenn ich rathen ließ, wer mir begegnet sei, geschah es nur in Erinnerung an ihr damaliges Bekenntniß, sie hätte nie und nimmermehr geglaubt, daß es junge Lieutenants in der Armee gäbe, bei denen sich so viel männlicher Ernst mit solch' zartem Wesen und rücksichtsvoller Artigkeit vereine."

„Dagegen läßt sich denn freilich Nichts einwenden," meinte die Mutter; „doch bitt' ich," setzte sie hinzu, „hüte Dich in Deines Vaters oder Bruders Gegenwart ein Loblied dieser Art anzustimmen. Du weißt, welche vorgefaßte Meinungen Beide gegen Alles hegen, was zum Soldatenstande gehört. Und ich besinne mich recht wohl, wie heftig sie die arme Bertha damals ausgescholten haben, daß sie mit einem Offizier getanzt. Zum Glück vertheidigte sie sich mit der Unmöglichkeit, einen Tänzer abzuweisen, der ihr vorgestellt worden, nur im Allgemeinen, ohne Dich als Missethäter zu verrathen. So bist Du mit dem blauen Auge davon gekommen; denn

meinen Straffermon ſchlugſt Du wie gewöhnlich in den Wind."

„Gewiß nicht! Was Du mir mütterlich mild und liebevoll vorhältſt, bleibt feſter in meiner Seele haften, als des Vaters, oder gar Willibald's ſtrenger Tadel. Ich habe deshalb auch Nichts gethan, Herrn von Randlau, wie ſehr ich mich zu ihm gezogen fühlte, in unſer Haus zu bringen; habe mir auch heute bei der überraſchenden, mir erfreulichen Begegnung eine Einladung in meine Studentenwirthſchaft genügen laſſen. Aber begierig bin ich, wie ſich Vater und cher frère benehmen werden, wenn ſie mich in Uniform hier aus- und eingehen ſehen. Denn die Zeit rückt immer näher heran, wo ich daran denken muß, mein Dienſtjahr abzuthun, und da meine Augen gut ſind, wird man mich nicht für untauglich erklären können, wie es bei Bruder Willibald geſchah. Vater wird ſich dann an den Anblick gewöhnen müſſen; wenn es ihm und ſeinen Freunden nicht gelingt, binnen ſehr kurzer Friſt den Staat zu reformiren und das ſtehende Heer abzuſchaffen."

„Paul! Das ſind ſpöttiſche Aeußerungen, die einem Sohne nicht ziemen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir dergleichen noch anderswo erlaubſt?"

„Sei deshalb unbeſorgt, liebe Mutter. Ich ſchweige gern bei politiſchen Discuſſionen. Doch weder Willibald noch Vater halten mit ihren politiſchen Anſichten hinter'm Berge, und Beide ſagen ganz andere Sachen, wenn ſie gerade im Zuge ſind. Das iſt jetzt an der Tagesordnung, und da ſogar höhere Regierungsbeamte in dieſen rück-

sichtslosen Ton einstimmen, weshalb sollten reiche, unabhängige Kaufleute sich geniren? Nur Opposition machen! Das ist die Losung in der ganzen Welt. So will's der Zeitgeist."

„Ja, es ist eine beängstigende Unruhe über die Menschheit gekommen. Und wohin wird dieser stürmische Drang endlich führen?"

„Zu einer allgemeinen europäischen Keilerei, Mutter; darauf kannst Du Dich verlassen."

„Aber das wäre ja schrecklich! — Das wäre ja entsetzlich," wiederholte Bertha. „Dann ginge Alles drüber und drunter, und da könnt' es wohl gar geschehen, daß auch wir große Verluste erduldeten?"

„Höchst wahrscheinlich, mein süßes Schwesterlein. Das stolze Haus Zirner und Compagnie dürfte eben so wenig verschont bleiben von der gewaltigen Erschütterung, die dann zu fürchten wäre, wie sämmtliche andere auf ausgedehnten Credit und unübersehbare Speculationen gegründete, künstlich aufgerichtete Gebäude. Wer mag vorher berechnen, wie weit es geht, und wie es endet?"

„Ich denke, Du übertreibst, mein Sohn. Die bürgerlichen und Staatsverhältnisse gehen nicht so geschwind aus dem Leime, mag immer von verschiedenen Seiten daran gerüttelt werden. Und so lange ich lebe, hoff' ich, hält's noch zusammen."

„Aber ich, Mutter?" fragte Bertha ängstlich.

Paul schlug ein lautes Gelächter auf. „Den Letzten, schönes Fräulein Schwester, beißen die Hunde; so lautet

ein altes Sprichwort. Wir werden doch nicht so selbstsüchtige Kinder sein, unserer lieben Mutter ihren Trost zu mißgönnen? Sie soll ihren Wohlstand froh genießen und lange, lange glücklich leben. Und was uns betrifft, wir müssen uns auf Alles gefaßt halten."

„Du hast gut spotten. Ein junger Mann, kräftig, muthig, selbstständig, der fürchtet sich freilich nicht vor Sturm und Wetter, nicht vor Entbehrungen und Gefahren. Aber ein hilfloses Mädchen, verwöhnt und verzogen gleich mir! Was soll ich beginnen, wenn ich nicht mehr reich bin?"

„Nun, hast Du nicht einen zärtlichen Bruder?"

„Der wird Sorge genug haben, sich selbst durchzuschlagen. Was kann der für seine Schwester thun? Nein, ich begreife gar nicht, wie ich leben sollte, wenn ich entbehren müßte, was das Leben schmückt? All' den anmuthigen Ueberfluß, worin ich aufwuchs; der mich umgiebt, wohin ich blicke. Sage, Mutter, wie würd' uns sein, wenn wir nicht mehr so viel Geld in Händen hätten als wir brauchen? Wenn wir fragen müßten: wie viel kostet Dies oder Jenes, und ist es nicht zu theuer? Wenn der Koch mit einer Köchin, die eigene Equipage mit einer Droschke, die beiden Diener mit einem Stubenmädchen vertauscht werden müßten? Keine Loge im Theater, keine Kammerjungfer, vielleicht gar eine beschränkte Miethswohnung in schmutziger Seitengasse... hu, mir schaudert die Haut."

„Das ist noch nicht das Aergste, Bertha. Mir sind Fälle bekannt, wo Leute unseres Schlages gezwungen

wurden, durch ein furchtbares Geschick, ganz und gar ohne Dienstboten zu existiren, in zwei kleinen, niedrigen Stübchen drei Treppen hoch, wo sie selbst ihr mageres Essen kochen, ihre dürftigen Kleider nähen, wo sie Gott noch danken mußten, wenn sie satt wurden, wenn sie im Winter nicht frieren durften! Ja, das ist vorgekommen."

„Nicht möglich! Und das hat der liebe Gott geschehen lassen? Himmel, welche Ungerechtigkeit!"

„Du bist wirklich naiv, Schwester Bertha. Haben denn die reichen Leute ein Privilegium von oben? Wer viele Jahre hindurch die Ueppigkeit des Wohlstandes genoß, während Tausende um ihn her am Hungertuche nagten, der darf doch nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn die Reihe zu entbehren auch einmal an ihn kommt? Was Einem recht, ist den Andern billig, und wer sich aus dem Vollen nähren und mästen durfte, hat Etwas zuzusetzen."

„Pfui, das sind ja lästerliche Redensarten! Dergleichen lernst Du wohl bei Deinen Studenten?"

„Ich bitte Dich, mein Sohn, lasse nichts Aehnliches Dir entschlüpfen in Vaters Gegenwart; der würde solche Ansichten sehr übel vermerken."

„Dadurch, liebe Mutter, würd' er nur beweisen, daß es ihm mit seiner Opposition und Demokratie und Fortschrittslehre in der Praxis kein rechter Ernst sei; ein Argwohn, den ich im Vertrauen gesagt, bereits früher hegte, und der, meinen ultraliberalen Bruder, sammt seinem rothrevolutionairen Schimpfen betreffend, schon Gewißheit bei mir wurde."

„Dein Vater hat noch niemals gelehrt, daß der Mensch die Früchte seines Fleißes nicht genießen dürfe. Er opponirt nur wider die Vorrechte, welche der Geburtsadel und jene hochmüthige Aristokratie sich noch jetzt anmaßen möchten; und darin bin ich völlig seiner Meinung. Was haben denn diese Leute voraus im Vergleiche mit uns? Ihre Prätensionen sind unleidlich, und die Flügel müssen ihnen beschnitten werden! Weshalb soll denn Gräfin ***, wenn wir zu gleicher Zeit am Schauspielhause oder am Concertsaale eintreffen, den Vorrang behaupten dürfen, und ich so dumm sein ihr nachzustehen? Diese Zeiten sind nicht mehr. Mein Geld gilt so viel als das ihrige, und mein Mann ist reicher als ihr derangirter Graf."

„Ha, das hat prächtig geschmeckt! Nun wisch' ich mir den Mund, und begebe mich in's Collegium. Plenus venter non studet libenter. Draußen ist's warm, im Hörsaal ist's kühl, ein Nachmittagsschläfchen befördert die Verdauung . . . ."

„Und der Vortrag des Professors?"

„Dringt auch in meinen Schlummer. Den Seinen giebt's Gott im Schlafe. Wohl zu speisen, Mutter, wohl zu speisen, Bertha, empfehlt mich dem Vater und verklatscht mich nicht bei ihm. Er könnte mich's garstig entgelten lassen, indem er sich weigerte, meine Schulden zu bezahlen."

„Schulden hast Du?" riefen Mutter und Schwester ängstlich hinter ihm her; doch er vernahm sie nicht mehr.

II.

Herr Zirner war schon einmal verheirathet gewesen, Elisabeth seine zweite Frau, Paul und Bertha ihre Kinder, Willibald aber, des Vaters Compagnon, ein Sohn erster Ehe, und als solcher eben kein besonderer Gönner der zweiten. Gegen die Stiefmutter bezeigte er sich zwar, wie es einem gebildeten Manne ziemt, artig und achtungsvoll; die Halbschwester behandelte er theils mit herablassender Freundlichkeit wie ein Kind, theils, seitdem sie zur Jungfrau herangewachsen, mit einer gewissen Galanterie, doch Beide ohne rechte Herzlichkeit. Mit Paul machte er gar keine Umstände, legte sich weiter keinen Zwang an, und ließ deutlich blicken, daß er ihm nicht besonders geneigt sei. Paul seinerseits mag wohl auch wenig gethan haben, des älteren Bruders Neigung zu gewinnen. Und doch wäre solche Bemühung ihm vortheilhaft gewesen; denn alle Geldsachen gingen durch Willibald's Hände, welche des Studenten Taschengeld nach Belieben vermehren oder beschränken konnten. Vater Zirner hatte sich den Sohn gewissermaßen zum Wächter gesetzt, weil er durch vielfache Erfahrungen zu der Ansicht gelangt war, sein anerkanntes Talent für Handel und Wandel, sein kühner Speculationsgeist, seine Kenntnisse und seine Umsicht vermöchten ihn nicht sicher zu stellen vor einem gefährlichen Feinde, den er mit sich herumtrug, und den unschädlich zu machen das beinahe sechszigjährige Leben noch nicht ausgereicht hatte. Herr Thomas Zirner gehörte zu den Männern, die wir „Zer-

ſtreute" nennen, weil wir in unſerer lieben deutſchen Sprache, bei all' ihrem Reichthum, keinen beſſeren, bezeichnenderen Ausdruck dafür haben. Wir ſind genöthigt, wie wir vom ſchärfſten Denker, vom beſonnenſten Geſchäftsmanne ſagen: ſie haben ſich durch dieſe oder jene Unterhaltung zu „zerſtreuen" geſucht, eben ſo vom größten Confuſionarius und Durcheinandermenger zu ſagen: er iſt ſehr „zerſtreut." Beſitzen wir doch ſogar eine allerliebſte Kotzebue'ſche Poſſe, welche den Titel führt: „Die Zerſtreuten." In dieſer Poſſe könnte Herr Thomas Zirner ohne Weiteres figuriren zu großer Beluſtigung des lachluſtigen Publikums. Er hat ſchon Vorrath genug geliefert zu einer neuen Auflage. Männer ſeines Alters, welche ſich an ihre gemeinſam verlebte Jugendzeit erinnern, erzählen die tollſten Beiſpiele zum Belege, daß er nicht erſt in ſpäteren Jahren dieſer geiſtigen Nachläſſigkeit verfallen ſei. So wird von ihm behauptet, wie folgt: Als Commis lebte er in ziemlich dürftigen Umſtänden, bewohnte mit Einigen ſeines Gleichen ein Dachzimmer, und bereitete ſich ſein Abendbrod, wenn es Etwas zu kochen gab, auf dem der Miethsfrau gehörigen kleinen Herde. Eines Abends beſtand die Proviſion in einer Semmel und einem Ei, welches er als „weiches Ei" verzehren, und weil er damals ſchon Anlagen zum Feinſchmecker verrieth, ſorgſam behandeln wollte, damit es weder zu wenig noch zu viel gekocht werde, was bekanntlich oft mißlingt. In dieſer Abſicht zog er ſeine Taſchenuhr zu Rathe, trotz ihres Unwerthes ihm der größte Schatz, um auf ihr die Secunden abzuzählen, deren

Summe dem Ei die rechte Mitte zwischen weich und hart beibringen sollte. In der Rechten hielt er die Uhr, in der Linken das Ei, aufmerksam lauschend, bis wann das am spärlichen Feuerchen stehende Wasser den Siedepunkt erreicht haben würde. Und als es die ersten Wellen schlug, ließ er in den Topf behutsam seine Taschenuhr gleiten, das Ei aber hielt er vor die Augen und wunderte sich sehr, keinen Fortschritt des Secundenweisers darauf zu entdecken.—Wenn er jetzt mit dieser Geschichte geneckt wird, pflegt er zu erwiedern: Ich dachte damals gerade lebhaft daran, wie ich es anfangen müßte ein reicher Mann zu werden, und das mag mich vom Eiersieden allerdings ein wenig abgezogen haben. Uebrigens hab' ich, durch das Gelächter meiner Stubengenossen geweckt, die Uhr aus dem Wasser gefischt, das Ei glücklich bereitet ..... und ein reicher Mann bin ich auch geworden, was Keiner von Jenen zu Stande gebracht. Den Grund zu seinem Reichthum hat das nicht unbedeutende Vermögen gelegt, welches er mit seiner ersten Frau, einer gänzlich ungebildeten, keineswegs angenehmen Erbin, erheirathet. Er war ein hübscher Bursche, und es gelang ihm verschiedenen, hoch über ihm stehenden Bewerbern den Rang bei ihr abzulaufen. Die reiche Fleischertochter zog, ihrem Vater zum Trotze, den schmucken Ladenburschen Allen vor, und Monsieur Thomas wußte die ihm gegebenen heimlichen Stelldicheins so trefflich zu benutzen; seine Zerstreuung hinderte ihn so wenig Stunde zu halten, daß dem zornigen Vater nichts übrig blieb, als nachzugeben, weil ... kurz, Thomas wurde

Gatte, und die Frucht dieser eiligst geschlossenen Verbindung war Willibald. Ob der Meister Fleischer aus Aerger, oder ob er in Folge angeborenen Durstes sich dem Trunk ergab? ... Wer weiß es? Genug, er überlebte die Geburt seines Enkels nur so lange, um bei Willibald's Taufe den letzten Schluck über den Durst zu thun und hinterließ der einzigen Tochter ein Vermögen, welches, mit dem Ertrage des gut verkauften Schlachthofes, die anständige Ziffer fünfundzwanzig sammt drei daranhängenden Nullen erreichte. Thomas Zirner etablirte sich und ging, wie man's zu nennen pflegt, tüchtig in's Zeug. Er machte gute Geschäfte. Man pries ihn glücklich. War er's? In seiner Ehe keineswegs. Madame verrieth durch ihr Betragen außerhalb wie innerhalb des Hauses, daß sie einer Heimat entstamme, wo mit rohem Fleische gehandelt wurde. Sie benahm sich herrisch, ja gemein gegen Thomas, dem sie zu hören gab, ohne ihr Geld wär' er noch ein Hungerleider; sie benahm sich thöricht gegen ihren Sohn, den sie aufputzte wie einen Affen; plump gegen ihre Dienstboten, albern gegen alle Menschen. Thomas schämte sich ihrer, entwich ihrer Nähe, so viel er konnte, und brachte seine Abende in Gesellschaften zu, wo stark gespielt wurde. Dawider eiferte sie heftig und machte geltend, (worin sie nicht ganz Unrecht hatte), es sei ihr Geld, welches er verspiele. Man kann denken, welche Scenen das herbeiführte! Den kleinen Willibald erzog sie zum Spion. Das achtjährige Kind mußte hinter seinem Vater herschleichen, dessen Gänge zu belauern, und Herr Thomas Zirner fand sich

oft in großer Verlegenheit, wenn er am Spieltische Platz nehmend, plötzlich den kleinen Willibald in einem Winkel entdeckte. Um sich seines Schweigens zu versichern, gab er ihm Geld auf Näschereien, und da Papa besser bezahlte als Mama, wurde Mama schlecht bedient. Welchen Einfluß das auf des Knaben Charakter ausübte, ist leicht zu beurtheilen. Er wäre total verdorben worden, hätte Mama nicht das Einsehn gehabt, noch bei Zeiten dem wohlseligen Fleischermeister nachzuahmen und plötzlich zu versterben wie Jener. Wir dürfen's Herrn Zirner nicht übel nehmen, daß sein Schmerz über diesen Verlust mäßig und bald geheilt war. Das erste Mal, sprach er, hab' ich Geld geheirathet; jetzt, wo ich selbst wohlhabend bin, will ich mir eine Frau suchen. Er war ein Mann nicht viel über dreißig Jahre, von gefälligem Aeußeren, sein Name hatte in der Geschäftswelt schon einen guten Klang . . . er brauchte nicht lange zu suchen. Elisabeth, eines höheren Beamten verwaisete Tochter, griff mit beiden Händen zu, als Thomas Zirner ihr seine Hand darbot. Und diese seine zweite Ehe schlug besser aus wie die erste. Paul und Bertha sind lebendige Zeugen häuslicher Eintracht und Zufriedenheit, welche nur in früherer Zeit bisweilen durch den rasch heranwachsenden, die Stiefmutter mit scheelen Augen betrachtenden Willibald gestört wurde. Nach und nach hatte sich dieser Widerwille gelegt, Gewohnheit hatte das Ihrige gethan, die schon im Knabenalter geldgierige Natur des Jünglings entwickelte sich nach dieser Richtung hin, der Sohn überbot den Vater bald in kühnen Plänen zu viel ver-

sprechenden Unternehmungen, und schon lange bevor sein Eintritt in die Firma als öffentlicher Compagnon erfolgte, konnte er für deren eigentliche Seele gelten. Herr Thomas hatte zur Zeit, wo wir ihn kennen lernen, die Kartenspielwuth fast gänzlich aufgegeben, um sie gegen die Börsenspielwuth umzutauschen, wobei Willibald ihm ermunternd zur Seite stand. Wie durften sich auch die möglicherweise zu erreichenden Gewinnste und drohenden Verluste am Spieltische messen mit jenen großartigen Aufregungen, welche irgend eine (wahre oder erfundene) Zeitungsnachricht hervorzubringen vermochte, wenn auf dem großen Geldmarkte eben so viele Tausende von Thalern auf dem Spiele standen, als bei der in der kaufmännischen Ressource irgend zu veranstaltenden höchsten Whistpartie jemals Groschen. Thomas Zirner und Compagnon glichen, die kleinen Notizbüchlein zur Hand, von ihren Galopins, den Herren Agenten und Mäklern umringt, commandirenden Generalen, welche im Kriege taktische Anordnungen, im Frieden Parolebefehle ertheilen. Was sie sprachen, wurde gewissenhaft nachgeschrieben, gehorsam befolgt, willig ausgeführt. Sie waren eine Zeitlang an ihrem Platze die Könige; deshalb auch schlecht zu sprechen auf Jene, die als Fürsten einen Thron inne haben. Diese betrachteten unsere Geldkönige als Nebenbuhler um die ihnen gebührende Regierung. Denn Geld, sprachen sie, regiert die Welt; und da wir den Geldmarkt regieren, so gehört uns die Herrschaft. Daß die Ansprüche, welche hohe Geburt, alte Herkunft sich mitunter noch zu machen erkühnten, besonders verhaßt

sein mußten, versteht sich von selbst. Folglich hatten sie sich, wie bereits angedeutet, der Opposition im weitesten Sinne des Wortes angeschlossen, unbekümmert über die Inconsequenzen, welche dadurch zwischen ihrem politischen wie socialen Glaubensbekenntnisse, und ihrem zur Schwelgerei ausartenden Aufwande hervortraten. Unter denen, die sie als Gesinnungsgenossen begrüßten, mit denen sie stimmten, befanden sich Viele, die sich's zwar gelegentlich an ihrer Tafel vortrefflich schmecken ließen und manchen Becher kostbaren Weines auf's Wohl „so freisinniger, gesinnungstüchtiger Männer" leerten; die aber darum doch vom Diner sich geraden Weges in diesen oder jenen „Verein" begaben, um daselbst eine Lehre zu predigen, deren Kern auf totalen Umsturz, und daraus nothwendig hervorgehende Entwerthung jener Papiere deutete, in welchen der splendiden Gastgeber Macht, in welchen die Fundgrube ihres Reichthumes bestand. Vater Zirner hatte Stunden, wo ihm eine Ahnung dieser Widersprüche in seinem Dasein aufdämmerte. Zirner Sohn dagegen wußte dergleichen Besorgnisse zu verscheuchen, was ihm bei des Vaters zerstreutem Wesen leicht wurde. Er galt für einen tapferen Demokraten, verstand auch sehr gut diese Rolle so zu spielen, daß er oberflächliche Beurtheiler täuschte. Wenn er die theuersten Pferde besaß, wenn er seine Wagen aus Paris, seine Reitsättel aus London verschrieb, was nur Kenner bemerkten, hütete er sich doch sorgfältig, Kutscher und Diener in glänzende Livreen zu kleiden, wodurch er die Masse aufmerksam gemacht und herausgefordert hätte. Wenn er Jagdgerechtigkeiten

pachtete, trug er Sorge, daß die dazu gehörigen Reviere etliche Meilen von der Stadt entfernt lagen. Wenn er sehr bedeutende Summen an feile Weiber verschwendete, mied er doch jedes Aufsehen, und machte seine Geschenke von ihrer Discretion abhängig, indem er Jenen streng untersagte mit ihrer Schande zu prahlen. Und wenn, wie dies nun einmal unvermeidlich bleibt, Gerüchte seiner heimlichgehaltenen Verhältnisse sich erhoben, so schlug er sie kräftig nieder, indem er derb und laut auf die täglich überhand nehmende Corruption des hohen Adels schimpfte. So etwas hift bisweilen!

Im Uebrigen ging Herr Willibald Zirner seine eigenen Wege. Für gewöhnlich kam er zwar zu seines Vaters Mittagstisch, doch die Abendgesellschaften seiner Stiefmutter besuchte er selten oder nie. Bisweilen fand man ihn im Theater, stets vollkommen gleichgültig gegen das, was auf der Bühne gesprochen oder gesungen wurde, dennoch genau unterrichtet von Allem, was vor derselben, was hinter den Coulissen sich begab. Er blieb immer nur ein Viertelstündchen und verlor sich, sobald er eine gewisse Klasse der schönen Welt gemustert hatte. Wo er dann den Rest des Abends und was diesem folgt zubringen werde, das vertraute er auch seinen näheren Bekannten nicht, bei denen er für einen schlauen, mißtrauischen, „heimlichen Sünder" galt. Doch galt er nicht minder, für einen genialen, vom Glück begünstigten Geschäftsmann, für einen Millionair, und sie beneideten ihn, haßten ihn, verlästerten ihn ... und beugten sich vor

ihm, sich geehrt fühlend, wenn er ihnen die Spitzen seiner Finger zum Symbol perfiden Handdruckes überließ.

Ganz anders stand es um Zirner, den Vater, der, in seinen Kreisen wenigstens, und bei der sogenannten Fortschrittspartei, (allerdings ein sehr ausgedehnter und kaum übersehbarer Begriff für eine von so verschiedenartigen Bestrebungen angeregte Zeitrichtung) allgemein beliebt war, als gutmüthiger, geselliger, lustiger Lebemann. Der hielt nicht hinter dem Berge; der machte kein Geheimniß aus seiner Lust am Genusse; der freute sich seines Reichthums vor der Welt, und gewährte ihr zugleich das Vergnügen sich über die possierlichen Geschichten zu amüsiren, die er als Zerstreuter von Ruf theils wirklich lieferte, die theils nur auf seine Rechnung erfunden und verbreitet wurden. Man citirte ihn als eine psycholo-gische Merkwürdigkeit, weil er fähig sei, diese Unart seines Geistes zu beherrschen, so lange der Kaufmann, der Bankier in ihm vorwalte; weil er in Ziffern, Zahlen, Rechnungen niemals Verwirrung anrichte. Doch, setzte man hinzu, macht er sich's in allen andern Dingen desto bequemer, und entschädigt sich für den Zwang, den er sich auf dem Comptoir und an der Börse auflegen mußte, nachher durch die prächtigsten Confusionen. Ein vorzüglich dafür geeigneter Boden fand sich auf dem Landgute, welches Zirner, der Vater, kürzlich aus der Masse eines bankerott gewordenen Hypothekarschuldners angekauft. Dieses keineswegs fruchtbare, doch ziemlich große „Dominium" lag eine Meile von der Stadt entfernt, in

sandiger Ebene. Auf irgend einen Ertrag durch landwirthschaftlichen Betrieb war nicht zu hoffen; doch das Wohnhaus, von hübschen Baumgruppen umgeben, konnte leicht (wofern nur kein Geld beim Umbau und bei der Einrichtung gespart wurde) in einen reizenden, kleinen Palast verwandelt, aus den verwilderten Anlagen ringsumher konnte durch einen kunstsinnigen Gärtner binnen kurzer Frist der anmuthigste Park geschaffen werden. Das genügte dem Käufer. Was fragte Thomas Zirner danach, ob auf den Ackerfeldern „zwei, oder in trockenen Jahren kaum ein Korn" eingeerntet wurde? ob die ausgedörrten Wiesen nicht Gras genug brachten, so viel Kühe zu füttern als nöthig wären, hinreichend Milch und Butter für die Küche zu liefern? Das mangelnde Futter mußte gekauft werden, und wer achtete auf solche Kleinigkeiten? „Mandelsdorf" — (es hatte ursprünglich nomen et omen geführt und „Mangelsdorf" geheißen; doch einer der vorigen Besitzer wußte das traurige g in ein heitres, an die Mandelblüthe der Bergstraße erinnerndes d umzuwenden!) Mandelsdorf wurde für den geringen Preis von vierzig und etlichen tausend Thalern, von denen obendrein die bereits verloren gegebene Hypothek abging, folglich „spottwohlfeil" sub hasta erstanden, und Reparaturen, Gartenanlagen, Neubauten und glänzende Einrichtung kosteten „höchstens" eben so viel. Wie gesagt: nicht der Rede werth.

Die Zirner'schen Damen hätten am liebsten schon den vergangenen Sommer in ihrem neuen Besitzthume zugebracht, doch dagegen lehnte sich der sorgsame Haus-

arzt auf. Maler, Stuccaturarbeiter, Tapezirer, Tischler und Anstreicher waren erst im Juni fertig geworden; es schien nicht rathsam, sich „zu exponiren!" Heuer nun sollte der Einzug vor sich gehen, und durch ein großes Gastgebot feierlich begangen werden. Ein „Einweihungsfestchen, aber aus dem FF," sagte Herr Zirner senior, sich seelenvergnügt die Hände reibend.

Es ist in der Stadt über Sommer nicht auszuhalten, riefen Frau Elisabeth und Fräulein Bertha, einmal über das andere; man erstickt. Und auf Reisen, oder in Bädern entbehrt man doch zu viel angewohnten Comfort. Wir beziehen unser Schloß; die Herrschaft Mandelsdorf liegt so nahe bei der Stadt, daß alle Bedürfnisse leicht zu haben sind; da haben wir unser „zu Hause" und genießen zugleich das Landleben. An Fremdenzimmern fehlt es auch nicht; dafür ist eigens der zweite Stock aufgesetzt worden. Es soll recht „gemüthlich" bei uns zugehn! —

Willibald lächelte ironisch zu solchen Exclamationen. Sein verächtliches Schweigen sagte deutlich genug, wie geringe Ansprüche er mache, als Theilnehmer dieser „gemüthlichen" Existenz aufzutreten. Wer mich in dieser Streusandbüchse sieht, dem erlaub' ich, mir Tinte vorzusetzen statt Wein, und ich will sie trinken. Einen unsinnigeren Ankauf hat man noch nicht erlebt. Nun, der Alte kann mit seinem Gelde umspringen, wie's ihm beliebt; ich habe nichts damit zu schaffen. Aber wenn er so fortfährt ... dergleichen Aeußerungen erlaubte sich hier und da der Theilhaber jener berühmten Firma:

„Thomas Zirner & Comp.“ — Auch gab er nicht undeutlich zu verstehen, die ganze Herrlichkeit des Hauses entspringe doch einzig und allein aus dem Vermögen seiner verstorbenen Mutter, und es könne wohl der Tag anbrechen, wo er ein Conto pro errata reguliren und saldiren werde. Niemand von Allen, denen solche bedenkliche, leicht hingeworfene Drohungen zu Ohren kamen, fand sich veranlaßt, Herrn Thomas Zirner darüber Bericht zu erstatten; denn Niemand wollt' es mit ihm verderben. Doch was ihm verschwiegen blieb, wurde desto eifriger hinter seinem Rücken besprochen, und so war es möglich, daß neben des Mannes großem öffentlichen Credit und Ansehn mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten im Verborgenen hinschlichen, welche dann irgend ein gewaltiger Coup, eine kühne, gelungene Speculation auf einige Zeit wieder verscheuchte, doch niemals völlig vernichtete.

Wenn nun Willibald von den Berathungen, die man im väterlichen Hause pflog, das Mandelsdorfer Fest betreffend, sich fern hielt, so zeigte sich sein Halbbruder Paul desto bereitwilliger, thätigen Antheil zu nehmen. Die Liste der einzuladenden Gäste bot erhebliche Schwierigkeiten dar. Da gab es ein ewiges Namenaufschreiben und Wiederausstreichen, ein Zusammenzählen, Abziehen, Zusetzen und Wegnehmen. Getanzt sollte doch auch werden! Paul hätte für sein Leben gern mehrere Offiziere auf's Verzeichniß gestellt, um zwischen diesen seinen Freund Robert mit einzuschwärzen. Die

Damen machten keine Einwendungen. Doch der Vater sprach sein heftigstes Veto aus: „Das hätte mir grade gefehlt, die aufgeblasenen Junker mit guten Bissen zu stopfen, ihnen meine theuersten Weine Preis zu geben, damit sie sich faul und vornehm etliche Male im Saale herumdrehen, als ob sie uns eine Gnade erwiesen, und dann von ihnen über die Achsel angesehen zu werden! Sie sollen nur in ihre aristokratischen Assembleen laufen, wo sie für magere Kost und schlechten Trunk robotten müssen. Wir bleiben unter uns!" —

Was mit diesem „unter uns" eigentlich gemeint, und welche Eigenschaften erforderlich gewesen, um in seinem Sinne dafür zu passen, mag der gutmüthige, doch stets zerstreute Festgeber sich wohl selbst nicht ganz deutlich gemacht haben. Er wußte eben nur, wen er nicht bei sich sehen wollte; im Uebrigen ließ er die Mutter mit ihren beiden Kindern im Vereine wählen, prüfen und bestimmen. Bald sprach die ganze Stadt von der Einweihung des Mandelsdorfer Schlosses. Hätten Zirner's belauschen können, was und wie davon gesprochen wurde, . . . nicht allein von den Uebergangenen, die vergeblich auf eine Invitation geharrt, sondern auch von den Eingeladenen; und von diesen zumeist . . . wahrscheinlich würden sie, irgend einen Krankheitsfall vorschützend, von der Idee abgegangen sein. Das neuangekündigte Prachtwerk Zirner'scher Eitelkeit wurde, schon eh' es erschien, mit boshaften Vorreden geschmückt, welche von mancherlei Gedankenstrichen und Ausru-

fungszeichen aus Willibald's Feder durchschossen waren. Unterdessen schritten die Anstalten im großartigsten Maßstabe weiter, und der vielbesprochene Tag rückte näher und näher.

III.

Robert von Randlau hatte zwar, wie verabredet, jenen Abendbesuch bei Paul Zirner abgestattet; hatte sich auch mit dem heitern, herzlichen Burschen, der ihm sowohl persönlich, wie auch als Bertha's Bruder sehr zusagte, recht angenehm unterhalten . . . war aber ein zweites Mal nicht gekommen. Ihm blieb der Gedanke peinlich, daß er sich gleichsam verstohlen zu dem jungen Freunde schleichen, daß dieser ihn heimlich empfangen müsse. Der dicke Pförtner am großen Eingangsthor, genährt und aufgetrieben von jener Insolenz der Geldaristokratie, welcher jegliche Humanität, bis auf die oberflächlichsten Formen hinab mangelt, und welche sich nur vor Goldesklang beugt oder krümmt, hatte den armen Secondelieutenant, dessen Uniform hinreichend verkündete, daß er nicht im Vorderhause auf Empfang hoffe, einem förmlich beleidigenden Examen unterworfen. Dabei hatt' er ihn, den Schlanken, von oben bis unten mit halb geringschätzenden, halb mitleidigen Blicken gemessen, als wollt' er sagen: Du magst wohl verdammt schmale Bissen essen; da sieh' mich an! Bei uns geht's ein Bischen anders zu! — Robert, so jung er war, besaß eine Festigkeit des Charakters, die ihn vor jeder Selbsterniedrigung schützte und bewahrte, auch da, wo die auf-

regenden Gefühle mächtig erwachender Liebe ihm zur Entschuldigung gereicht hätten. Er beherrschte sich, und zog sich von fernerem Verkehr mit Bertha's Bruder zurück, weil er es seiner unwürdig fand, eine zufällige Begegnung mit ihr hinterlistiger Weise unter dem Deckmantel der Freundschaft zu erschleichen. Diese Gewissenhaftigkeit machte ihn kälter und zurückhaltender gegen den jungen Zirner, als er innerem Antriebe zufolge sonst gewesen sein würde. Denn, wie schon bemerkt, der muntre Student sagte ihm sonst zu, that auch seinerseits Alles, den ungerechten Groll, welchen sein Vater gegen Offiziere im Allgemeinen kundgab, herzlich auszugleichen. Wo sie sich sahen, wechselten sie wohlwollende Worte, Jeder empfindend, daß Etwas zwischen ihnen stehe, was sie zwar trenne, was sie doch nicht hindern könne, sich gut zu sein.

Am Sonnabend vor dem großen Feste (denn dieses war auf einen Sonntag anberaumt), fand Robert, wie er, zwischen zierlich geordneten Vorräthen des Blumenmarktes einhergehend, die Fülle derselben bewunderte und an deren Dufte sich labte, mitten im buntesten Gewühl den lebhaft gesticulirenden Paul, der den erstaunten Verkäuferinnen höchst anzügliche Bemerkungen über erbärmlichen Betrieb ihres Handels zu hören gab. „Was Teufel," fragte er Jenen lachend, „was haben die holden Priesterinnen Flora's Ihnen zu Leide gethan?"

„Die holden Priesterinnen Flora's sollten von Magistratswegen verhalten werden, mit dürren Besenreisern zu handeln, anstatt sich für Blumenmädchen ausgeben

zu dürfen. Denken Sie sich, daß ich auf dem ganzen Markte keine Camellien finde!“

„Das glaub' ich wohl; im August ist ihre Zeit vorüber.“

„Was Zeit! Für Geld muß man Alles bekommen, und zu jeder Zeit. Wenn ich sie bezahlen will und kann, hab' ich Kirschen und Erdbeeren im Januar. Weshalb jetzt keine Camellien? Ich bin förmlich in Verzweiflung. Meine Schwester verlangt nun einmal weiße Camellien; sie will morgen zum Feste einen Kranz davon im Haare tragen; ich hab' ihr mein Cerevis gegeben. Was soll ich nun beginnen? Bei allen Kunstgärtnern bin ich herumgelaufen; nirgend nur ein dürftiges Knöspchen. Und hier auch nicht. Ich traue mich gar nicht hinaus. Bertha wird mich beschuldigen, es liege an meiner Faulheit. Sie, die mir schon so häufig aus Verlegenheiten geholfen, die jedem Wunsche, den ich äußere, zuvorkommt ... sie begehrt endlich einmal etwas von mir, und ich kann eine solche Kleinigkeit nicht für sie herbeischaffen!“

„Ihre Damen befinden sich nicht in der Stadt?“

„Das ist ja eben mein Unglück. Sie sitzen schon seit einer Woche in dem vermaledeiten Mandelsdorf. Wären sie hier, so könnte Bertha sich selbst überzeugen, daß ich keine Schuld trage.“

„Sie wird in Ihre Versicherungen keinen Zweifel setzen, Paul! Und sanft, wie sie ist, wird sie mit einem Kranze von zarten weißen Rosen auch vorlieb nehmen. Davon haben Sie hier ganze Massen zur Auswahl.“

„Es bleibt mir freilich nichts Anderes übrig. Aber

ich werde mich schämen wortbrüchig vor ihr zu erscheinen."

„Fahren Sie heute noch hinaus?"

„Ich werde wohl müssen; aber so spät wie möglich; damit sie nicht Zeit findet mich auszuschelten."

„Es wird so schlimm nicht sein . . . viel Vergnügen!" — Dies rufend, entfernte sich der Lieutenant raschen Schrittes und ließ den Studenten die ihm dargebotenen Rosen musternd zurück.

Aber wohin begiebt sich Robert? Welch' seltsamen Weg schlägt er ein? Durch Gassen und Gäßchen eilt er einer abgelegenen Stadtgegend zu, wo selten Spaziergänger zu erblicken sind, wohin sogar das Geräusch und Gewühl städtischen Treibens nicht dringt; wo eine stille, wenig bewohnte Vorstadt sich in einzeln stehende kleine Häuschen hinter kleinen Gärtchen verliert und auflöst; wo Leute zu hausen scheinen, die keinen Anspruch mehr an's Leben machen, außer den, wenn auch in Dürftigkeit, es doch in Ruhe zu beschließen.

„Hier herum," sprach Robert zu sich selbst, „muß es sein, wo ich dieser Tage den mit Knospen und Blüthen geschmückten Camellienbaum sah; vor dem Fenster an einem der nächsten Häuser . . . wenn ich nicht geträumt habe? Zwar, das wäre schon möglich. Denn wie ein Träumender geh' ich ja oft umher, wenn ich an Sie denke; und an Sie dacht' ich . . . aber nein; grade weil ich beim Anblick der jetzt seltnen Blumen mir sagte, wie schön sie auf Bertha's dunklen Locken prangen würden! grade darum kann es kein Spiel der Einbildung gewesen

sein; und war's auch nicht, denn siehe, da steht der Baum in voller Pracht! Nun heißt's die rechten Worte finden, die der Besitzer Herz erweichen. Mit Geld allein wird's bei solchen Blumenfreunden, die ihre Lieblinge so sorgsam pflegen und so glücklich erziehen, nicht gelingen. Und überdies . . . ich hab' ihnen keine großen Schätze zu bieten."

Er schritt einigemale vor dem offenen Fenster auf und ab, seine Bewunderung recht zur Schau tragend, damit die beiden alten Leute im niedrigen Gemach, ein Mann und eine Frau, ihn bemerken möchten. Doch diese, wahrscheinlich an dergleichen, ihren kleinen schwebenden Gärten dargebrachte Huldigungen schon gewöhnt, ließen sich in ihren häuslichen Geschäften nicht stören. Sie gingen ab und zu, ohne den Herrn Lieutenant sonderlich zu beachten. Erst als dieser, voll Ungeduld die Unterhandlungen zu beginnen, den Kopf zum Fenster hinein steckte, und mit einschmeichelnder Stimme fragte: „Sagen Sie mir, wie fangen Sie's an, jetzt noch so köstliche Camellien hervorzuzaubern?" regte sich der gerechte Stolz des schlichten Paares, und Beide traten herzu, ausführlichen Bescheid zu ertheilen. Das Gewächs habe über Winter gekümmert und gekränkelt; im März und April, während seine Geschwister überall blühend lebten, sei es dem Absterben nahe gewesen; doch einige „kunstreiche" Begießungen (ein Familiengeheimniß) haben es vom Tode gerettet; im Monat Juni hab' es sich völlig aufgerafft, und nun hole „das gute Ding"

fleißig und eifrig nach, was es im Frühjahr versäumen mußte.

Sie redeten von der Pflanze wie von einem Lieblingskinde, welches am Rande des Grabes gestanden hätte und ihnen neu geschenkt wäre; wobei sie nicht unterließen ihren andern grünen Kindern, die sich auf hölzernen Gestellen vor und neben ihnen thürmten, beschwichtigende Blicke zu gönnen, als wollten sie ihnen nicht wehe thun.

Durch diese Pietät wurden Robert's Hoffnungen gar sehr herab gestimmt. Er begriff, daß er hier mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse, sollten die redlichen Leute seinen Wunsch erfüllen. In edlen Seelen waltet stets ein inniges Mitgefühl für zarte Empfindungen, mögen sich diese noch so kindlich, ja kindisch darstellen; nur selbstsüchtige, rohe Naturen versagen den liebenswürdigen Schwächen ihrer Mitmenschen theilnehmende Achtung. Und hätte Robert alle Taschen von Goldstücken angefüllt getragen, er wäre nicht im Stande gewesen, mit einem schnöden Geldangebot zu beginnen. Er leitete folglich (immer durch's Fenster) das traulichste Dreigespräch ein, worin er bald erfuhr, der alte Ottmar, eines Gärtners Sohn, sei selbst gelernter Gärtner gewesen, bis man ihn vor wenigen Jahren wegen Alter und Kränklichkeit aus dem letzten Dienste entlassen. Mit dem, was er sich in mehr als vierzigjähriger Mühwaltung zusammengespart, hab' er sich dies Häuschen gekauft, und „seine Alte" habe ihre paar Groschen, die sie

von den Eltern ererbt, dazu gelegt. Freilich wohl hat's noch nicht zugereicht, fuhr er fort, und etliche hundert Thaler Schulden, die wir mit fünf Procenten verzinsen, haften noch auf dem Grundstück. Das machte weiter nichts, und sind wir ganz erträglich durchgekommen, nur daß anjetzo die Wohnung über uns, eine Treppe hoch, leer steht, schon in's zweite Quartal; das macht ein garstig Loch in die Rechnung; denn wer die einzelnen Groschen genau zählen und jeden dreimal umdrehen soll, eh' er sie weggiebt, dem dürfen keine Thaler ausbleiben.

„Aber wie geht es zu, daß sich kein Miether findet?"

„Miether fänden sich genug und melden sich tagtäglich; nur daß sie uns nicht gefallen. Verdächtiges Volk können wir in unserem Häuschen nicht gebrauchen. Hier muß Ordnung, Sauberkeit, Ruhe und Fleiß herrschen. Meine Alte denkt in diesem Punkte grade so wie ich. Sie spart sich's an Kaffee und Zucker ab, ich am Tabak . . . na, haben wir doch unsere Blumen!"

Robert's Aussichten auf Eroberung der heiß ersehnten Camellien schwanden immer mehr. Dennoch wollt' er nicht völlig entsagen, und um Frist zu gewinnen, bat er, man möge ihn die leerstehende Wohnung in Augenschein nehmen lassen; vielleicht fände er Gelegenheit, sie einer stillen, anständigen Familie zu empfehlen?

„Nu, damit," meinte Ottmar, „wird's wohl gute Wege haben; die Familien, mit denen solch' ein „adrettes" Offizierlein bekannt ist, werden sich schwerlich entschließen hier zu wohnen, am Ende der Welt und in

Stübchen wie die unsrigen. Indessen wenn Sie die paar Stufen hinaufsteigen wollen . . . müde wird Sie's nicht machen."

Es waren zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche; reinlich gehalten, weiß übertüncht, um Weniges höher als die Räume im Erdgeschoß, dabei hell, behaglich, heimlich.

„Hier fehlt nichts," rief Robert, „als der grüne Schmuck Ihrer Gemächer, dann müßte sich's gut leben zu Zweien oder Dreien. Läg' Ihr Häuschen nicht so weit ab von meinen Berufswegen, ich würde mich glücklich fühlen, hier zu wohnen. Wie hoch schlagen Sie den Miethzins jährlich an?"

„Von Leuten, die keinen Unfug machen und für uns passen, würd' ich nicht mehr verlangen als achtundvierzig Thaler."

„Das ist ja halb geschenkt."

„So viel brauch' ich auf Steuern und auf die Zinsen an meinen Hypothekengläubiger. Damit begnüg' ich mich. Wenn's nur schon da wäre! Nächstes Quartal sieht's garstig aus. Fehlen mir noch zwölf Thaler; die müssen bis zum Michaelistermin zusammengekratzt sein."

„Die könnten Sie spielend erwerben, wenn Sie . . ."

„Was, Herr Lieutenant?"

„Wenn Sie eine Scheere hervorsuchen und die Blüthen des Camellienbaumes mit selbiger abknipsen wollten. Es werden mindestens ein Dutzend daran offen stehn, und einen Thaler für jede durch die Bank giebt der Kauflustige mit Vergnügen. Bleiben Ihnen noch eben so

viele Knospen und Knöspchen, die binnen vierzehn Tagen auch Blüthen sind und den Abgang ersetzen."

„Also darauf war's abgesehen?"

„Ja, ehrlich gesagt, deshalb bin ich heute herausgelaufen. Es liegt mir viel, viel mehr als Sie denken können, an Blumen dieser Gattung zu einem Kranze; nirgend giebt es welche; ich besann mich, an Ihrem Fenster gesehen zu haben . . . ."

Der Alte sah den in gespannter Erwartung dastehenden schmucken Offizier zweifelnd an.

„Junger Herr," sagte er, „ich traue der Sache nicht und schlage sie Ihnen rundweg ab; sie verträgt sich nicht mit meinem Gewissen."

„Alter Mann, ich bin weder reich, noch leichtsinnig. Ich bin ein blutarmer, aber ein ordentlicher Mensch. Ich lebe von meiner Gage und habe keinen Pfennig Schulden. Mehr brauch' ich nicht zu sagen. Sollten Sie aber an meiner „Solvenz," wie die Kaufleute sagen, zweifeln? Hier, überzeugen Sie sich: zwei Fünfthalerscheine, ein harter Thaler, und an kleinerer Münze wenigstens noch drei . . . Sie sehen . . . ."

Jetzt mengte sich Frau Christine Ottmar in's Gespräch: „Alter," sprach sie, „laß mich meinen Senf auch dazu geben. Können wir wissen, ob nicht das ganze zukünftige Schicksal des jungen Herrn grade von dieser Gabe abhängt? Der liebe Herrgott führt die Seinen wunderbarlich. Immer möglich, daß an unsre Blumen die Entscheidung für des Offiziers ganzes Leben geknüpft ist. Er will vielleicht sein letztes Geld daran wenden . ."

„Das soll er eben nicht; und ich darf's nicht annehmen."

„Nein, das soll er auch nicht! Und Du sollst's auch nicht, Alter, Du sollst ihm die Blumen schenken!"

„Das kann ich nun wieder nicht annehmen. Eh' ich sie geschenkt nehme, eh' ich redlichen, kümmerlich-lebenden alten Leuten ihre einzige Freude raube, ohne ihnen einen kleinen Ersatz dafür bieten zu dürfen, gebe ich meinen Plan auf; das ist gewiß."

„Wir wollen's einrichten, daß jeder Theil seinen Willen hat. Du schneidest ihm die Blumen ab und er giebt uns fünf Thaler; da behält er noch so viel, daß er zum trocknen Brot einen Bissen Braten schmausen kann, und für uns sind die fünf Thaler eine hübsche Hilfe. Sind Sie damit einverstanden?"

Robert zögerte.

„Es ist ein Vorschlag zur Güte," rief Ottmar; „gieb mir die Scheere her!" Bevor noch Robert wiederholte Einsprache thun konnte, waren die Camellien schon von ihren Mutteräsien getrennt, mit kunstfertiger Hand in eine schützende Umhüllung von Papier geschlagen, Frau Ottmar hatte einen Fünfthalerschein an sich genommen, das übrige Geld in Robert's Ledertäschlein geschoben, und dieses zwang sie ihm freundlich auf, während ihr Mann ihm die Blumen überreichte. „Gott gebe," sprach der Letztere, „daß meine Alte richtig prophezeit; daß unsere Pfleglinge Ihnen Glück bringen!"

„Ich bleib' in Ihrer Schuld," sagte Robert herzlich, doch schon auf dem Sprunge. Und hinaus war er mit

den erbeuteten Schätzen. Als er von der Straße noch einmal durch's Fenster hinein dankte, erwiederte die alte Frau: „Wenn Sie glauben, daß Sie uns etwas schuldig sind, können Sie die Schuld leicht abtragen: Sie brauchen uns nur gelegentlich einmal Nachricht zu geben, wie Ihr Geschenk aufgenommen wurde."

„Ein Wort, ein Mann!" klang es aus der Ferne zurück.

* * *

In Mandelsdorf sah es aus, wie es am Vorabend eines üppigen Festes nicht anders sein kann; in der Küche wurde geschlachtet, gewürgt, gerupft, abgehäutet, abgeschuppt, gebacken, gesotten, gerührt; der „Chef" (so belieben diese Herren sich von ihren Lehrjungen und Hilfsmädchen tituliren zu lassen, indem sie das „de cuisine" unterschlagen) hetzte seine deutschen Sclaven und Sclavinnen mit französischen Flüchen umher, schrie nach der Ausgeberin, die er „vieille carcasse" schimpfte; warf mit vollen Händen frische Butter in's Herdfeuer; schrie wie ein Besessner; und ließ den Inhalt jener Weinflaschen, die er für Gelatinen, Compote und Cremen requirirt, zur Hälfte durch seine Gurgel rinnen. Der Gärtner, noch ganz niedergeschmettert von den Vorwürfen, mit denen er überschüttet worden, weil seine Camelliensträuche keine Blüthen trugen, das heißt: längst abgeblüht hatten, schleppte im Schweiße des Angesichtes Näpfe und Kübel in den Tanzsaal hinauf, um diesen, so wie die daran stoßenden Gesellschaftszimmer so viel wie thunlich in Gärten umzuwandeln. Im obern, neu auf-

gesetzten Stockwerke waren keuchende Stubenmädchen beschäftigt, Gastzimmer einzurichten, sie mit hundertlei kleinen Bequemlichkeiten auszustatten, in denen holde Tänzerinnen, ihre Toiletten zu repariren, einen ungestörten Zufluchtsort finden sollten.

Frau Zirner und Bertha hatten wohl einige Wanderungen durch all' diese Schauplätze convulsivischer Thätigkeit unternommen, doch ohne tieferes Eingehen in die Ausführung ihrer Anordnungen, was ihnen zu langweilig und umständlich gewesen wäre. Sie saßen jetzt, den wundervollen lauen Abend genießend, in dem zeltartigen Vorbau, welcher die zum „Schlosse" führende Freitreppe bedeckte, und schwelgten in der langen Liste der Eingeladenen, Namen für Namen wiederholend, jedwedem ein Kleckschen anhängend. Herr Thomas Zirner war mit der Dämmerung angelangt. Er wiegte sich auf amerikanischem Schaukelstuhl, blies den Rauch einer „Sechsgroschen-Cigarre" voll Behagen von sich, verfolgte die zartgekräuselten blauen Wölkchen mit Kennerblicken auf ihrem leichten Zuge nach den in hohen Glasglocken brennenden Kerzen hin, über denen sie sich dann langsam verzogen. „Rauch ist alles ird'sche Wesen!" flüsterte er einigemale, worüber seine Tochter sehr erstaunte, und ihn fragte: „Aber Vater, wie kommst Du darauf einen Dichter zu citiren?"

„Weiß ich's? Die Worte drangen sich mir unwillkürlich auf. Es ist mindestens dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr daran dachte, und jetzt erinnere ich mich lebhaft; Schiller's Siegesfest war mein Lieblingsgedicht,

wie ich in Deinem Alter seine Verse verschlang. Sonderbar! So lange haben sie von Ziffern und Rechnungen verdeckt in meinem Gedächtniß begraben gelegen und jetzt auf einmal .... hat sich Paul noch nicht blicken lassen?"

„Der wird sich heute nicht mehr zeigen. Er gab mir das Wort, nicht ohne Camellien oor mir zu erscheinen; wahrscheinlich sind sie ihm erst für morgen früh versprochen worden. Desto besser; dann sind sie noch ganz frisch, und brauchen nicht erst in den Keller gestellt zu werden."

„Glaub' ich doch kaum, daß er sein Wort zu halten vermag. Wo giebt es jetzt Camellien?"

„Für Geld giebt es Alles."

„Das ist freilich wahr; doch nur bis auf einen gewissen Grad. Daß ein Baum oder Strauch über Nacht Knospen und Blüthen hervorbringen sollte, ist mir unwahrscheinlich; sogar wenn ihm eine Million versprochen würde."

„Mach' mir doch nicht bange, Vater. Ich muß Camellien haben; mein ganzer Anputz ist darauf eingerichtet; mir wäre der morgige Tag verdorben ohne Camellien."

„Du bist ein Kind. Ist's nicht völlig gleichgiltig . ."

„Das verstehst Du nicht, Thomas. Ihr Männer versteht von solchen Sachen überhaupt nichts."

„Und Ihr Weiber vergeßt, für wen Ihr Euch schön macht. Die feinen Nuancen entgehen denjenigen, denen Ihr gefallen wollt."

„Ei Vater, wer sagt Dir denn, daß wir uns ge-

schmackvoll kleiden, und alle Sorgfalt auf unsere Toiletten richten, um Euch zu gefallen? Wir bestreben uns, und lassen's uns die größte Mühe kosten, den Neid unserer Freundinnen zu erwecken. Für Euch Herren wäre bald Etwas gut genug."

„Das muß ich loben. Da redet doch einmal Eine aufrichtig. Sobald Du diese Absicht eingestehst, bin ich befriedigt. Ihr treibt's mit Euren Toiletten, wie wir mit unsern Geschäften. Ein Bischen Schadenfreude ist immer dabei, wenn es uns gelingt, einen fetten Bissen den besten Freunden vor der Nase wegzuschnappen, und dann von ihnen beneidet zu werden. Das ist der Lauf der Welt. In solchen Surprisen ist Willibald Meister."

„Apropos, von Willibald: werden seine Gestrengen sich nicht herablassen, dem ländlichen Feste in Mandelsdorf ihrer huldreichen Gegenwart Ehre zu schenken?"

„Weit entfernt von solcher Herablassung. Willibald hat vorgestern einen Ausflug nach Hamburg gemacht; die Wahrheit einzugestehen, hauptsächlich um nicht hier sein zu dürfen. Denn daß er einige Geldsachen vorhabe, die eben so leicht brieflich abgewickelt werden könnten, halt' ich für leeren Vorwand."

„Nicht sehr schmeichelhaft für uns."

„Was ist da zu reden? Es liegt in seinem Wesen so. In eleganter Gesellschaft fühlt er sich nun einmal nicht heimisch; chacun à son goût! . . . Heda, guter Freund, was beliebt?"

Dieser Zuruf galt einem Menschen, der sich vergeblich bemühte, das Thor jenes aus dickem Eisendrath geflocht-

tenen Gitters zu öffnen, womit der grüne Platz vor dem Hause umgeben war. Man sah ihn im Dunklen nur undeutlich. Er antwortete zurück, und zwar mit heiserem, unverständlichem Tone: „Ich kann den Drücker am Schlosse nicht finden."

„Ist auch nicht von Nöthen. Scheert Euch von dannen, und ohne Aufschub, sonst werd' ich Leute rufen, die Euch Beine machen. Es setzt Nichts, verlaßt Euch d'rauf."

„Ich verlange gar Nichts, Herr; ich bringe Etwas."

„Höchstens einen Bettelbrief."

„Ich bringe Blumen für's Fräulein."

„Ach, das ist ein Bote von Paul; erlaube, Vater!" — Schon eilte Bertha hinab, und ließ sich über die pfeilartigen Stäbe des Eisennetzes ein Carton reichen.

„Paul ist doch ein braver Junge!" rief sie ihren Eltern zu. Und dem Boten, der eine blaue Blouse trug und eine Mütze mit breitem Schilde tief in's Gesicht gedrückt hatte, sagte sie freundlich: „Wartet einen Augenblick, ich schick' Euch ein gutes Trinkgeld."

„Bin bezahlt, reichlich!" entgegnete Jener . . . und man hörte ihn rasch davonlaufen. Wär' es aber nicht finster gewesen, so würde man ihn wohl gesehen haben, wie er leise wieder näher schlich, auf den Fußspitzen behutsam über den knirschenden Kiessand des Fahrweges schreitend, und wie er sich hinter Gebüsche verbarg, aus denen er beobachten konnte, was im Zelte vorging. Bertha öffnete den Carton und ließ ein lautes: „Sieh, Mutter, wie schön!" erschallen. Sogar Herr Zirner

stimmte in die Bewunderung der Damen und in Bertha's Anerkennung für die Verdienste ihres Bruders ein: „Das hätt' ich dem Jungen nicht zugetraut, daß er einen so schwierigen Auftrag so glorreich auszuführen Umsicht und Geduld besitze. Er muß förmliche Entdeckungsreisen durch sämmtliche Handelsgärtnereien unternommen haben!"

Es wurden dienstbare Geister herbeigerufen, eine Schüssel mit feuchtem Sande angefüllt wurde gebracht, in diesen steckte Bertha die Stiele der Blumen und befahl, sie in dem kühlsten Winkel des Kellers zu bergen. „Dann," sagte sie triumphirend, „werden diese Prachtstücke morgen frisch sein, wie wenn sie eben erst abgeschnitten wären; und keine Andere wird ihres Gleichen tragen. Oh, der gute, liebe Paul! hätt' ich ihn hier, wie wollt' ich ihn abküssen!"

„Ich vermuthe," sprach der Vater, „Du wirst sehr bald in der Lage sein, diesen Wunsch zu befriedigen, denn ich höre einen Reiter die Straße entlang traben, der sich uns nähert."

„Das kann Paul nicht sein, lieber Mann. Weshalb hätt' er dann erst einen Expressen mit den Camellien herausgejagt, die er leicht selbst befördern konnte?"

„Und dennoch ist er's, denn er wendet sich den Stallungen zu, wie Ihr bemerken werdet. Jetzt hält er an ... jetzt steigt er ab ... jetzt übergiebt er sein Pferd dem Kutscher ... jetzt geht er quer über den Hofraum ... jetzt bellen ihn die Hunde an, die der Wärter schweigen heißt ... jetzt steht er am Gitter ... jetzt ..."

„Bertha, laß' mich ein! ich komme mit dem vermaledeiten Drücker nicht zu Stande! Aber wähne nicht, mein Ungeschick rühre davon her, daß ich Deine Camellien trüge. Ich komme mit leeren Händen."

„Und ich empfange Dich mit vollem Herzen," rief die Schwester, indem sie ihn zärtlich umarmte.

„Du bist ausnahmsweise ein galanter Bruder gewesen, mein Sohn, und Du verdienst alles Lob."

Auch der Vater lobte ihn und fragte angelegentlich, welcher Gärtner ihm so ausgesuchte Waare geliefert? Denn solchen Mann, setzt' er huldvoll hinzu, muß man protegiren.

„Habt mich nur zum Besten," erwiederte Paul kleinlaut. „Ich muß Euren Hohn demüthig über mich ergehen lassen und mich mit dem Bewußtsein trösten, daß ich mir die erfinnlichste Mühe gab, Bertha's Eigensinn zu befriedigen. Meine Schuld ist es nicht, daß Du morgen mit einem Kranze von weißen Rosen vorlieb nehmen sollst. Wenigstens werden es die zartesten sein, die sich in dieser Nacht erst aus Knospen zu Blüthen aufthun, und ich habe Sorge getragen, daß sie kurz vor Beginn des Balles eintreffen."

Die Eltern und die Schwester blickten ihn und sich fragend an. „Rappelt's bei Dir, Paulus? Was lamentirst Du von weißen Rosen, als ob ein Leichenschmuck bestellt wäre? Hast Du mir nicht die herrlichsten Camellien geschickt, die jemals auf dunklen Haaren prangten? Hab' ich Dir nicht für jede einen schwesterlichen Kuß gegeben?"

„Ich? Dir geschickt? Camellien? Gestatte mir eine „Retourchaise," und lasse mich fragen, ob's nicht bei Dir rappelt? Wer hätte Dir meine Sendung überbracht?"

„Ein fremder Mensch; eine Art Dienstmann. Vor zehn Minuten. Die Blumen sind eben erst in den Keller gebracht worden."

„Und sagte der „fremde Mensch," wer ihn schickte? Sagte er, daß sie von mir kämen?"

„Das grade nicht. Aber von wem sonst sollten sie kommen?"

„Ja freilich, von wem sollten sie kommen? Es wußte ja Niemand . . ." hier hielt er plötzlich inne und schwieg verlegen.

„He?" fragte der Vater, „Du verstummst? Bist Du wirklich nicht der Geber, und vermuthest Du einen andern?"

„Es könnte nur Robert gewesen sein, dem ich allerdings auf dem Blumenmarkte mein Leiden klagte."

„Wer ist Robert? Ich kenne keinen Robert."

„Ein Freund von mir; ein sehr netter, stiller, junger Mann!"

„Einer von Eurer Burschenschaft?"

„Das nicht. Er ist . . . er dient als Militär . . ."

„Ich will doch nicht hoffen!"

„Es ist der Lieutenant von Randlau."

„Ein Offizier? Ein Herr von Dings da? Und der kennt meine Tochter? Der untersteht sich . . . Bertha, was weißt Du von dem Patron?"

„Bertha kennt ihn weiter nicht, lieber Vater. Und er

hat gewiß nicht die Absicht gehabt, ihr ein Geschenk anzubieten. Wahrscheinlich suchte er mich auf, um mir den glücklichen Fund mitzutheilen, und fand mich nicht, weil ich bis spät Abend noch umher lief und fragte . . . da hat er denn . . . es ist so gut, wie wenn ich die Blumen geschickt hätte!"

„Den Henker auch! Ich will dergleichen Freundschaften nicht. Solch' ein übermüthiger Verschwender und zudringlicher Junker darf sich nicht unterstehen . . ."

„Robert ist keins von Beidem. Er ist ein bescheidener, gänzlich mittelloser Offizier."

„Wovon lebt er denn?"

„Von seiner Gage, und ohne Schulden."

„Und wie hoch beläuft sich denn diese seine Gage?"

„Auf vierundzwanzig Thaler im Monate, denk' ich."

„Vierundzwanzig Thaler? Donnerwetter, so viel geb' ich ja meinem ersten Hausknechte! Und davon will er Geschenke machen? Blumen kaufen, die als Raritäten mit einem Thaler pro Stück nicht theuer genug bezahlt sind! Meiner Tochter? Herrn Thomas Zirner's einziger Tochter? Ich dächte, was mir wäre! Die Camellien werden heute Nacht noch zurückgesendet. Augenblicklich soll der Kutscher satteln . . . ."

„Aber, lieber Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich ihm seine Auslage baar wiedererstatte. Es soll übermorgen mein erster Gang sein, wie ich zur Stadt komme. Er betrachtet die Sache ja gewiß nur als eine mir erwiesene Gefälligkeit, und denkt dabei nicht an Bertha."

„Meinst Du das ebenfalls?“ fragte Zirner seine Frau. „Zuverlässig!“ versicherte Frau Elisabeth. Doch wäre ihr Gemahl nicht „zerstreut“ gewesen, wie gewöhnlich, es hätte ihm nicht entgehen können, daß ihr „zuverlässig“ höchst unzuverlässig klang.

„Also von ihm?“ seufzte Bertha, da sie sich zur Ruhe begab.

IV.

Bei der Ausdehnung, welche das gesellige Treiben unserer Tage gewonnen hat, ist die Möglichkeit verloren gegangen, nur einigermaßen vorher zu sagen, aus was für innerlich getrennten und sich widersprechenden Farben eine Zusammenkunft bestehen wird, die, unter dem Titel „große Gasterei“ von reichen Leuten veranstaltet, jedenfalls wie ein Zeitbild betrachtet werden darf. Mögen die Veranstalter noch so sehr bemüht gewesen sein, nur zu „ihrer Partei“ gehörige Familien einzuladen, diese sogenannte Partei bietet in ihren verschiedentlichsten Schattirungen schon an und für sich die schroffsten Gegensätze dar; und was die „einzelnen Herren“ betrifft, ohne welche denn doch nicht getanzt werden kann, wird es unvermeidlich, allerlei Concessionen zu gestatten, soll die Hälfte tanzlustiger Damen nicht sitzen bleiben. Auch in Mandelsdorf fand sich diese Nothwendigkeit bestätigt. Herr Zirner hatte zwar unerbittlich festgehalten an der Ausschließung jeglicher Militäruniform, doch im Uebrigen war er nachgiebig genug gewesen, und hätte in der „Pause“ irgend eine städtische oder staatliche „Wahl“

vorgenommen werden sollen, mancher seiner Gäste dürfte mit demselben Munde, dem der Hausherr Leckerbissen und Champagner darbot, wider ihn gestimmt haben. Dieser Zwiespalt erstreckte sich nicht allein auf die Tänzer, von denen die meisten wohl überhaupt an Politik zuletzt dachten; er reichte bis in die Reihen der älteren Männer, von denen einige nicht hatten „übergangen werden können," weil sie Paul's Professoren, wenn gleich in diesen Kreisen als „Conservative" verschrieen waren. Zirner's hatten durch deren Einladung ein Opfer gebracht, und, seltsam genug, meinten Jene ihrerseits ein Opfer zu bringen, indem sie die Einladung nicht zurückwiesen.

Der Tanz hatte begonnen, im Saale drehten sich wilde Paare, schmetterte dröhnende Blechmusik, surrte und brauste lärmendes Gewühl. Die Nebenzimmer blieben theils leer, theils waren sie von Spieltischen besetzt, an welchen eifrig und aufmerksam gearbeitet wurde. Hier und da saßen, in sichere Eckwinkel zurückgezogen, Gruppen von Malcontenten, denen die Karten verhaßt, das Tanzgewühl unleidlich waren, und die hier ein Asyl gesucht, wo sie ohne Furcht vor Rippenstößen und Fußtritten „ein vernünftig Wort" reden könnten. Da entdecken wir unter Anderen den Commerzienrath, einen der Professoren, und einen praktischen Arzt; ihre Namen sind uns unbekannt, doch, um ihre Gespräche zu belauschen, brauchen wir nicht zu wissen, wie sie sich schreiben.

Die drei Herren begegnen sich sonst auf ihren gewöhnlichen Berufs- und Lebenswegen selten oder nie und haben sich heute in diesem Schmollwinkel wohl nur

zusammen gesetzt, weil sie Jeder den Anderen hier zu finden erstaunt sind. Denn sie gehören sämmtlich der liberal-gemäßigten Richtung an und erblicken eben kein Heil in den Lehren, zu welchen Zirner und Consorten sich bekennen. Hören wir ihnen zu.

„Wenn der Sohn des Hauses," so beginnt der Commerzienrath, „den Wissenschaften obliegt, wie heute dem Tanze, dann muß er ein großer Gelehrter werden." — Der Professor schmunzelte: „Damit hat's gute Wege; allzusehr strengt er sich beim studiren nicht an." — „Im Uebrigen aber," äußerte der Doctor, „versichere ich als Hausarzt, der manchen Blick in's Innere der Familien thut, ist er ein gutgearteter Junge, nicht eingebildet auf Reichthum, nicht angesteckt von Prunksucht und wenig geneigt zu ausschweifenden Vergnügungen. Daß er heute ein Bischen über die Schnur haut, schieb' ich weniger auf seine Lust an der Sache, als auf seine Absicht, das Fest durch feuriges Beispiel zu beleben. Und ein solches ist heut zu Tage auf einem Balle nöthig."

„Ja, unsere jungen Männer!" sprach der Commerzienrath; „das sind wunderliche Heilige."

„Waren sie sonst etwa besser?" fragte der Professor mit einer Beimischung von Bitterkeit. „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, unsere junge Welt habe im Vergleiche zu der früheren keine Fortschritte gemacht? Das vermag ich zu beurtheilen. Riesenfortschritte!"

„Zugegeben; es wird mehr, und hauptsächlich Mehrerlei gelernt, als zu unserer Zeit. Die enormen Eroberungen, welche positive Wissenschaft gemacht, sind

natürlich auch den Schülern zu Gute gekommen, und auf Schulen dritten und vierten Ranges werden Knaben sattelfest in Gegenständen, über die vor dreißig Jahren die Gelehrten noch sehr schwankend waren. Doch befürchte ich, diese frühzeitige Sicherheit in Realien habe dem jugendlichen Charakter der Gegenwart wenig Vortheil gebracht. Wo ist die Pietät, welche die Jugend in früheren Zeiten für Autoritäten hatte? Wo die kindliche Hingebung an Ideen und Ideale? An Wissen haben die jungen Leute zugenommen, aber auch an irdischen Bedürfnissen; sie haben an Zuversicht gewonnen und an harmlosem Glück verloren. Sie können unmöglich anders sein, wie sie sind."

„Das will ich auch nicht leugnen," fuhr der Arzt fort, „mir sind Erscheinungen, wie ich sie jetzt häufig erblicke, mehr befremdend als angenehm. Deshalb ergötze ich mich an Ausnahmen, und wenn mir ein offener, munterer Junge vor Augen tritt, der sich seines Daseins freut, der weder docirt noch politisirt, der ältere Männer gewähren läßt und nicht Alles besser wissen will, dann fühl' ich mich höchst nachsichtig gestimmt gegen seine Fehler. Deshalb halt' ich große Stücke auf diesen Paul, dem ich's hoch anrechne, daß er in diesen Umgebungen geblieben ist, was heut zu Tage so wenig Jünglinge bleiben: ein großes, ungeziertes, heiteres, wenn gleich mitunter unartiges Kind."

„Ja," entgegnete der Professor, „und sein Wesen gefällt auch mir. Dennoch schwebt über seinem Haupte ebenfalls der Fluch, der künftigen Erben großer Reich-

thümer selten erlassen zu werden scheint. Der junge Mann wendet seine Fähigkeiten auf kein rechtes Ziel, vernachlässigt die Studien, führt ein müssiges Dasein und wird es auf diesem Wege schwerlich weiter bringen, als dereinst, ein sogenannter „wohlhabender Particulier," zweierlei Beschäftigungen obzuliegen."

„Und diese wären?"

„Coupons abzuschneiden, Coupons auszugeben."

„Jedenfalls eine bequeme Existenz," lachte der Arzt. „Ich versichere, meine Herren, daß ich bisweilen, wenn ich abgehetzt und ermattet von des Tages Mühen, kurz nach Mitternacht aus dem Schlafe gestürmt und bei naßkaltem Wetter vor's Thor zu einem Sterbenden geholt werde, eine ähnliche wünsche."

„Deren Sie, bei Ihrem Eifer für die Wissenschaft, bei Ihrem Thätigkeitstriebe, doch sehr bald überdrüssig sein dürften."

„Beides kann auch in Paul Zirner sich zeigen, eh' er zum Manne reift."

„Schwerlich, bester Doctor, so lange er nur an Vaters Geldkasten zu klopfen braucht, um jeden Wunsch erfüllt zu sehen."

„Hm, hm!" ließ der Commerzienrath vernehmen. Die zwei Herren wußten nicht, ob er dadurch Etwas andeuten, oder ob er sich räuspern wollte. Sie warteten ein Weilchen, und da Nichts weiter folgte, fragte der Arzt ungeduldig: „Meinen Sie, verehrter Herr, das „Anklopfen" könne einstmals vergeblich geschehen?"

„Einstmals? . . . Mit diesem Worte verbindet sich

ein höchst dehnbarer Begriff, der in weite Ferne reicht. Ich fürchte (und hier schoben sie ihre Stühle dicht zusammen und flüsterten, anstatt leise zu sprechen), ich fürchte, wir können es mit „bald" vertauschen."

„Was ist denn vorgefallen?"

„Vorgefallen ist eigentlich noch Nichts. Trotzdem ahne ich das Schlimmste. Ist es nicht eine sich häufig wiederholende Erfahrung, daß traurigen Ereignissen, gewaltsam hereinbrechenden Schicksalen, mögen diese nun ein ganzes Land, mögen sie Einzelne betreffen, trübe Anzeichen und Vermuthungen vorangehen? Daß sich oft Gerüchte bilden, die nicht den geringsten Grund zu haben scheinen, die haltlos in der Luft schweben, die dann plötzlich, über Nacht, wahr geworden sind, ehe noch Diejenigen, die sie verbreiten halfen, selbst daran glaubten? Mir ist zu Muthe, als müßten wir mit Nächstem den Sturz dieses großen Handelshauses erleben. Vielleicht entspringen meine Befürchtungen auch nicht so ganz allein aus düsterm Ahnungsvermögen. Vielleicht sind sie zuerst erregt worden durch zufällig entdeckte Schwindeleien, die sich der jüngere Compagnon der hochgeachteten Firma, gewiß hinter seines Vaters Rücken, zu Schulden kommen läßt. Zwei ihnen gehörige, außerhalb der Stadt gelegene Speicher, in welchen, wie es auf dem Comptoir heißt, für mehr als hunderttausend Thaler Waare liegen soll, enthalten Nichts als leere Tonnen und Kisten. Dahinter kam ich durch einen aus dem Dienst gelaufenen Arbeitsmann, der allerdings ein Taugenichts scheint, den ich

auch kurz abgefertiget habe, dessen Berichte nichts desto weniger einige Wahrscheinlichkeit hatten. Dazu kommt nun noch die vor einigen Tagen erfolgte „Geschäftsreise" des Herrn Willibald Zirner, die, in Zusammenhang mit den Beschuldigungen jenes frechen Schwätzers, beinah den Anschein heimlicher Flucht gewinnt. Ich habe mit mir gekämpft, ob ich dem ehrlichen, confusen Vater meinen Argwohn geradezu mittheilen sollte. Doch bei näherer Ueberlegung gab ich es auf. Steht es, wie ich fast befürchte, dann käme jegliche Warnung doch zu spät."

Diese trauliche Mittheilung des Commerzienrathes hatte beide Hörer mit Unruhe erfüllt. Sie empfanden jenes peinliche Gefühl mitleidiger und dabei doch unwilliger Besorgniß für Menschen, die man ihrem Untergange entgegen — tanzen, jubeln, schwelgen sieht, und bei deren Anblick man sich fragt: sind sie mit Blindheit geschlagen, weil der Himmel ihnen zürnt? oder sind sie wahnsinnig genug, sich nur betäuben, die Welt täuschen zu wollen? Das Letztere konnte hier nicht der Fall sein, denn die Fröhlichkeit des Hausherrn trat in lautester Aeußerung hervor ohne eine Spur von Zwang oder Verstellung. Der Mann hatte gewiß keine Idee von Gefahr, die seiner Existenz, seiner Ehre drohen könnte. Er überbot sich in Aufmerksamkeiten für sämmtliche Gäste, durchstrich vorsorgend alle Räume, forschte gewissenhaft nach, ob es nirgend an Etwas fehle, und so gelangte er auch an unsere drei Schwarzseher, die er aus ihrem Hinterhalte aufstörte und freundlich scheltend an-

trieb, sie möchten die halbe Stunde bis zum Souper doch lieber im Tanzsaale zubringen, wo so schöne Kinder sich lustig drehten.

Sie folgten seiner Aufforderung, ohne sich gerade in's eigentliche Gewühl zu begeben, betrachteten durch offene Thüren den Tanz und kamen überein in gerechtem Grimme gegen den täglich überhandnehmenden Luxus, der, in Mandelsdorf ohnehin schon auf die Spitze getrieben, was Meubles, Spiegel, Lüstres und Tapeten betraf, durch die wahnsinnige Pracht der Toiletten noch weit überboten wurde. Der Professor und der Arzt dankten Gott aus tiefster Seele, daß ihre Frauen über die Nothwendigkeit hinweg gealtert wären, sich den Ansprüchen der Mode zu unterwerfen, und Er mit Töchtern sie gnädiglich verschont habe; der Commerzienrath aber stöhnte: „Die meinigen sind wirklich recht vernünftige Mädchen und sehen selbst ein, daß es auch einem wohlhabenden Vater zu arg wird, sie all' diesen furchtbar theuren Unsinn mitmachen zu lassen. Dennoch können sie sich nicht völlig ausschließen, müssen theilweise nachahmen, was rings um sie her getrieben wird. Sehen Sie die junge Zirner an. Wie sie da neben ihrem Tänzer, einer Prinzessin gleich, majestätisch gelangweilt, ihre Schritte abmißt! Erblicken Sie an ihr etwas von unbefangener Heiterkeit und wahrer Freude? Scheint es nicht, als wär' es ihr nur darum, ihren Putz und Schmuck zu produciren? Wie das steift und knarrt und rasselt und rauscht! Der Umfang ihrer Reifröcke ist unermeß-

lich, und mit den Stoffen, die dazu verschnitten sind, hätte man, da unsere Frauen heranwuchsen, sechs hübsche Mädchen reich und zierlich bekleiden können. Und wofür dieser Luxus? Damit morgen der Flitterstaat bei Seite geworfen werde, gleich dem welkenden Kranze von Camellien — der übrigens das Hübscheste an ihr ist! — denn mehr wie einmal trägt heut zu Tage eine elegante Dame keine „Robe.“ Da ich noch ein lustiger Springinsfeld war, hatten unsere gesuchtesten Tänzerinnen zwei, höchstens drei Ballkleidchen, mit denen sie wechselten und oft mehrere Winter hindurch ausreichten; doch dabei zeigten sie sich viel vergnügter und zufriedener wie diese Modejournalpuppen.“

„Der Herr, welcher ihr den Arm reicht, scheint sich angelegentlich um sie zu bewerben?“

„Das thut er, und zwar nicht allein im Tanze. Er gehört zu den Heirathscandidaten, die Geld suchen.“

„Ein recht netter Mensch! Auch ein Handelsbeflissener?“

„Keineswegs; ein Beamter, der, wenn mich nicht Alles täuscht, rasche Carriere machen wird. Er ist sehr ... klug. Jetzt spielt er den Liebenden und versichert wahrscheinlich die holde Bertha, daß ihres Vaters Reichthum ein Greuel in seinen Augen sei, weil er ihn hindere, ohne Weiteres um ihre Hand anzuhalten. Ob er es thun würde, wenn der traurige Umschlag erfolgen sollte, den ich befürchte? Das ist eine andere Frage. So viel weiß ich durch meine Töchter, von allen Anbetern, die sie

umschwärmen, gilt er ihr für den willkommensten. Gebe Gott, daß seine Gesinnung eine echte sei und etwaige Proben bestehe!"

„Ein frommer Wunsch, bester Herr Commerzienrath; aber . . . die Musik verstummt. Aeltere Herren reichen älteren Damen den Arm; das jüngere Völkchen drängt sich bunt durcheinander. Man zieht paarweise in den Speisesaal. Ist's Ihnen genehm und Ihnen, Professor, dann bleiben wir beisammen. Vielleicht entdecken wir ein kleines Tischchen, an welchem wir uns so breit machen wollen, daß Eindringlinge keinen Platz mehr finden. Es soll Ihr Schade nicht sein; dem Hausarzt widmen die Diener besondere Aufmerksamkeit, unter meiner Protection sollen Sie keinen Mangel leiden, der gewöhnlich recht fühlbar wird, wenn um den Hungernden und Dürstenden Alles im Ueberflusse schwimmt."

„Das ist immer mein Schicksal," klagte der Professor.

„Halten Sie nur zu mir."

Wir dürfen es den drei Herren nachrühmen, daß sie von der Protection, welcher sie seitens der Dienerschaft unter des Hausarztes Aegide theilhaftig wurden, nur mäßigen Vortheil zogen; daß sie den Weinen, die in Strömen flossen, wenig zusprachen; daß sie folglich mit nüchternem Urtheile sich ihr Mißbehagen kund geben konnten, als das laute Geschrei der Trinker zuletzt in Gebrüll überging und Toaste ausgebracht wurden, deren Tendenz auch dem freisinnigsten Politiker einige Bedenklichkeit erregen mußte. Wie die Damen sich in den

Tanzsaal flüchteten — freilich ohne denjenigen Theil ihrer Tänzer, der es vorzog, bei der Flasche zu bleiben, und mit jenem anderen Theile, dessen Haltung nicht mehr vollkommen zuverlässig erschien — da stahlen sie sich unbemerkt von dannen, suchten Jedweder seinen Miethkutscher auf, erweckten ihn mühsam, und fuhren heim.

V.

Herr Thomas Zirner gehörte unter die seltenen Naturen, bei denen, auch im vorgerückten Alter, eine durchschwelgte Nacht weder Uebelbefinden noch Abspannung erzeugt. Während die meisten seiner Gäste in jämmerlichem Zustande der Morgendämmerung und ihren städtischen Berufsgeschäften entgegen duselten, bestieg er seinen offenen unbedeckten Phaeton, den er selbst lenkte, und sauste, mit der Peitsche salutirend, an den von verschlafenen, fröstelnden Tänzerinnen, von übersatten Trinkern angefüllten Kutschen fröhlich vorüber, um der Erste auf dem Comptoir zu sein. Niemals fand er sich munterer, nie besser disponirt „für's Geschäft," und seiner Zerstreuung sogar vermochte er Herr zu werden, die muthigen Pferde mit fester Hand, mit sicherem Blick zügelnd und leitend auf schmalem Fahrwege. „Sie vertragen Nichts," sprach er zu dem hinter ihm sitzenden Stallknecht, indem er auf seine werthen Freunde wies.

Paul war in Mandelsdorf zurückgeblieben. Dort lagen sie, Mutter, Schwester, er, sämmtliche Dienerschaft in tiefen Schlaf gesunken, wie man ihn eben nur nach

überstandener Lustbarkeit schläft. Es sah fürchterlich im Hause aus. Es gab keine Stube, kein Stübchen, wo nicht Alles durcheinander geworfen worden wäre. Gegen zwölf Uhr erhoben sich nach und nach die Mägde, Stubenmädchen, Kammerjungfern, und schlugen vorläufig ein durch Sordinen gedämpftes Lamento auf beim Anblick solcher Greuel. Die Livreediener, zwei an der Zahl, (denn von den zur Aushilfe gemietheten Lohnlakeien aus der Stadt befand sich keiner mehr im Schlosse; diese Edlen schliefen ihre gestohlenen Räusche bei unterschiedlichen Dörfnern aus!) kamen später erst dazu. Sie verstärkten den Klagechor, daß er endlich doch bis zu Madame Zirner drang und sie herbei lockte. Diese nahm es leicht. „Was ist zu thun? Geschehn ist's einmal. Neue Ueberzüge, neue Fenstervorhänge . . . ob ein paar hundert Thaler mehr oder weniger auf die Tapezierrechnung kommen, es geht unter Einem!"

Bertha und Paul stellten sich erst eine Stunde später ein. Sie setzten sich zusammen zum Frühstück auf die Terrasse und nahmen nun in erquicklichem Dreigespräch den gestrigen Tag, die jüngstvergangene Nacht kritisch-historisch durch. Darüber wurden sie bald einig, ein Fest, welches sich diesem vergleichen dürfe, sei wohl noch nie und nirgend gegeben worden! Aber man hatte das auch anerkannt. Scheidend hatten männliche wie weibliche Gäste, Eltern wie Kinder ihre Huldigungen dem Hausherrn und der Hausfrau dargebracht. „Und so sind," rief Bertha, „die großen Summen, die Vater daran gesetzt, doch nicht verloren, weil wir überzeugt sein dürfen,

uns und unserm Hause so viele treue Freunde auf's Neue gewonnen und befestiget zu haben!"

„Ja," fuhr die Mutter fort, „es ist ein erhebendes Bewußtsein; wir werden allgemein geehrt, geliebt, bewundert. Das ist des Reichthums Zaubermacht, die solche Zuversicht gewährt."

Paul schüttelte dazu den Kopf. „Ich weiß doch nicht," sprach er kleinmüthig, „ob darauf besonderer Verlaß ist. In die Dankbarkeit glänzend bewirtheter Gäste mischt sich immer eine gehörige Dosis von Neid gegen diejenigen, denen ihre Verhältnisse gestatten, großen Aufwand zu machen. Und Jene, die sich's gestern am besten bei uns schmecken ließen, schimpfen vielleicht heute am lautesten über uns."

„Sollten sie wirklich so niedrig gesinnt sein," lachte Bertha, „wir können's leicht verschmerzen. Die Gemeinheit trifft sie, nicht uns. Haben wir doch dabei einen vergnügten Tag genossen."

„War Dein Vergnügen in Wahrheit recht groß, Schwester? Ich hab' Dir nicht viel davon abgemerkt. Ueber Dein ganzes Wesen schien vielmehr eine gewisse Wehmuth verbreitet, und es störte mich fast in meiner Lustigkeit, die Deinige, wo sie sich zu zeigen bemühte, für erzwungen halten zu müssen."

„Da weiß ich nicht, was Du willst, mein lieber Paulus! Bin ich denn nicht gewesen wie gewöhnlich, wenn ich mich amüsire?"

„O Gott, nein. Und ich bin fest überzeugt, Dein Tagebuch . . . Du führst es ja doch regelmäßig fort?"

„Gewissenhaft. Seit der Confirmation bring' ich an jedem Morgen Erlebnisse wie Ereignisse des vergangenen Tages zu Papier. Sogar heute hab' ich's nicht versäumt."

„Nun also . . . diese Blätter, ließest Du mich hineinblicken, würden mir Recht geben; Dir fehlte Etwas . . . und trugst doch die ersehnten Camellien!"

„Möglich, daß es grade diese waren, die mich verstimmten! Warum sollt ich's Dir und unserer guten Mutter verheimlichen: ich mußte, wenn die schönen Blumen gepriesen wurden, des armen Gebers gedenken, der sein bescheidenes Abendbrot einsam verzehrte, während hier die Gläser klangen und Strauß'sche Walzer zum Tanze riefen."

„Das ist hübsch von Dir," sagte Paul, ihr die Hand reichend, „und wird den ehrlichen Robert freuen!"

„Ich hoffe doch nicht, daß Du ihm davon reden willst?"

„Weshalb nicht, Mutter?"

„Weil das den Herrn Lieutenant auf Gedanken bringen könnte, die ich unstatthaft finde. Du wirst seine Auslagen für die Blumen berichtigen; wirst ihm zu verstehen geben, daß Bertha sie für ein Geschenk ihres Bruders hält; und wirst ihn nicht ahnen lassen, daß wir von seiner Vermittelung etwas wissen."

„Ist's aber nicht hart, ihn für seine Bemühungen nicht ein Wort des Dankes hören zu lassen?"

„Danke in Deinem Namen, so viel Du willst. Bertha gab Dir den Auftrag. Daß er ihn übernehmen

wollte, bleibt seine Sache, und Du hast Dich mit dem Freunde abzufinden. Menge uns nicht hinein!"

„Doch eigentlich nur, weil er arm ist!"

„Ja, deshalb. Denn wär' er reich, dann würd' es ihm nicht einfallen, sich an eine Familie zu drängen, deren Oberhaupt zur ausgesprochensten Opposition gehört. Dann würd' er sich zu seines Gleichen halten. Man kennt diese Taktiker . . . Und jetzt wollen wir ein Bischen spazieren gehn, wollen im Schatten des Birkenwäldchens uns den Staub des Tanzsaales vollends von der Brust athmen. Komm', Bertha! Und Du, Herr Studiosus, begiebst Du Dich in die Arme Deiner alma mater, oder wie Ihr das Ding nennt!"

„Heute nicht mehr. Die Collegien werden ohnehin dieser Tage geschlossen. An ein paar geschwänzten mehr oder weniger ist Nichts gelegen."

„Gut, daß der Vater Dich nicht hört!"

* * *

Der Tag war in müßigem Wohlbehagen verbracht worden. Im Hause, zuvörderst in den Wohnzimmern, hatten schläfrige Dienstboten nach und nach die Ordnung so weit hergestellt, daß sich darin leben ließ. Frau Zirner und deren Kinder genossen mit angenehmen Empfindungen jene ungestörte Ruhe, welche vergnügungssüchtigen Leuten oft zur Qual wird, welche aber nach durchtobter Nacht ausnahmsweise gefällt. Sie waren mit der Dämmerung schlafen gegangen. Paul erwachte am Dienstage frühzeitig, von gesündestem Schlummer erquickt, in voller Jugendkraft und heiterem Muthe. Wäh-

rend Mutter und Schwester noch hinter zugezogenen Vorhängen und geschlossenen Jalousieen in den Tag hinein träumten, ließ er sich sein Pferd satteln und trabte seelenvergnügt nach der Stadt, die ihre neblichte Morgenhülle erst abzustreifen begann. In vergoldeten Kuppeln und Zierrathen brachen sich die Strahlen der hell aufsteigenden Sonne. Der Morgen war herrlich, doch in den Abend hinüber sah's düster aus, wie wenn ein stürmischer Tag drohe. Finstre Wetterwolken ballten sich und drängten sich zusammen und thürmten sich auf, entfernten Gebirgen ähnlich. Das wird eine gründliche Wäsche geben, rief der muntere Reiter; ein Glück nur, daß es bis heute gewartet hat! Vorgestern hätt' es uns die ganze Lustbarkeit verdorben! — Dann ließ er liebliche Bilder an seiner Phantasie vorüber ziehen: Tänzerinnen, die ihm besonders gefallen, mußten vor ihm erscheinen. Was er dreien von ihnen leise zugeflüstert, wiederholte er sich. Was sie ihm erwiedert, rief er sich in's Gedächtniß. Nach und nach verblichen diese zierlichen Gestalten, nur eine vierte behielt Farbe und Form; eine vierte, die aber nicht der Mandelsdorfer Gesellschaft gehörte. Eine Fremde . . . und sie schwebte lächelnd vor ihm her, bis er die ersten Häuser der Vorstadt erreichte. Da entfloh sie vor dem Geräusch der Wagen und Schubkarren, welche neben ihm auf holperichtem Steindamme rasselten. Er lenkte grade sein Pferd von der Hauptstraße ab, um in eine Seitengasse einzubiegen, die ihn rascher nach dem elterlichen Hause führen sollte, da kamen ihm drei Studenten entgegen, welche die Absicht zeigten, ihm den Weg

zu vertreten. Ihnen auszuweichen hätte für Feigheit gedeutet werden können, deshalb rückte er sich fester im Sattel und nahm, auf spöttische, sogar beleidigende Neckereien gefaßt, eine herausfordernde Stellung an. Das wird wohl meine erste Paukerei werden! sprach er vor sich hin, nicht ohne einiges Wohlgefallen an der Sache. Doch diese kampflustige, auf seine „gute Klinge" begründete Regung sollte bald niedergedrückt werden, als die furchtbare Anrede sein Ohr traf: „Stolzirt der Sohn des infamen Betrügers noch zu Rosse in der Stadt herum? Abgestiegen von der Mähre, unverschämter Laffe!"

„Was soll das heißen?" schrie Paul, vor Schreck und Wuth bebend.

„Das soll heißen," antwortete man ihm, „daß Ihr Vater einen niederträchtigen Bankerott gemacht, daß er eine Unzahl redlicher Menschen um das ihrige betrogen, daß auch mein Vater sein Vermögen bei Euch verloren hat, daß er zum Bettler geworden ist, daß Ihr sammt und sonders in's Zuchthaus gehört, daß Ihr nichtswürdiges Gesindel seid, alle miteinander!"

„Ich erkläre Sie für einen verleumderischen Schurken und denke Ihnen diese Erklärung mit blutigen Zügen in's freche Angesicht zu schreiben. Sie wissen, wo Sie mich finden."

„Das weiß ich nicht, denn Euer Haus ist versiegelt, und Sie werden unfehlbar das Weite suchen, wie bereits Ihr Vater und Bruder gethan. Besser, wir machen's hier auf frischer That ab und holzen den Bengel gehörig

durch, damit wenigstens Einer von der Sippschaft empfängt, was ihm gebührt!“ — Dabei erhob der Zornige den Stock und drang auf den Reiter ein. Dieser gab dem Pferde die Sporen, machte sich Luft und sprengte wie rasend davon. Fast bewußtlos ließ er dem Thiere freien Lauf, und dieses eilte seinem Stalle zu. Ein Blick genügte dem jungen Manne, ihn von der Wahrheit jener entsetzlichen Kunde zu überzeugen. Die Gewißheit weckte ihn aus dem traumähnlichen Zustande und brachte ihn zur klarsten Ansicht. Es war, wie wenn ein von Goldflittern durchwirkter rosenfarbiger Schleier, der so lange grauenhafte Geheimnisse verhüllt gehalten, plötzlich weggezogen würde; wie wenn eine längst gehegte Ahnung, immer nur von täuschenden Stimmen übertönt, sich jetzt erfüllte. Fremde Männer, Wächtern gleich vor geschlossenen, mit großen Siegeln belegten Thüren stehend, blickten ihn forschend an. Von den Dienern des Hauses zeigte sich einzig der Pförtner, der ihm das Reitpferd abnahm, um es einem Andern zu übergeben, welcher als Aufseher für die Stallungen eingesetzt schien und auf die Frage nach Herrn Thomas Zirner achselzuckend entgegnete: „Verschwunden!“ Während dieser das Thier wegführte, raunte der Pförtner dem Sohne des Hauses zu: „Ihre Zimmer, Herr Paul, sind nicht mit versiegelt; die sind im großen Lärm vergessen worden; hier nehmen Sie geschwind den Schlüssel.“

Da stand nun der in Ueberfluß und rauschenden Vergnügungen aufgewachsene Jüngling und starrte auf die burschikose, doch reiche Ausstattung um sich her, woran er

seine kindische Freude gehabt, und worauf er sich etwas eingebildet hatte. Jetzt sah er diese Zeugen prunkender Verschwendung wie Feinde an, die sich gruppenweise zusammengefunden und um ihn her aufgestellt hätten, ihn zu höhnen: kostbare Tabaksröhre, Meerschaumköpfe, Bernsteinmundstücke, künstlich geschnittene Cigarrenpfeifchen, orientalische Waffen verschiedenster Gattung, mit Edelsteinen und Gold verzierte Stöcke und Reitgerten, französische Schießgewehre neuester Construction, amerikanische Revolvers, alte damascirte Pistolen, elegant geschaftet, mit modernen Schlössern versehen. Auf letzteren weilten seine Augen besonders. Von ihnen erwartete er Hilfe in verzweifelter Noth. Nicht als ob er daran gedacht hätte, die vor wenigen Minuten erlittene Beschimpfung im Zweikampfe, Kugel gegen Kugel, abzuschütteln . . . ein Studentenduell mußte mit scharfen Klingen ausgefochten sein! — nein, diese Angelegenheit erschien ihm jetzt geringfügig, kleinlich vor dem großen Gedanken, der in seiner Seele aufstieg. Was konnte irdische Rache demjenigen noch bedeuten, der sich aus diesem Leben in's Reich der Ewigkeit sehnte? „Ich kann's nicht überleben," rief er klagend aus; „Gott wird mir verzeihen!" — Und er senkte das tödtliche Blei in's Feuerrohr, hielt die Mündung auf die Brust, wollte abdrücken . . . da wurde sein Arm von kräftiger Hand ergriffen und festgehalten. Robert stand neben ihm. „Selbstsüchtiger," sprach dieser, „bist Du allein? Hast Du nicht Mutter und Schwester?" — Paul widersetzte sich nicht. Er ließ die Pistole sich entwinden und fügte

sich gehorsam, da der Freund ihn mit sanfter Gewalt zum Ruhebett zog. Schweigend blieben sie neben einander sitzen. Dann hub Robert an: „Ich weiß Alles, vielleicht mehr als Du, der den gestrigen Tag auf dem Lande zubrachte. Dein Vater, darüber sind auch seine Gegner einig, fiel der berechnenden Schlauheit seines unwürdigen ältesten Sohnes zum Opfer. Man schilt ihn unvorsichtig, leichtsinnig, doch kein redlicher Mann klagt ihn böser Absichten an, Jeder bedauert ihn als den Betrogenen. Deinen Halbbruder allein treffen Schuld wie Schande, doch leider wußte Herr Willibald sich sammt seinem Raube gerechter Strafe zu entziehen. Wie ich höre, haben Eure Gläubiger bereits Anstalten getroffen, ihn zu verfolgen, aber es ist wenig Aussicht vorhanden, seiner habhaft zu werden, weil er allzubeträchtlichen Vorsprung hat. Ihr seid verarmt, mein lieber Freund; gänzlich verarmt. Man wird Euch Alles nehmen, höchstens werden Deiner Mutter einige Schmucksachen bleiben, die sich als ihr persönliches Eigenthum ausweisen. Dir, armer Junge, vielleicht die theuren Spielereien, welche Deine Burschenwohnung zieren und nur geringen Ertrag liefern, wenn sie in der Hast an den Nächstbesten verschleudert werden müssen. Dennoch darfst Du jetzt auch das kleinste Erträgniß nicht verschmähen, und ich biete Dir meine Vermittelung an, honette Käufer dafür zu suchen, die nicht knickern. Ueberlasse das mir. Und verfüge auch sonst mit mir in Allem, wozu Du mich brauchen kannst. Ich besorge sehr, von Denen, die sich's bei Euch behagen ließen, werden Wenige ihre früheren Ansprüche als Haus-

freunde geltend machen wollen. Nimm also mit mir vorlieb. Viel kann ich freilich nicht thun . . . ich denke, ein redlicher Wille ist auch was werth; und den hab' ich!"

Weinend warf sich der Student an des Lieutenants Brust und schluchzte: „Du hast schon das Höchste gethan, da Du jetzt, als Bruder mich anredend, den feigen Selbstmord verhindertest. Hast mir meine Verpflichtungen gegen Bertha und unsere Mutter in's Gedächtniß gerufen; bist mein Wohlthäter geworden. Doch wenn ich leben soll, wozu ich entschlossen bin, mit Gottes Beistand und an Deiner Freundeshand, dann muß ich erst den Schimpf abstreifen, der mir heute widerfuhr. Auch im tiefsten Mangel will ich Nichts auf mir sitzen lassen, was meine Ehre kränkt."

Robert billigte das. Nachdem Paul ihn genau von dem Vorgange unterrichtet und ihm die Namen der Beleidiger aufgeschrieben hatte, sagte er: „Auch darin vertraue Dich mir an; ich gelobe Dir, Deine Rechte wahrzunehmen und sie dermaßen zu vertreten, daß auch nicht ein Stäubchen auf Dir haften soll. Du hast für's Erste keine Zeit, Dich um solche Nebendinge zu bekümmern. Du mußt die Stadt verlassen und Dich zu Denen begeben, zu denen Du gehörst, denen Du vom Himmel als Tröster bestellt bist. Jetzt gleich . . . ."

„Nein, das verlange nicht! Bei hellem Tage kann ich mich nicht in den Gassen der Stadt erblicken, kann ich nicht mit Fingern auf mich zeigen lassen."

„Begreiflich! Bleibe hier, bis es dunkelt. Dann geb' ich Dir das Geleite nach Mandelsdorf. Unterdessen

will ich horchen und forschen, ob vielleicht die Spur Deines Vaters entdeckt worden ist. Glücklicherweise bin ich heute dienstfrei. Mein Bursche soll die Menage mit der spärlichen Mahlzeit hierherbringen; einige Nahrung mußt Du zu Dir nehmen, sei's auch widerwillig, Du wirst Kräfte brauchen! Wir essen mitsammen. Halte Dich eingeschlossen und öffne nur, wenn die Parole „Robert" gegeben wird. Und damit Dir die einsame Zeit besser vergeht, sondere Deine Kleider, Wäsche, was überhaupt zum Unentbehrlichen gehört, von den vorhandenen Nippsachen, Spielereien, Raritäten und sonstigen Werthstücken, packe das Zeug zusammen und gieb meinem Burschen eine gute Ladung mit. Die zweite wollen wir heute Abend wegtragen und im Vorübergehen bei mir niederlegen. Das ist keine unredliche Handlung; denn was Du als Geschenk empfangen, oder für Dein Taschengeld erworben hast, gehört nicht in die Crida."

„Mensch, was thust Du für mich! Wie soll ich Dir danken?"

„Mit einem Worte kannst Du mir danken. Wußte Deine Schwester, wer die Camellien gebracht, und hat sie dennoch getragen?"

„Ja!"

„Wirklich? Nun siehst Du, jetzt hab' ich Dank und Lohn vollauf im Voraus für Alles, was mir etwa gelingen wird, Dir Gutes zu erweisen!"

* * *

Die Wetterwolken, die sich schon früh Morgens im Westen gezeigt, waren im trägen Laufe eines schwülen,

bangen Tages mächtig angeschwollen, thürmten sich immer höher und dunkler auf, und sie hüllten schon lange vor Sonnenuntergang die staubige Stadt in Dunkelheit. Voll Erwartung auf den Ausbruch heftiger Ungewitter, beobachteten ängstliche Städter was sich über ihren Häuptern vorbereitete, darum gelang es unsern jungen Freunden desto leichter, unbemerkt das Freie zu erreichen. Kaum befanden sie sich außerhalb der letzten, zur Vorstadt noch gehörigen, vereinzelten Häuser, als das Unwetter zu toben begann. Es war ein Orkan damit verbunden, wie er selten in unsern Gegenden erlebt wird. Er riß Dächer von den Hütten, warf Bäume darnieder, und würde auch mit Paul und Robert keine Umstände gemacht haben, hätten diese als gewandte Turner nicht verstanden, ihm sowohl gestählte Muskelkraft wie nachgiebige Geschmeidigkeit entgegen zu setzen.

„Mir thut," sagte Paul, während der Sturm eine kleine Pause machte, „mir thut der Aufruhr der Elemente wohl; er übertäubt den Aufruhr meiner Empfindungen." „Auch ich bin ihm dankbar," sprach der Lieutenant (der sich abermals in einen Arbeitsmann travestirt hatte), „denn er trocknet mir die dünne Blouse auf dem Leibe und die Haut dazu, indem er beide durchnäßt. Auch kühlt er mich gefällig ab. Ich käme sonst vor Hitze um." — Die letzten Silben wurden schon wieder verschlungen vom Gebrüll des Sturmes, welchem der Donner secundirte. Mühselig kämpften sich die zwei durch Regengüsse und überschwemmte Fußpfade, die sie immer nur beim grellen Leuchten der Blitze wieder auf-

fanden. Wahrscheinlich hatten sie sich mehrmals geirrt und falsche Wege eingeschlagen, denn es waren einige Stunden vergangen, bis sie endlich das Mandelsdorfer Gehöfte entdeckten. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen, der Orkan zu landesüblichem Winde herabgesunken, der Wolkenbruch in mäßigen Regen übergegangen. Robert erinnerte sich des kleinen Pförtchens durch welches er neulich einen näheren Eingang entdeckt hatte; doch wie er sich dahin gewendet, hörte der ihm folgende Paul sein lautes: „Werda?" und gleich darauf: „Hier liegt ein Leichnam!" — Dieser Ausruf war von einem Blitze begleitet, und Paul erkannte seinen Vater. Sie hoben den Bewußtlosen empor, überzeugten sich, daß er noch lebe, daß nur völlige Erschöpfung ihn befallen habe. Seine von Dornen zerrissenen Kleider zeigten deutlich, wie er sich den Tag über in Gestrüpp und Hecken verborgen gehalten. Offenbar hatte auch er die Finsterniß abgewartet, um unter ihrem Schutze den Schauplatz seiner letzten Verschwendungen zu erreichen, und war dicht vor der kleinen Pforte den Anstrengungen im Streite wider Wind und Wetter unterlegen. Er murmelte wenige Worte, die bewiesen, daß er seinen Sohn erkenne. „Zur Mutter!" stammelte er. „Zu Bertha! Bei ihnen sterben! Wer ist der Fremde?" — „Ein Freund," erwiederte Paul. „Ein wahrer Freund!" wiederholte Robert. Und sie trugen ihn in's Schloß, wo Frau Zirner mit Bertha, obgleich Mitternacht vorüber, beisammen saßen, der furchtbaren Ereignisse harrend, welche den zu ihnen gedrungenen, verworrenen,

sich widersprechenden Gerüchten endlich ein Ziel setzen und schreckliche Gewißheit bringen mußten.

VI.

Kurze Auszüge aus Bertha's Tagebuche.

Vom 15. October. Gestern haben wir die neue Wohnung bezogen. So eng, so dürftig ausgestattet, erscheint sie mir dennoch ein Aufenthalt für Selige, im Vergleiche zu den Mandelsdorfer Zimmern, deren Pracht mir stündlich andeutete: wir würden nur aus Mitleid und gnädigem Erbarmen einstweilen darin geduldet. Ach, mit quälender Ungeduld hab' ich die geschlossene Kutsche erwartet, in der unser Paul uns abzuholen kam. Mutter meinte, es würde wohl heute zum letzten Male gewesen sein, daß wir in einer Kutsche führen. Künftig heißt es, wie Paul sich ausdrückt: auf eignen Füßen stehn . . . und gehn! Ich fürchtete mich vor der Nacht, daß mir träumen könnte, wir wären noch reiche Leute und im Ueberflusse! Aus solchem Traume zur Wahrheit erwachen müßte furchtbar sein!

Vom 16. Die Sonne schien durch's kleine Fensterchen und erweckte mich nach langem, gutem Schlafe, der mich wunderbar gestärkt hatte, so daß ich mich einigermaßen erheitert fand. Paul war schon ausgegangen, ohne auf den Kaffee zu warten. Ich bin zu unserer Hauswirthin hinabgegangen, die mir Unterricht ertheilte, wie man bei der Bereitung des Kaffees zu verfahren hat. Ich stellte mich recht ungeschickt an, so daß sie lachen

mußte. Anfänglich ärgerte ich mich darüber, nach und nach fand ich mich selbst possierlich und lachte lieber mit . . . zum ersten Male seit Vaters Tode. Eine recht gute, treuherzige Frau, die alte Gärtnerin Ottmar! Als ich sie bat, sie möge mich doch geschwind ein Bischen kochen lehren, versicherte sie: das wäre nicht so leicht, und wofern die Bestellung unserer kleinen Küche mir anvertraut sei, dürften alle drei zu kurz kommen. Sie that mir den Vorschlag, mit ihnen für's Erste gemeinschaftliche Sache zu machen; das heißt: unsere bescheidenen Einkäufe nach den ihrigen zu regeln, mit ihnen aus einem Topfe zu essen, zugleich aber ihre Gehilfin bei Zurichtung der Speisen zu werden. Auf diese Art würde ich die nothwendigsten Kenntnisse in Bereitung einfacher Hausmannskost erwerben und nach fleißiger Uebung im Stande sein, eine nahrhafte Suppe und wohlschmeckendes Gemüse ohne Dienerin auf den Tisch zu bringen. Ich bin also wohlbestallte Küchenmagd geworden und danke der alten Frau von ganzer Seele, daß sie Geduld mit mir haben will. Nebenbei ist es ein bedeutendes Ersparniß für unsern Etat. . . . Ach, aber meine armen Hände! Unzählige Male hab' ich mir die Finger verbrannt. Dafür versicherte Paul, so gut habe ihm niemals eine Gänseleberpastete geschmeckt, als unser Stückchen mageres, blasses Kuhfleisch mit gelben Rüben; und Mutter nannte mich weinend ihre wackere Bertha, die Gott segnen möge. Da schmerzten die Brandblasen an den Händen nicht mehr.

Vom 17. Gestern Abend zeigte mir unser Haus-

wirth seine hübschen, wohlgepflegten Blumensträuche und Gewächse, die er seine Kinder nannte. Vor einem ganz besonders schönen Camellienbaume blieb er stehen, sah mir bedeutsam in's Gesicht und sagte dann: der trägt weiße Blüthen. Heuer hat er ausnahmsweise viele gehabt, die grade noch zurecht gekommen sind, eine schöne junge Dame zu schmücken. Ich möchte wissen, was aus dem artigen Offizier geworden sein mag, der die Spätlinge mir gleichsam abbettelte? Er hat sich nicht mehr blicken lassen bei uns, und das thut mir und meiner Alten recht leid, denn es war ein gar lieber Mensch. Einem Andern hätt' ich die Blumen gewiß nicht überlassen. Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! Er hatte fest versprochen, uns wieder ein Mal zu besuchen, und er sah wirklich nicht aus wie Einer, der sein Wort bricht. — Aus diesen Aeußerungen des Blumenvaters Ottmar hab' ich nun erfahren, daß der Kranz, den ich beim letzten (!) Balle getragen, aus dem Häuschen stammte, welches wir jetzt bewohnen. Wahrscheinlich ist Paul durch Herrn von Randlau hierher gewiesen worden, und wir verdanken diesem, wie ich ihm die seltenen Camellien verdankte, nun auch die abgelegene Wohnstätte, in welche wir flüchten durften vor falschen Freunden und schadenfrohen Gaffern. Aber weshalb hat sich denn Paul's Freund nicht mehr gezeigt? Er kann uns nicht meiden wollen, weil wir verarmt sind! Besinn' ich mich doch, daß er es gewesen ist, der in jener fürchterlichsten Nacht meinen Vater uns zuführen half. Ich weiß, daß seine Verkleidung mich in

Erstaunen setzte; daß ich sie und ihn dann gleich vergaß, vom Anblick des Sterbenden bewältigt; daß Randlau, nachdem ich zur Besinnung gekommen war, sich längst entfernt hatte. Und weiter hab' ich Nichts mehr von ihm gehört. Paul vermeidet ihn zu erwähnen, und ich . . . wagte nicht nach ihm zu fragen. Ich will doch Muth fassen? Will nicht undankbar sein aus Ziererei.

Vom 18. Ja, auf diese Blätter mag niedergeschrieben werden, was mich mit innigem Schmerze erfüllt, und die von Thränen halbverwischten Lettern mögen bezeugen, wie tief mir's zu Herzen geht. Paul wollte anfänglich mit der Sprache nicht heraus. Hab' ihn lange bitten müssen, bis er mir die Wahrheit enthüllte. Gott, wie traurig! Also das ist der Lohn reiner, uneigennütziger Liebe, aufopfernder Hingebung, treuer Freundschaft? Für meinen Bruder, den Pflicht und Herz an's Sterbebett des Vaters fesselten, ist er tapfer eingetreten, hat Beleidigungen, dem Freunde widerfahren, auf sich genommen; hat Duelle für ihn bestanden; ist dafür zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil seine Kameraden und Vorgesetzten erklärten, er habe sich unnützerweise in fremde Händel gemischt, die dem Regimente keine Ehre brächten; und muß, wenn er frei wird, seinen Abschied nehmen wegen einer kleinen Geldschulo, für deren prompte Ausgleichung er das Ehrenwort verpfändete und nicht augenblicklich lösen konnte. . . . Eine Schuld, die er in den Tagen der ersten Verwirrung nach unserem Sturze einging, um die Summe voll zu machen, deren Paul bedurfte; um uns durch diesen nützlich zu werden

Und mein Bruder hat davon keine Ahnung gehabt, eh' es zu spät war! — Ich möchte verzweifeln, wenn ich's recht durchdenke. Das ist fast der härteste von allen Schlägen des Schicksals, die uns trafen.

Vom 19. Mutter ist einig mit mir: Was uns von kleinen Schmucksachen übrig blieb aus dem Verkaufe der werthvolleren Gegenstände, mit deren Erlös wir unsere jetzige anspruchslose Einrichtung bezahlten, muß noch veräußert werden, damit Paul Randlau's verleumderischen Gläubiger auf einem Brette befriedige. Läßt sich auch dadurch sein Austritt als Offizier leider nicht mehr rückgängig machen, darf es doch nicht von ihm heißen, er habe sein Wort gebrochen. Das wär' ein schlechter Lohn für so viel Edelmuth! In meine Gebete schließ' ich ihn dankbar ein, wie wenn er mein Bruder wäre.

Vom 20. Mit meinen praktischen Studien am häuslichen Herd geht es erträglich. Frau Ottmar versichert, ich zeige mich anstellig und mache rasche Fortschritte. Auch find' ich schon Freude an solchen Beschäftigungen und fühle mich befriedigt, der Mutter so viel Mühe als möglich abzunehmen. Ach, die Noth lehrt nicht allein beten; sie lehrt auch arbeiten.

Vom 21. Mein Bruder läßt sich's recht sauer werden. Es muß ihm bei seinem lebhaften Temperamente und verwöhnt, wie er doch ebenfalls war, unglaublich schwer fallen, sich mit den kleinen Jungen herumzuquälen, denen er Unterricht ertheilt. Natürlich kann dies nur in Familien geschehen, die eingeschränkt leben und selbst

nicht viel übrig haben; denn in großen Häusern würde man einen Privatlehrer, der als solcher eben seine ersten Versuche anstellt, weder angenommen, noch dürfte er gewagt haben, sich ihnen anzubieten. Er erwirbt nur wenige Thaler im Laufe der Woche, doch mit welch' freudigem Stolze bracht' er die ersten fünf in unsere Wirthschaftskasse! Wie unermüdlich arbeitet er dann in die Nächte hinein an seiner eigenen Ausbildung!

Vom 22. Es ist mir überraschend und desto erfreulicher, daß ich mich so schnell in die neue, mir völlig fremde Lebensart finde. Mancherlei Entbehrungen drücken mich zwar ein wenig, und bisweilen zucken Regungen gekränkter Eitelkeit gleich einzelnen Blitzen in mir auf, wenn ich häusliche Beschäftigungen verrichte, welche unseren Kammerjungfern zu „niedrig" gewesen wären. Doch jene Rückfälle in hart bestraften Uebermuth legen sich gewöhnlich bald, und es überkommt mich dann, wie zur Belohnung für standhafte Ausdauer, ein Gefühl der Befriedigung, welches sich nicht beschreiben, sich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Nur einen Schmerz kann ich nicht besiegen, und wenn dieser wach wird, schwinden die besten Vorsätze beruhigender Entsagung oft auf Stunden dahin. Er entspringt aus der Erinnerung an diejenigen, die sich für unseres Hauses getreue Anhänger, die sich für meine besten Freundinnen ausgaben, die ich dafür hielt, und die jetzt eben so wenig nach uns fragen, als ob sie uns niemals gekannt hätten. Dieser Schmerz hat zugleich etwas höchst Beschämendes. So haben wir persönlich jenen gar Nichts gegolten? So

ist es nur der Aufwand gewesen, der thörichte, den meine Eltern machten, und von dem die „treuen Anhänger" ihren Theil an Genüssen und Vergnügungen zu nehmen liebten? Alle Versicherungen der Freundschaft und Liebe für Mutter und mich waren erheuchelt? Oh, ich könnte sie verfluchen, die herzlosen Leute!

Doch blick' ich dann in mein eigen Herz; gesteh' ich mir ein, wie oberflächlich, trotz allem Austausch zärtlicher Gegenversicherungen, eigentlich meine Zuneigung für diese Personen insgesammt gewesen; denk' ich daran, wie häufig meine Eitelkeit und mein Stolz ihnen zu verstehen gaben, sie hätten es hoch zu schätzen, daß sie durch den intimen Verkehr mit einem Hause wie das unsrige ausgezeichnet würden; versetze ich mich in ihre Lage, und mach' ich mir deutlich, daß unser prahlerisches Betragen geeignet war, Neid und Mißgunst hervorzurufen ... dann absolvire ich sie und klage unsern Unverstand an.

Lieber Gott, braucht es denn immer erst so gewaltiger Mahnungen, bis man zu Verstande kommt?

November.

Vom 5. Sind das trübe Tage! Um vier Uhr müssen wir schon das Lämpchen anzünden, bei dessen mattem Scheine Mutter und ich nähen, um doch auch Etwas zu erwerben, um nicht hinter Paul zurückzubleiben. Es geht noch schwach damit, weil die Arbeit für verwöhnte Fingerchen gar grob ist; aber dafür ist sie einträglicher wie feine Näherei, wenn wir nur in der Uebung sein und sie rascher fördern werden. Frau

Ottmar hat sie uns zugewiesen, doch erst nach langer Weigerung. Die brave Frau fand es „solcher Damen“ unwürdig, dergleichen „Commißbeschäftigung“ zu übernehmen. Auch Mutter schauderte anfänglich zurück. Mein Entschluß gab den Ausschlag, und ich bereue nicht, daß ich es durchgesetzt habe.

Die Ottmar'schen sind auch darin gütig für uns, daß sie uns gestatten, Antheil zu nehmen an ihren im Ganzen eingekauften Provisionen, die wir im Einzelnen ungleich theurer bezahlen müßten.

Vom 12. Es war kindisch, daß ich wähnte, mit allerlei aus dem großen Schiffbruch geretteten Spielereien und zwecklosen Ueberresten moderner Eitelkeit unsere dürftigen Räume zu zieren. Jene Erzeugnisse des Luxus paßten so wenig zu der auf bescheidenste Ansprüche beschränkten Einrichtung, daß ihr Anblick mir wehe that. Jedwedes einzelne Stück trat als mein Ankläger auf. Wir haben uns kurz entschieden. Paul hat den ganzen Kram an einen Trödler losgeschlagen, freilich für ein Spottgeld im Vergleiche zu den hohen Preisen, die einst dafür gezahlt wurden. Der Ertrag reichte dennoch hin, für's ganze Jahr die Wohnungsmiethe zu berichtigen. Ottmar's ist dieser Vorschuß willkommen gewesen, und uns gewährt es Trost, den redlichen Menschen auch eine Gefälligkeit erweisen zu können. Ist mir doch, als fühlte ich mich jetzt noch einmal so heimisch im stillen Häuschen. Wie hübsch und traulich sitzt sich's darin bei dem abscheulichen Wetter! Wie friedsam verfließen die langen Abende, wie rasch, weil unser Fleiß sie verkürzt! Und

legt dann Paul seine Bücher bei Seite und kommt aus seinem Stübchen zu uns, . . . und ich stelle die Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf den Tisch! . . . ja, wir scherzen schon wieder; sogar die Mutter lacht bisweilen mit. Es giebt Stunden, wo mich bedünkt, wir hätten gar Nichts verloren.

Vom 20. Ob es andern jungen Mädchen in ähnlichen Verhältnissen ähnlich ergeht, wie mir's erging, daß sie sich gedankenlos vom Wirbel drehen und treiben lassen, ohne zur Besinnung und zur Erkenntniß ihrer selbst zu kommen? Ohne jemals zu erwägen, daß müßiges Wohlleben, leere Gefallsucht, bequeme Zeitverschwendung den höheren Bedürfnissen geistig begabter Wesen doch nicht genügen können? Daß uns Gott zu etwas Besserem geschaffen hat? Ich hatte mich bei'm Haschen und Jagen nach ermüdenden Vergnügungen selbst verloren; mich und meine Seelenkräfte. Ich sammle sie und mich, eingeengt, entbehrend, sinnend, und freue mich zeitweiligen Mangels, sobald es meinem Fleiße gelingt, ihn der Mutter zu verbergen. Wo sind die Migränen geblieben, die mich sonst so häufig plagten? Es fehlt mir an Zeit zum Kränkeln. Was ist aus den eingebildeten Nervenleiden geworden, gegen welche der Arzt ironisch-kopfschüttelnd Stahlbäder verordnete? Die Gesundheit des Körpers kommt auch der Seele zu Gute. Ich erfahre erst jetzt, was reine Heiterkeit ist, die ich nur dem Namen nach kannte. Ja, wäre nicht das wehmüthige Gedächtniß des unglücklichen Vaters . . . und genau betrachtet hat auch dieses etwas Wohlthuendes.

Ich darf mich trösten, daß sein sanfter Tod ein Glück für ihn gewesen ist. Er hätte sich in ein Dasein, wie wir es führen, nicht einleben; er hätte, belastet mit der Schmach, welche sein unwürdiger Sohn über das Haus gebracht, nicht existiren können. Vielleicht wäre gar Willibald's Schuld durch's Gesetz an ihm bestraft worden? Er ist sterbend gefänglicher Haft entgangen, der liebe Gott hat ihn zur ewigen Freiheit geführt. Mich aber hat Seine Gnade noch einmal in die Schule geschickt, damit ich nachhole, was ich bei meinen Lehrmeistern nicht erlernt hatte.

Vom 23. Es ist doch eigen! Wenn ich so neben der schweigenden Mutter, mit ihr um die Wette, in derben Stoff stichle; und wenn unzählige Bilder aus jener Zeit an mir vorüberfliehen, sich drängend, jagend, eins das andere verdunkelnd, da versinken plötzlich alle wieder in's Nichts; ich vermag sie nicht festzuhalten, weiß mich kaum zu erinnern an die Gesichtszüge derer, die uns am nächsten standen, mit denen wir den lebhaftesten Verkehr hatten. Doch Robert von Randlau macht sein Anrecht auf mich geltend. Ihn erblick' ich immer gleich deutlich im hellsten Lichte; sein Bild verwischt sich niemals; es mischt sich nie unter die übrigen; es steht fest und klar vor mir. Und hab' ihn doch selten gesehen! Nur einmal mit ihm gesprochen! Was bringt ihn mir nahe? Ist's, daß er sich als Paul's wahrer Freund gezeigt? Ja gewiß, deshalb acht' ich ihn. Daß er leiden muß für seine Treue! Deshalb bedaur' ich ihn. Doch diese dankbare Achtung, dieses Bedauern erklären nicht hin-

reichend, was ich für ihn empfinde; was ich schon empfand, bevor er noch Beweise seines seltenen Edelmuthes gegeben. Wäre mein Gefühl? ... Oh, ich will gern vermeiden, es tiefer zu ergründen. Fort mit allen Gedanken an ihn! Mögen sie noch so lieblich sein, sie können den Frieden der Seele nicht ersetzen, der vor ihnen zu weichen droht. Armuth — Entsagung — Arbeit! Die drei Worte bleiben meine Losung. Beglückte Liebe paßt nicht zu ihnen: und unbeglückte darf ich nicht in mir aufkommen lassen. Kein Seufzer darf die Mutter fürchten machen, ich ertrüge unser Geschick minder leicht und gern. Nur von meiner Heiterkeit nährt sich die ihrige; nur weil ich das Unvermeidliche fröhlich hinnehme, gewinnt sie Muth, sich geduldig zu fügen. Der erste Augenblick, wo sie mich wanken sähe, wäre der Beginn langen Elendes.

December.

Vom 12. Vergangenes Jahr erweckte der erste Tag des Christmonats eine Menge unbegrenzter Wünsche in mir, die ich auf langen Zetteln zusammenstellte, voll kühner Zuversicht, daß alle erfüllt werden müßten. Welche Masse ganz überflüssiger Gegenstände, die sehr viel gekostet und mir sehr wenig Freude gewährt haben! Und wie undankbar bin ich gewesen im hell-erleuchteten Saale, wo Tisch neben Tisch für uns geschmückt, von Geschenken überhäuft, aufgestellt waren, als mir dies und jenes nicht behagte, weil ich mir's anders gedacht hatte. Wie herzlos vernahm ich Paul's Bemerkung, daß an diesem Festabend

so viele arme Leute ihren Kindern gar Nichts schenken könnten; daß sie im Dunkeln frieren und hungern müßten, während bei uns unzählige Leckerbissen von unzähligen Kerzen beschienen wurden! „Solche Leute sind's nicht anders gewöhnt!" hab' ich ihm grausam erwiedert. Pfui über jene Bertha! Um wie viel schöner ist's doch in diesem Jahre! Kaum hatte sich Mutter gestern Abend zur Ruhe begeben, ging ich nach Paul's Stübchen, und wir begannen unsere kleinen Einkäufe zu besprechen, zu ordnen, unsere Vorbereitungen für den Christbaum zu treffen. Keine Nuß, kein Blättchen Schaumgold, kein Bogen buntes Papier, kein bemaltes Kerzchen, was nicht mit unseren mühsam erworbenen, zurückgelegten Pfennigen bezahlt wäre. Im Ganzen für etliche und vierzig Groschen Waaren. Das wird ein stattlicher Baum werden, den wir für die Mutter aufputzen wollen! Und dann müssen noch drei kleine Bäumchen angeschafft werden für die drei Kinder unserer blassen, kränklichen Nachbarin gegenüber. Die zwei Mädchen bekommen warme, dicke Jacken, von brauner Wolle gestrickt, und der Junge einen Rock aus Paul's altem Flausch zugeschnitten. Eine Jacke ist schon fix und fertig, an der zweiten fehlen nur noch die Aermel. Für den Rock des Jungen verlangt der Flickschneider im Eckhäuschen neben uns zwei und einen halben Thaler. Die treiben wir auch noch auf.

Vom 15. Paul hat Alles übernommen, was in's Gebiet der „Bastelei" schlägt, wie er's nennt, damit ich unterdessen meine Strümpfe für die Mädchen fertig bringe. Er schneidet Bildchen aus, klebt bunte Papier-

fahnen zusammen, versilbert Aepfel, vergoldet Nüsse und fügt Ketten aus kurzen Endchen Stroh auf dünne Fäden, an denen rothgefärbte Eierschalen mit kurzen Inschriften schweben sollen. Das glatte, gelbe Stroh nimmt sich beim Lampenlichte schon hübsch aus. Wie wird's erst glänzen, wenn all' unsere Wachskerzen leuchten! Er behauptet, das wäre seine Erfindung und prahlt damit. Ich bin ihm aber auf die Sprünge gekommen und hab' ihm auf den Kopf zugesagt, Strohketten- und Eierschalen-Schmuck gehöre ursprünglich den Kindern, die am Sonntage Lätare mit ausgeschmückten Nadelholzbäumchen von Haus zu Hause singen gehen. Da war er entlarvt, gab das Plagiat lachend zu und gestand mir endlich: er hätte als Knabe oft die unwiderstehlichste Lust verspürt, sich jenen Bettelsängern anzuschließen und mit ihnen gemeinschaftlichen Chorus zu machen! Damals, sagt' er, durften dergleichen Gelüste nicht aufkommen, weil wir für reicher Leute Kinder galten. Jetzt würd' es uns Niemand untersagen, doch ich fürchte, wir sind schon ein Bischen zu erwachsen. Oder hättest Du Neigung? fragt' er mich. Ja, erwiederte ich ihm, ich könnte mich entschließen, mit Dir vor die Thüren derjenigen zu treten und sie spöttisch anzusingen, die in unserem Hause zu schwelgen liebten und nach dem Tode des Vaters vergessen haben, daß seine Wittwe darbt Da wurde Paul sehr ernst und unsere Scherze verstummten.

Vom 16. Der Christmarkt steht in voller Blüthe. Ich hab' mich gestern Abend (um Paul's Ausdruck zu gebrauchen) „rechtschaffen vermummelt," mich möglichst

unkenntlich gemacht, und bin an seinem Arme durch die glänzend erleuchteten Reihen unzähliger Buden gegangen. Da begegneten wir dem alten Bürgersmanne, dessen Enkel auch Privatschüler meines Bruders sind. Der Mann ging ein Stückchen mit uns. Er schien wenig erbaut von all' der Herrlichkeit. „Sehen Sie," sprach er, „das ist ungleich schöner und großartiger wie vor Jahren. Es herrscht dabei Sauberkeit und Ordnung vor, und hat höheren Schick erhalten, der sonst nicht vorhanden war. Schon die gewaltigen Gasflammen geben der Geschichte einen gewissen Glanz. Und doch ist mir, wie wenn etwas fehlte, und ich denke mir: würde ich heute wieder ein Kind, könnt' ich nicht mehr empfinden, was ich als Junge empfunden habe, wo ich mich zwischen jenen ehemaligen, unregelmäßigen, meist ärmlichen, schwachbeleuchteten Budenreihen durchdrängte. Es kommt mir jetzt zu prächtig vor, zu sehr nach dem Lineal abgemessen, zu modern mit einem Worte. An den Begriff „Weihnachtsmarkt" knüpft sich in meiner Erinnerung ein Anschein von Dürftigkeit, der gewissermaßen dazu gehörte. Mir wären die Talgstümpfchen, die einst solch zusammengestoppelten Kram im Halbdunkel ließen, ungleich lieber als die flackernden Flammen, welche jetzt Tag aus Nacht machen. Man sieht zu klar, die Täuschung ist verschwunden, mit ihr der Zauber des Geheimnißvollen. Wir Jungen schlichen, wenige Groschen in der Tasche, schüchtern umher, höchlichst gespannt, was dafür zu haben sein werde. Unsere Nachkommen machen diese Angelegenheiten geschäftlich ab, gleich geübten Rech-

nern, die sich nicht verblüffen lassen. Die Ausstattung ist elegant geworden; das kindliche Vergnügen ist abhanden gekommen. Vor den Buden prangen die Firmen der Verkäufer, jeder Knabe weiß, wo ihre Häuser stehn, sie sind nicht (wie dereinst) aus dem Boden emporgestiegen, nur um Christmarkt abzuhalten und dann wieder zu verschwinden; sie sind wohlhabende, angesehene Leute, sie thronen im Strahle des Gases, das Licht strömt ihnen aus denselben Röhren zu, welche allabendlich die Straßenlaternen speisen. Da giebt's Nichts mehr zu entdecken, Nichts mehr zu erstaunen, sich verblüffen zu lassen . . . und war dies nicht die Hauptsache?" — So redete, wenn auch vielleicht in minder gewählten Worten, der einfache Gewerbsmann, und nachdem er geendet, fragte er, ob wir noch gedächten Einkäufe zu machen. „Die armen Kinder, uns gegenüber," antwortete ich, „sind bedacht; und weiter reichen die Kassen nicht!" — „Was schenken denn diese zwei großen Kinder ihrer Frau Mutter?" — „Die bekommt einen schönen Christbaum!" — „Sonst nichts?" — Wir schwiegen. „Das geht nicht," rief er aus; „wissen Sie was, Herr Zirner: ich hab' auch früher für Ihren seligen Papa gearbeitet (der Mann ist Sattler), und er hat mich prompt bezahlt. Hab' recht hübsch an ihm verdient. Jetzt müssen Sie sich mit meinen Enkeln quälen. Ihr Stundengeld wird Ihnen erst zu Ende des Monats ausgezahlt . . . der Mamma sollen Sie durchaus ein Geschenk machen. Kaufen Sie ihr, was sie ein Bischen freut! Nehmen Sie, was ich auf Abschlag gebe; Sie bringen's schon beim Unterrichte wieder ein." —

Eh' Paul sich besinnen konnte, hielt er etliche harte Thaler in der Hand, und der alte Sattlermeister hatte sich im Menschengewühl verloren.

Vom 20. Ich blätterte in meinem Tagebuche und machte die Entdeckung, daß sich fast Alles, was ich seit länger als drei Monaten darin eingeschrieben, um Geld und Geldangelegenheiten dreht. Im ersten Augenblick erschrak ich darüber; wollte mir Vorwürfe machen wegen einer so niedrigen Gesinnung. Müßte man nicht fähig sein, sprach ich zu mir selbst, sich über einen Gegenstand zu erheben, dessen Nichtigkeit grade mir doch recht klar eingeleuchtet, seitdem ich auf so traurige Weise belehrt worden, wie vergänglich und unzuverlässig die Macht dieses irdischen Götzen ist? — Aber bei näherer Betrachtung bin ich zu ganz entgegengesetzter Ansicht gelangt. Ich habe das Bewußtsein gewonnen, Geld und Gold sei nur dann verächtlich, wenn es uns für das Höchste gilt; wenn wir es als Mittel betrachten, ein geist- und seelenleeres Treiben durch seine Hilfe auszufüllen; wenn wir, was blindes Glück uns zuwendete, gedankenlos vergeuden, selbst- und genußsüchtig, ohne bessere Zwecke. Sobald das Geld aber mühsam, redlich erworben, gewissenhaft zusammengehalten, nur benutzt wird, entsagungsmuthig und pflichtgetreu ein genügsames Dasein vor äußerstem Mangel zu sichern; sobald wir im Kleinen gut machen, was wir einst im Großen verdarben; sobald an jedweder Kupfermünze die Erinnerung thätigen Fleißes haftet, verwandelt sie sich, ihrem inneren Werthe nach, in ein

schweres, reines Goldstück, die gemeine Prosa des Geldes schwindet, an ihre Stelle tritt die Poesie der Armuth.

Vom 25. „Heiliger Abend!" Es war der heiligste meines jungen Lebens. Die beschenkten Kinder lohnten uns durch ihr Entzücken. Unsere Mutter gestand, daß sie sich noch nie so beglückt gefühlt habe! Sie sei stolz, versicherte sie, auf Paul und Bertha; „sie verdiene gar nicht, solche Kinder zu haben!" Ach, welch' himmlischer Klang ertönte mir in diesem Weihnachtsliede!

Aber von wem kam das räthselhafte Geschenk, welches für Paul bei Ottmar's abgegeben worden ist? Ein Fabrikarbeiter hat es gebracht. Das kleine Packet hatte die Form eines Buches, als solches wies es sich denn auch aus, und wie Paul die Hülle öffnete, erkannte er die Geschichte von „Siebenkäs, Leibgeber und Lenette." Am Schlusse derselben ist die Zeile: „Und die Leiden unseres Freundes hatten ein Ende!" roth unterstrichen. — Von meinem Namensvetter Jean Paul, rief der Bruder, indem er mir's zureichte. Ich entdeckte, darin blätternd, den rothen Strich und bemerkte zugleich, daß Paul auch erröthete. Natürlich hab' ich vermieden, durch indiscrete Fragen ihn in Verlegenheit zu setzen. Lies Du's nur, sprach er, ich kenn' es schon! Da hab' ich denn gelesen und gelesen von zehn Uhr Abends bis jetzt, und je tiefer ich mich in diese Mischung von grellem Scherz und rührender Wehmuth hineinlas, desto deutlicher wurde mir der Gabe Sinn. Wer daraus nicht lernt, die kleinen Freuden der Armuth zu schätzen, der muß kein menschliches

Gefühl haben; und auch ihre Leiden lächelnd ertragen lehrt dieses Buch. Vielerlei in der Erzählung ist mir ungenießbar geblieben wegen seiner barocken Form; nur manches Humoristische hab' ich verstanden, manches hat mich abgestoßen. Aber der Kern ist göttlich; die Form ist ja nur Schale. An der inneren, weißen Seite des Einbanddeckels steht mit blassen Bleistiftzügen, weniger geschrieben als hingehaucht: „Suchet, so werdet ihr finden!" — Was mag das bedeuten? Bezieht sich's auf des Buches Inhalt? oder . . . ?

Vom 26. Paul hat das überklebte Blatt abgelöset. Darunter lag in feines Papier gefaltet ein Hunderthalerschein. Auf dem Papier stand, abermals kaum lesbar: „Für Mutter und Schwester!"

Mein Bruder entfärbte sich. „Nein, ich darf's nicht annehmen," flüsterte er, ging in sein Gemach, schrieb lange, begab sich zu Ottmar's hinunter . . . bald darauf sah ich ihn nach der Stadt eilen. Rührt die geheimnißvolle Sendung etwa von einem Mädchen aus unseren ehemaligen Kreisen her, die sich auch für den verarmten Sohn des Hauses noch interessirt? Es waren deren drei, denen er auf seine Weise den Hof machte. Von denen ist's keine; dafür bürg' ich . . . Eine gänzlich unbeachtete? Ein Blümchen, welches im Verborgenen blühete? . . . Gleichviel. Er hat Recht, dieses Almosen zurückzuweisen, denn ein solches ist's. — Dennoch thut er dadurch einem warmen Herzen vielleicht sehr weh!

Vom 30. Es hat ihn heftig angegriffen. Auch ist

er schon seit etlichen Tagen leidend und will's nicht Wort haben. Wenn er nur nicht ernstlich erkrankt! Gott erbarme Dich!

Vom 31. Mein liebes Tagebuch, für Dich wird mir im neuen Jahr wenig Zeit bleiben. Nur mit flüchtigen Worten soll festgehalten werden, was sich begiebt, damit ich einst, wenn wir die Noth überstehen, nachlesen könne, an welchem Tage dies und jenes Leiden mich beugte, an welchem (will's Gott) die Hoffnung bei uns wieder einkehrte!

Paul liegt schwer danieder, unser Arzt erklärt's für ein gefährliches Nervenfieber. Der gute Doctor! Schüchtern und verzagt bin ich in später Nacht bei ihm eingedrungen, zweifelhaft, ob er mich noch kennen wolle, die ihn so oft geärgert? Außer Athem von schnellem Laufen durch lange Gassen stürzte ich in sein Studirzimmer. Er empfing mich wie seine Tochter, ließ gleich anspannen, dankte für mein Zutrauen. Ja, es giebt gute Menschen!

Januar.

Vom 2. Gestern, am Neujahrstage, ist auch die Mutter krank geworden. Nun hab' ich vollauf zu thun. Ich wundre mich über meine Kraft, über meine Besonnenheit, die mich den Kopf nicht verlieren läßt. Gott ist in dem Schwachen mächtig.

Vom 13. Fast wird's mir zu viel. Unsere Mutter darf nicht erfahren, wie schlecht es um Paul steht; sie

will mich immer in ihrer Nähe haben. Und die Gärtnerin weiß sich mit meinem armen Bruder und seinen rasenden Fieberphantasieen keinen Rath.

Ich möchte immer bei beiden Kranken zugleich sein. Aber welche Wonne steht mir bevor, wenn sie genesen!... Nur etliche Stunden ruhigen Schlafes möcht' ich wieder einmal genießen.

Vom 15. Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Wie ich gestern Abend auf den Zehen von der schlummernden Mutter weg schlich, um nach Paul zu sehen ... wer saß am Bette? Sein Freund Robert! Ich erkannte ihn anfänglich kaum, weil er in Civilkleidern ganz fremd aussah. Doch als er mich anblickte, erkannt' ich ihn gleich! Er winkte mir entgegen, daß ich schweigen solle, und bedeutete mich, schlafen zu gehen. Frau Ottmar habe ihm gelobt, lispelte er, diese Nacht hindurch bei meiner Mutter zu bleiben; er werde Paul nicht verlassen; ich bedürfte endlich einmal ungestörter Ruhe. — Da gehorchte ich ihm. Sein treues Angesicht hat mich in Schlaf gelächelt, und ich bin wie neugeboren aufgestanden.

Vom 22. Paul's Fieber hatte gestern den höchsten Grad erreicht. Der Arzt sah bedenklich drein und mir entging nicht, daß er mit Robert zischelte. Ich hielt mich auf's Aeußerste gefaßt. Mitten in des Bruders tolle Phantasieen und quälende Visionen, wo er immer den seligen Vater gegen Willibald's boshafte Anfälle vertheidigen wollte, trat ein lichter Moment. Er schien bei klarer Besinnung, nannte Herrn von Randlau und mich

mit Namen, dankte für unsere Pflege mit brechender Stimme, ergriff unsere Hände und vereinigte sie. Wer mag einem Sterbenden widerstehen? Ich ließ ihn gewähren. Dann gab er mir unverständliche Aufträge für „sie!" Ich fragte ängstlich, wen er mit dieser „sie" meine. — Sie, sie, die mich liebt, wiederholte er mehrmals . . . und verfiel wieder in seine martervollen Träume.

Vom 23. Der Himmel sei gepriesen! Die Gefahr vorüber, Paul gerettet, schwört der Arzt.

Vom 24. So lange wir den theuren Bruder und Freund zu verlieren fürchteten, hat Herr von Randlau weder über sein Geschick, noch über seine Verhältnisse zu mir geredet. Er hat mit ausdauernder Hingebung sich der Krankenpflege geopfert, bestrebt, jegliche Mühe und Beschwerde mir abzunehmen, und ist, so zu sagen, aufgegangen in eifrigster Vollziehung ernster Pflichten, die er sich freiwillig auferlegt hatte. Gestern sprach er zum ersten Male von sich und gab mir zu hören, daß er, nach versöhnendem Ausgange seiner dienstlichen Angelegenheiten mit ehrenhaftem Abschiedszeugniß entlassen, eine gute Anstellung gefunden habe als Correspondent bei dem Besitzer großer Fabriken, welche unweit der Südvorstadt eine kleine Stadt für sich bilden. Es sei das gewissermaßen ein Vertrauensposten, den er indirect meinem Bruder verdanke. Das war mir unverständlich. Er setzte auseinander: sein rücksichtsloses Einschreiten für Paul sei Veranlassung dazu gewesen. Die Tochter jenes Herrn Richmann habe davon gehört, und sie

habe ihn dem Vater, der zunächst einen zuverlässigen Menschen gesucht, als höchsten Zutrauens würdig empfohlen. Ob sie und Paul sich persönlich kennten, wisse er nicht bestimmt; vermuthe jedoch, Auguste Richmann sei mit der im Delirium genannten „sie" gemeint gewesen. Auf meine Anfrage, wie sich sein hiesiges Krankenwärteramt mit dem jüngst übernommenen Amte eines Correspondenten vertrage, erklärte er, man habe ihm Erlaubniß dazu gegeben. Diese sei nun, mit der dringensten Gefahr, erloschen; er müsse sich voll verdoppelten Fleißes seinem Berufe zuwenden; denke jedoch, öfter eine Abendstunde bei uns zuzubringen, wofern mir seine Gegenwart nicht lästig werde. Ich hab' ihm erwiedert, wir würden uns herzlich freuen, wenn er seinen Freund so oft wie möglich besuche! Auf Paul's vielsagendes Zusammenfügen unserer Hände in der grauenhaften Fiebernacht hat er sich nicht die leiseste Anspielung erlaubt.

Vom 28. Mutter ist außer Bett; sie vermag schon mit mir an Paul's Lager zu sitzen. Er erholt sich langsam, aber, wie der Arzt meint, desto sicherer.

Februar.

Vom 1. Robert stellt sich pünktlich gegen Abend ein und erfrischt uns alle durch sein Gespräch. Was für schöne Stunden verdanken wir ihm! Sie wären noch schöner und heller, würden sie nicht bisweilen verdunkelt durch die aus der Ferne drohende Besorgniß vor der Apothekerrechnung. Unser großmüthiger Arzt, der für

seine Mühe Nichts fordern will, hat für's Erste dort gut gesagt. Jetzt geht es an stärkende Arzeneimittel. Auch ein oder zwei Spitzgläschen vom besten alten Ungarwein darf der Genesende täglich nehmen. Ich bin so glücklich gewesen, einige Flaschen des vorzüglichsten mit dem Gelde bezahlen zu können, welches mir der Goldarbeiter für meine letzten zwei Ringe gab. Jetzt trag' ich keinen Ring mehr. Wozu auch? Mutter und Paul achten nicht darauf. Robert's Scharfblick ist es nicht entgangen. Er scheint sich darüber zu freuen.

Vom 7. Die beiden Bürgerfamilien, deren Kinder Paul unterrichtete, haben unaufgefordert das Stundengeld für vergangenen Monat geschickt, und unser alter Freund vom Weihnachtsmarkt ist selbst gekommen, sich zu erkundigen, wie's dem Bruder geht.

Vom 9. Randlau ist ein guter, kluger, zartfühlender Mensch. Daß er mich wahrhaft liebt, davon hält sich auch Mutter überzeugt. Paul hat es ja längst gewußt, ohne daß Jener eine Silbe darüber zu sagen brauchte. Nun, mir ist's auch nichts Neues. Aber wie steht's denn mit mir? ... Alberne Ziererei! Mag es hier prangen in großen, festen Lettern: Ich lieb' ihn mehr als mein Leben! Und ich darf den Meinigen bekennen, was noch vor einem Jahre tief in's tiefste Herz hätte verschlossen bleiben müssen.

Ich darf's laut gestehen! Gesegnet sei unsere Armuth!

Vom 11. Ein neues, reines Blatt für das Ereigniß des gestrigen Tages. Auguste Richmann hat mich aufgesucht und ist ohne lange Einleitung auf die Sache

eingegangen, welche sie zu mir führte. „Ich will," so begann sie, „die Schwester eines jungen Mannes kennen lernen, an dessen Krankheit außer Ihnen, seiner Mutter und seinem Freunde wohl Niemand schmerzlicheren Antheil genommen als ich. Woher diese Theilnahme rührt, muß ich Ihnen eingestehen auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen. Mein Vater ist ein Mann, der sich kühn emporgearbeitet, mit Nichts große Unternehmungen gewagt, und umsichtig wie er ist, glücklichen Erfolg gewonnen hat. Geistige und gesellige Bildung besitzt er nicht, wohl aber Herz und Verstand. Ich bin aufgewachsen, wenig unterrichtet, mir allein überlassen, denn die Mutter starb nach der Geburt des zweiten jüngeren Bruders, und ich mußte vom zehnten Lebensjahre an bei den zwei kleinen Knaben ihre Stelle vertreten. Ich habe neben der Hauswirthschaft Mancherlei für mich gelernt, viel Gutes gelesen, doch von gesellig-verfeinertem Umgange schloß mich des Vaters Unbekanntschaft mit solchen Ansprüchen aus. Als ihm nun plötzlich der Gedanke aufstieg, eines wohlhabenden Mannes Tochter müsse sich der Welt zeigen, und als er mich auf einem halb öffentlichen Ball von vornehmerem Zuschnitt einzuschwärzen beschloß, fragte er nicht danach, ob ich mich zu benehmen wisse, ob ich tanzen könne, ob ich dahin passe. Er begnügte sich, mir anzukündigen, was er vorhabe.

Da stand ich nun im großen Kreise, wie ein geschmacklos aufgeputztes Opferlamm, verlassen, dem Gespött mitleidloser Stutzer preisgegen. Schön bin ich nicht, wie Sie sehen. Was an mir etwa erträglich ist, kann nur

Geltung erwerben, wenn die Statue sich belebt. Das that sie wahrlich nicht in dem Gewühle, welches mich nur schwindlich machte. Mehrere Tänzer wollten es dennoch mit mir versuchen. Einer nach dem andern gab mir unter höhnischem Vorwande den Laufpaß! Mein Vater bekümmerte sich nicht um mich; er war von Geschäftsfreunden in Anspruch genommen. Ich drückte mich gedemüthigt in eine Ecke; hätte am liebsten geweint.

Da fand sich ein Studiosus zu mir — ich wähnte, er heiße Fuchs, weil ich ihn vorher von andern Studenten so hatte anrufen hören — der setzte sich neben mich und sprach wohlthuende Worte:

„Es fehle mir an Uebung, sonst würd' ich eine leichte, elegante Tänzerin sein; es käme nur darauf an, daß mein Tänzer mir nachzuhelfen verstände; ich solle mich nicht grämen über die Ungezogenheit einiger Herren; und ob ich's nicht mit ihm versuchen wolle, um jene zu überführen, daß die Schuld an ihnen läge."

Wie bezaubert, ließ ich mich von ihm in die Reihen ziehen. Es gelang ihm wirklich, einige Male mit mir ohne Anstoß umherzuwalzen, dann rief er lächelnd: Nun ist unsere Ehre gerettet, und brachte mich wieder auf meinen Platz. Doch eh' er mich verließ, flüsterte er mir freundlich zu, ich möchte heute keine Aufforderung mehr annehmen und überhaupt keinen Ball besuchen, eh' ich nicht einigen Unterricht im Tanzen genommen. Ich will von nun an nie mehr tanzen, entgegnete ich lebhaft. Er sah mich erstaunt an. Welche wunderbare Umwandlung in Ihren Zügen! sprach er. Ich blickte verlegen zu

Boden. Er verbeugte sich und ging. Später, wie ich im Arme gesuchter Tänzerinnen ihn schweben sah, erkundigte ich mich bei einer älteren Frau in meiner Nähe, wer er sei. Er ist Ihnen nicht vorgestellt, sagte diese, und hat Sie dennoch aufgefordert? Das ist stark. Dergleichen erlauben sich nur solche übermüthige Geldmenschen. Er ist der Sohn des „Millionärs" Zirner.

Ich hatte sein Benehmen gegen mich ganz anders ausgelegt und habe seitdem, was ihn betroffen, mit Aufmerksamkeit dankbar verfolgt. Als ich erfuhr, wie sich ein Herr von Randlau für ihn geschlagen, und wie hart dieser unbemittelte Offizier büßen mußte, was er in feuriger Freundschaft gethan, suchte ich dem edlen Freunde durch meinen Einfluß auf den eigenen Vater nützlich zu werden. Das gelang. Dagegen mißrieth ein allerdings ungeschickter Versuch, Ihrem armen Bruder bisweilen die Sorge um Schwester und Mutter zu erleichtern. Er entdeckte die ungenannte Spenderin der ersten Sendung, die wahrscheinlich sein Ehrgefühl verletzte, und stellte mir den kleinen Beitrag für Ihr Hauswesen zurück. Das schüchterte mich ein. Diesmal wend' ich mich an Sie! An die gute Bertha, die meines Vaters guter, fleißiger Geheimschreiber und Vertrauter, unser von Randlau, verehrt gleich einer Heiligen. An Sie wend' ich mich, an die Schwester, und bringe in meines Vaters Namen den Antrag für Ihren Bruder Ihnen: Er möge Hauslehrer bei meinen Brüdern werden! Er soll, wenn er darauf eingeht, unbeschränkte Freiheit

für seine Person behalten — das bitt' ich besonders hervorzuheben! — soll in Allem sein eigner Herr sein. Und er darf auf des Vaters Erkenntlichkeit, als auf die eines schlichten, rechtschaffenen Mannes rechnen. Bringt Herr Paul Zirner unsere Jungen vorwärts — und es sind lenksame, begabte Burschen — dann wird für ihn . . . doch das mag Vater mit ihm besprechen. Mich lassen Sie dabei gänzlich aus dem Spiele! Von Augusten rede Bertha nicht. Sie dürfen als Anstifter dieses Planes Herrn von Randlau bezeichnen und werden keine Unwahrheit sagen." — — — So sprach Auguste Richmann.

Was wird mein Paul beschließen?

Vom 12. Paul hat angenommen! Die ersten Zeilen, die er mit zitternder Hand wieder zu schreiben versuchte, enthalten die Zusage an Herrn Richmann.

Vom 14. Robert ist wie verwandelt durch Paul's raschen Entschluß. Es ist eine Zuversicht über ihn gekommen, die er bei uns niemals gezeigt. Er hat sogar um eine Unterredung mit meiner Mutter gebeten.

* *
*

Hier schließen die uns zugänglichen Excerpte aus Bertha's Tagebuche. Der Erzähler hat noch zu berichten:

Ein Jahr, nachdem Paul Zirner als Hauslehrer bei Richmann's eingetreten war, im Monat März, ging seine Schwester Bertha mit Robert zum Traualtare.

„Wie schön der Myrthenkranz ihr läßt!“ sagte Frau Christine Ottmar zu ihrem, ebenfalls in der Kirche anwesenden Manne.

„Und,“ setzte dieser hinzu, „die weiße Camellie vor der Brust! Ja, wer weiß, ob sie heute copulirt würden, hätte mein Baum vergangenes Jahr nicht zu spät geblüht!“

Beim Festschmause, den Vater Richmann gab, und bei dem er neben Mutter Zirner saß, stieß er mit dieser an: „daß wir über's Jahr noch eine Hochzeit feiern!“

Auguste, die es vernommen, wurde purpurroth. Paul wollte heimlich an seinem Glase nippen. Seine Schüler tranken ihm zu: „Prosit, Herr Schwager!“

Robert hielt Bertha's Hand in der seinen und flüsterte ihr zu:

„Hätt' ich zu ahnen gewagt, da ich Dir die Blumen zum Kranze brachte, daß ich noch so glücklich werden könnte! Bist Du's denn auch?“

„Welche Frage, mein Freund! Aber lass' uns nie vergessen, daß wir dieses unverdiente Glück der Armuth verdanken. Und lass' uns, auch vor ihr geschützt, immer ihre kleinen Freuden festhalten. Nur sie beglücken dauernd.“

Was ist des Deutschen Vaterland?

Es war meines Bedünkens erst im Jahre acht und vierzig, daß dieses Lied wieder aufkam, nachdem wir es vor einem halben Menschenalter auf allen Turnplätzen, bei jeder Versammlung der Burschenschaften erklingen gehört. Deshalb konnte sich ein Norddeutscher, der im April achtundvierzig zufälliger Weise nach Oesterreich reisete, nur schwer in die unersättliche Begeisterung finden, womit immer und immer wieder diese melodische Frage aus tausend und aber tausend Kehlen um ihn herum ertönte und sogar den Schlaf des ermüdeten Reisenden bei Nachtzeit brüllend unterbrach, wenn eine Schaar politisch-durchgebildeter Jünglinge das nahe gelegene Bierhaus verließ und beim Rasseln mächtiger Schleppsäbel sich — mit nicht allemal klaren Tönen — nach einem Lande erkundigte, welches man in voller Unschuld für ein schon entdecktes gehalten, welches nun aber auf einmal wieder abhanden gekommen zu sein schien. Soll ich's ehrlich bekennen, das liebe Lied erinnerte mich, wie es da auszog, einem irrenden Ritter ähnlich, auf große Verbesserungen, gewaltige Eroberungen, erhabene Thaten, an einen gewissen Don Quixote von la Mancha, der sich rüstet, sämmtliche Ungleichheiten irdischen Daseins auszugleichen, dabei aber, wie uns Cervantes versichert, in bester Meinung sehr viele Ungerechtigkeiten, Albernheiten, Dummheiten begangen und veranlaßt haben soll, deren künstlerisch-meisterhafte Auf-

zählung sinnige Leser heute noch belustiget. Besagter Don Quixote erfreute sich bekanntlich eines Schildknappen, eines Sancho Pansa, der auf kleinem Esel als verkörperte Prosa des hohen Ritters erhabenen und poetischen Wahnsinn ironisch parodirt, ohne dies selbst zu wollen und zu wissen. Im Jahre achtundvierzig übernahm das sogenannte „Fuchslied" offenbar die Stelle des Sancho Pansa. (Ich rede immer noch von Oesterreich.) Während der Ritter auf stolzer Rosinante unermüdlich neue Erkundigungen einzuziehen bemüht blieb, „was des Deutschen Vaterland sei" und, mit seinen eigenen, sich selbst gegebenen Antworten nicht zufrieden, immer unentschiedener wurde, wo er es suchen, wie er es finden solle, während er, von romantischen Schwindeln befallen, die abenteuerlichsten Streiche probirte, innerlich unklar über deren rechten Zweck, kannte Sancho Pansa (oder das Fuchslied) diesen Zweck ganz genau. Denn es hielt sich an Realitäten, freute sich der glücklichen Errungenschaften: des nächtlichen Kneipens; des forcirten, unfreiwillig-freiwillig-gegebenen Credites; der aufgelöseten Ordnung in Schule und Leben; vorzüglich aber des Rauchens auf der Gasse, des freien, unverkümmerten Brand- und Rauch-Opfers, welches mit wohl- (?) riechenden Wolken die Göttin der Freiheit umsäuseln durfte. Solcher materiellen Vergnügungen voll, fragte es nach seines ritterlichen Vorkämpfers Idealen nur wenig. Auf jedes noch so ernst gemeinte: „was ist des Deutschen Vaterland?" respondirte es sein resolutes: „Bei Hall' steht eine Mühl'!" und: „was kommt da

von der Höh'!" Als lohnte sich's übrigens weiter nicht der Mühe, sich um Höhen und Tiefen und all' den Plunder zu bekümmern, erklärte es kurz gebunden sämmtliche außer ihm befindliche irdische und überirdische Verhältnisse, wie Persönlichkeiten (eigene Familienglieder nicht ausgenommen) für ledern. „Der lederne Herr Papa!" „die lederne Mamma!" Alles ledern!

Auch dieser Sancho Pansa, dieses Fuchslied, war dem norddeutschen Studenten etwas Altes, Abgelebtes. An die naiven Modulationen desselben knüpfte sich etwa nur ein katzenjämmerlicher Morgentraum vom ersten (hoffentlich letzten) Bierrausche beim Fuchs-Commers. Aber wer hätte wohl, da man schrieb achtzehnhundert und siebenzehn, vorahnen können, daß jener abgedroschene Gesang unserer Ur-Ur-Großväter, der „Hallenser," solche Bedeutung gewinnen werde im Jahre der Gnade achtundvierzig? habent sua fata, — nicht nur libelli, auch gassenhaueri.

Sei's um den Gassenhauer! und trabe Sancho Pansa mit seinem Eselein fürbaß! Wir haben's mit dem Ritter zu schaffen, mit dem großsinnigen Don Quixote: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Und will ich etwa diese Frage eine Don Quixoterie nennen? Gott bewahre mich vor der Frechheit! So gewiß unser alter, frommer Arndt ein echter Deutscher ist; so gewiß sein Name jedem redlichen Deutschen heilig bleibt; so gewiß bleiben es auch seine reinen, kräftigen Lieder, und dies Kernlied obenan.

„Heilig" hab' ich geschrieben? Warum denn

nicht? Mir fällt dabei Lavater ein, — Lavater der Protestant — der an Friedrich Stollberg bei Gelegenheit von dessen Uebertritt zum Katholizismus in einem herrlichen Briefe spricht: Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehlst. Werde ein Heiliger, wie Borromäus. Ihr habt Heilige, ich leugne es nicht. Wir haben keine; wenigstens keine, wie Ihr habt. —

Also doch auch Heilige, wenn schon keine christkatholischen? Also doch auch Heilige durch reinen Wandel, seltene Tugend, gottähnlichen Werth? Und wenn dann ein Mensch den Ruf eines solchen (sei mir der Ausdruck gestattet) weltlich-Heiligen verdient, wer mehr als E. M. Arndt, an dessen Erdenwandel, verfolge man ihn durch ein langes Leben aus der Heimath des schwedischen Pommerns bis an die Ufer des Rheines, auch nicht ein Stäubchen, auch nicht die Spur eines Makels haftet! Einer von den wenigen Tugendhaften, zu denen wir arme Sünder vertraulich aufblicken können und auch gern wollen, weil sie von ihrer Tugend weder Profession machen, noch Andere verdammen. Dieser preiswürdige Mann hat gefragt, was des Deutschen Vaterland sei? Und das Lied, in welchem die wichtige Frage poetisch durchgeführt wird, hab' ich mit dem irrenden Ritter von la Mancha verglichen. Ist das nicht sträflich?

Ich denke nicht; weil ich mir denken kann, daß jener närrische Kauz, bevor das Lesen alberner Ritterromane ihn zum phantastischen Narren machte, ein hochbegabter, edelgesinnter Jüngling gewesen ist. Späteren partiellen

Wahnsinn bei Seite, ist er ja auch noch immer ein muthiger, das Beste wollender Mann geblieben: seine Zwecke sind im Grunde rein und schön; nur die Mittel, deren er sich bedient, stempeln ihn zum Tollhäusler. Und mögen wir noch so laut über seine verrückten Streiche lachen, wir müssen ihn daneben immer bedauern — und verehren.

Arndt's Lied an und für sich, wie er es sang und meinte, ist so klar, hell, edel, wie Alles, was er gab. Der Mißbrauch hat es entweiht; falsche Auslegung und Anwendung hat es für, Gott sei Lob! kurze Zeit zum Losungswort unsinnigen Aufruhrs gemacht. Was kann der Dichter dafür, daß die es damals brüllten, blind und taub waren? Denn blind und taub ist Jeder, mag er sonst noch so begabt sein, dem das heiße, aufgeregte Blut vor Augen und Ohren sauset; dem es die Fähigkeit besonnenen Urtheils raubt. Besonders in jungen Jahren. Auch will ich gern zugestehen: ich möchte Nichts zu schaffen haben mit solchen Menschen, denen nicht zur Zeit, wo sie Jünglinge wurden und waren, ihr wallendes Blut wonnevolle Täuschungen vorgespiegelt hätte von einem einzigen, großen, nach Außen gewaltigen deutschen Kaiserthume; die nicht daneben geschwärmt hätten für unerreichbare Ideen im Reiche der Unmöglichkeiten; die nicht ihre beneidenswürdig-seligen politischen Flegeljahre durchgemacht hätten, sollten sie dabei sogar von „Republik" geträumt haben! O diese muß man durchmachen. Und wehe Dem, der als alter Herr auf die Welt kam; der seine Flegeljahre überging! Er wird sie nachholen

müssen; — weshalb es auch so viele alte Flegel gab und giebt. Ja, man ist blind und taub. Man will mit dem Kopfe durch die Mauern rennen. Das schadet auch Nichts; wenn nur bei Zeiten noch die Einsicht erwacht, daß Mauern fester sind, als Menschenschädel. Blind und taub waren Diejenigen, die Arndt's Lied so auslegten, als habe der Dichter darin aussprechen wollen, was sie fälschlich hineinschoben oder herausschrieen. Blind und taub waren Jünglinge und Knaben, denen es nicht übel zu nehmen ist von wegen des heißen wallenden Blutes. Taub und blind auch waren deren Führer, denen es sehr übel zu nehmen ist, weil Eitelkeit und freche Ehrsucht, oder Neid und Habgier bei diesen die Stelle des heißen Blutes übernahm; wofür es keine naturgemäße Rechtfertigung mehr giebt.

Unverständiger ist noch kein Gedicht interpretirt worden.

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol? ꝛc.
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich?" ꝛc.

Wo um Alles in der Welt läßt sich da auch nur ein Buchstabe entdecken, der auf Umsturz der Monarchieen, auf republikanische Faseleien hindeutete? Im Gegentheil: sämmtliche fragende Strophen — (auch die sechste, mit ihrem unverhüllten Schmerze über äußere Zerrissenheit und zugleich deren historischen Ursprung bezeichnend,)

wollen weiter Nichts, als die friedliche und befriedigende Antwort herbeiführen:

„So weit die deutsche Zunge klingt!“

Der Dichter, tief empfindend, wie unheilbar jene Trennung ist, welche verschiedene deutsche Stämme südlich und nördlich scheidet, weiset auf den gemeinsamen Mittelpunkt einzig-möglicher Versöhnung und Vereinigung, auf die innere Heimath der Geister hin. „So weit die deutsche Zunge klingt,“ — was kann und soll das heißen, als: überall wo deutsche Wissenschaft und Kunst, deutscher Sinn und deutsches Streben, deutsche Anerkennung fremder Verdienste, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, wo deutsche Zunge und Sprache leben, gelten, wirken, da soll des Deutschen Heimath sein und bleiben. Und wäre diese gebunden an irdische Grenzen, von Gebirgen, Flüssen, Zollschranken gezogen? Wäre das eigentliche, innerlichste Deutschthum abhängig vom Scepter des Regenten? Wären Diejenigen keine Deutsche mehr, die über fremde Länder, Ströme, Meere hinaus diese ihre Heimath behalten und bewahren wollten? Klinger, der Dichter eines „Conradin,“ kein Deutscher mehr, weil er in St. Petersburg russische Cadetten erzog? Winckelmann, Platen, Overbeck keine Deutschen mehr, weil sie italienischen Himmel suchten, um zu lehren, zu dichten, zu malen, — zu sterben? Klopstock kein Deutscher, weil er dänische Pensionen empfing und unter dänischer Herrschaft begraben ward? Alexander von Humboldt kein Deutscher

mehr, da er Frankreichs Hauptstadt zum Aufenthalte wählte, um von dort seiner Wanderungen wissenschaftliche Ergebnisse in einer europäischen Weltsprache der staunenden Welt zu verkünden? Johannes von Müller kein Deutscher, der an Jerome Bonaporte's improvisirtem Throne weilte? Herder kein Deutscher, wie er in Riga begann, seines Geistes Morgenstrahlen leuchten zu lassen? Jene unzähligen Freunde, Gönner, Kenner deutscher Muse in endlosen Gefilden von Mitau bis Astrachan? Die Professoren in Dorpat, die Akademiker in Moskau keine Deutsche? Raupach, Trinius in Petersburg keine Deutsche? Die Sachsen in Siebenbürgen keine Deutsche? Der gekrönte Schätzer unserer Literatur, Leopold von Coburg kein Deutscher, seitdem er König der Belgier hieß? Mozart, weil er für Mailand Opern schrieb? Gluck, weil er in Paris gegen Piccini kämpfte und siegte? Händel, weil er das Londoner Haymarket-Theater dirigirte und God save the King componirte? Mozart, Gluck, Händel keine Deutsche? Ist nicht recht wie für diese Drei dem Verse: „So weit die deutsche Zunge klingt," der andere beifügt:

„Und Gott im Himmel Lieder singt?"

Das haben sie gethan, so wahr sie Deutsche blieben und sind! Wollt Ihr Deutschland nur in deutschen Ländern suchen? Nun, Ihr guten Leute, so sagt uns erst: wie weit erstrecken sich diese in Eurer Geographie? Sind die Deutschen jenseits der Oder und Weichsel keine Deutsche mehr, sobald sie zwischen Polaken hausen?

Oder sind sie es dennoch; — ei, könnt Ihr dann Jene über Niemen und Düna und weiter hinaus verleugnen? Oder seid Ihr gesonnen, Esthland, Kurland, Livland ihrer gegenwärtigen Regierung zu entreißen, um die deutschen Einwohner in Eure Weltbeglückungsanstalt aufzunehmen? Ich hege keinen Zweifel, daß dergleichen Heldenthaten Eurer großen Republik wahres Kinderspiel sein würde, (wenn sie selbst überhaupt mehr als Kinderspiel würde) — nur wähnt nicht, den Bewohnern der Ostseeprovinzen viel Vergnügen dadurch zu bereiten. Sie würden sich höchst wahrscheinlich dahin erklären: gute russische Unterthanen und dabei ebenso gute Deutsche zu bleiben, wie sie gegenwärtig sind. Ja, bessere Deutsche, als Viele, die bei gewissen Gelegenheiten gegen ihre deutschen Brüder im Großherzogthum Posen stimmten, oder gar Jene, welche äußerten, man müsse Herrn Ledru-Rollin herbeirufen, um .... Genug davon!

Was würden etwa die in Deutschlands Herzen heimischen, zum Selbstbewußtsein ihrer Nationalität erweckten und erwachten Slaven denken, wenn man ihnen in consequenter Durchführung Eurer Principien ihr Slaventhum, im besseren Sinne, das heißt: ihre Geschichte, ihre Literatur, ihre Poesie abstreiten, unterdrücken wollte, weil sie (bisher von deutschen Herrschern regiert) sich jetzt Eurer Demokraten-Herrschaft fügen müßten? Würden sie sich das gefallen lassen? Wie?

Ist Böhmen nicht des Deutschen Vaterland, der

dort, von Deutschen geboren und erzogen, zum Deutschen aufwuchs? Ist Prag nicht des slavischen Böhmen Vaterstadt auch? Und können Beide nicht, der Slave wie der Deutsche, ihre innere, ihre Geistes- und Herzens-Heimath, Jeder die seinige, gleich innig lieben?

Es giebt nur ein Deutschland, welches unvergänglich, untheilbar ist und bleibt:

„Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt;
Das ist des Deutschen Vaterland!"

Wo theilhabender Genosse an unserer Sprache Schatz, vom Mark des Wissens kräftig genährt, von immergrünen Zweigen aus unserem Dichterwalde geschmückt, von Häuslichkeit und reinlicher Ordnung gefällig umgeben, von treuer Freundschaft und uneigennützigem Wohlwollen durchdrungen, in bescheidenem Selbstgefühl, der Mensch den Menschen lieben gelernt ohne jenen abgeschmackten Dünkel und Nationalhochmuth, den uns andere Völkerschaften häufig so starr und abstoßend in's Gesicht werfen, vermeinend, sie wären aus besserem Teige geknetet, als Adam.

Wer Deutschlands Zertheilung in viele kleinere Fürstenthümer für ein Unglück betrachten will . . . , mag er! Ja, mag er auch, besonders wenn er im Geiste und im Herzen ein guter Preuße ist, die unerschütterliche

Hoffnung festhalten, daß Preußen dereinst der großen Pflicht, dem hohen Berufe nachkommen werde, die vielfach getrennten Länder durch besonnene Kraft-Entfaltung zu einem deutschen Lande zu machen.

Ob jedoch Preußens Zuwachs an Kraft, — weise derselbe noch so entschieden auf Deutschlands Vereinigung hin, — Denen gerade willkommen sein dürfte, die jetzt am lautesten nach einer solchen schrei'n? Ob sie, wenn es zu „großen Thaten" kommt, nicht die „Zersplitterung" in kleine ohnmächtige Regierungen wieder zurück wünschen werden, weil eben diese Ohnmacht ihnen freieren Spielraum zu revolutionairen Umtrieben gestattete? das ist eine andere Frage! —

Von denen, die sich treue Preußen nennen dürfen, sieht durch gegenwärtige Vielköpfigkeit sich Keiner verhindert, ein Deutscher zu sein oder zu werden, wie Arndt's Hymnus ihn haben will. Und richte endlich der unbedingte Gegner jener Staatseinrichtungen seinen Weg, nach welchem der kleinen Ländchen er wolle! . . . In allen, auch in den allerkleinsten, wird er eine Bildung, eine Theilnahme für Besseres, eine Anmuth der Geselligkeit, eine Gastfreundschaft deutscher Gattung finden, welche wahrscheinlich in diesem Grade nicht vorhanden wären, hätte nicht eben das Walten kleiner Residenzen neben manchem unvermeidlichen Uebelstande auch so viel Gutes hervorgerufen und befestiget. Es war merkwürdig genug; und wer in den Tagen der Anarchie durch verschiedene deutsche Fürstenthümer zu reisen genöthigt

war, konnte aller Ecken und Enden dasselbe wahrnehmen: neben der hirnlosesten, sich selbst überstürzenden Neuerungswuth und Gier nach allgemeinen leeren Begriffen und Zuständen — den peinlichsten Conservatismus für die nächsten heimischen Verhältnisse! Haß, Neid, Verleumdung gegen die Fürstenhäuser; — daneben ängstlich-kleinstädtische Besorgniß für Bewahrung tausend wichtiger Vortheile, die an jene Häuser sich knüpfen. Heute: wildes Geschrei nach Abschaffung des Adels, der Todesstrafe, der Orden, nach Beschränkung des Besitzes, Verminderung der Civilliste, verbunden mit drohendem Geheule „was ist des Deutschen Vaterland," — „Schleswig-Holstein meerumschlungen," — „Heckerlied," nebst obligater Katzenmusik! — Morgen: lange Gesichter bei dem Gerüchte, der Hof stehe im Begriffe, das Ländchen für immer zu verlassen, und der Fürst sei Willens zu abdiciren, wenn es so fortgehe. Da erwachte auf einmal der bis dahin verhöhnte, geringgeschätzte, eigenthümliche, locale Patriotismus. Nicht allein Eigennutz und Selbsterhaltungstrieb; nein, auch wirkliche angestammte Treue und Anhänglichkeit riefen zornig aus: Was? **** isch sollen wir werden? Gott behüte, *** isch will ich bleiben, wie mein Vater seeliger!

Und das ist deutsch, Ihr Herren Gleichmacher.

Ob es löblich sei oder nicht? Darüber wag ich nur in meinem Herzen mit mir zu verhandeln, und mit Euch am Wenigsten möcht' ich mich auf einen Streit darüber einlassen. Daß es aber deutsch ist; daß in dieser be-

schränkten, leicht zu bespöttelnden, dennoch liebenswürdigen Pietät das eigenthümlich-deutsche Wesen besteht; daß daraus, wie aus engbegrenzter Schale einer unscheinbaren Frucht jene ehrfurchtgebietenden Bäume empor gewachsen sind, die den heiligen Eichenhain deutscher Treue bilden, und in deren Schatten deutsches Gemüth waltet; diese Ueberzeugung wird kein Spott aus mir herausspotten.

Darin sind wir gerade Deutsche, daß wir es sein können und dürfen, ohne daß wir deshalb aufhören müßten, Oldenburger, Mecklenburger, Hamburger, Lübecker, Bremer, Weimaraner, Hannovraner, Baiern, Oesterreicher, Sachsen, Preußen zu sein. Daß wir Deutsche bleiben wollen in Geist, Seele, Gemüth; daß wir aber auch die Farben tragen, unter denen wir aufwuchsen; die Farben, mit denen die Vorzeit in Glimpf und Schimpf, in Krieg und Frieden, in Schmach und Ehren, in Leben und Tod unserer nächsten Heimath Hallen bekleidete. Wie diese gemischten Farben vereiniget einen ruhmkündenden Regenbogen über Gottes grüne Erde zu spannen vermögen, haben wir Alten miterlebt, als wir in den Jahren Dreizehn, Vierzehn, Fünfzehn unsere Kugelbüchsen auf die Schulter hingen. Und wollen wir jene Periode die Glanzperiode äußerer deutscher Einheit nennen und rühmen, so dürfen wir dabei immer nicht vergessen, daß der vereinigten Deutschen Mehrzahl darauf ausging, ihre Specialitäten möglichst unangefochten aus dem Kriege zu retten und sie nach dem Siege wieder hübsch zu son-

dern. Dürfen auch nicht vergessen, daß in Tagen traurigster Entzweiung Deutsche, vom französischen Weltherrscher angeführt (!), gegen Deutsche wütheten, wovon heute noch in schmerzhafter Erinnerung alte Narben nachbluten; daß aber, bei All' Dem, in jener schmählich-jammervollen Zeit unser inneres Deutschland in seiner geistigen Bedeutung, in seiner eingeborenen Treue gar herrlich blühte.

Haben wir preußische Jünglinge und Knaben minder geglüht für den Dichter unserer Jugend? Haben wir Schiller minder angebetet, weil seine Landsleute unsere Bauern gemißhandelt? Wir haßten die Bundesgenossen des Feindes als Feinde und lernten ihres Landsmannes Verse auswendig. Deutschland lebte fort in uns. Deutschland lebte in den Wiener Bürgern, die vor des französischen Gesandten Hôtel ihren Kaiser leben ließen; die für ihn zum Kampfe sich rüsteten. Deutschland lebte in Fichte, Schleiermacher, Steffens, Heinrich von Kleist, Max von Schenkendorf u. A., die, von lauernden Spionen umgeben, des ewigen Reiches Dauer verkündigten. Dies Deutschland kann nicht untergehen, so lange Recht und Gesetz walten. Deutschland müßte untergehen, wenn Empörung mit roher Willkür Gesetz und Recht unter ihre Füße träte und aus vielen Monarchieen ein Durcheinander machte, in welchem Dreißig-Tausend herrschen würden, statt Dreißig; und wo dann zärtliche Nachbarn aus Osten und Westen leichtes Spiel fänden, ein Jeder sich

seinen Fetzen abzureißen. Dann wäre die schwarze Stunde gekommen, vergeblich suchend zu jammern: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Und die Antwort müßte lauten: „Der Anderen Beute!“

Jetzt dürfen wir noch mit Arndt singen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Ja, das ganze Deutschland!

Ein ganzes Deutschland giebt es für Jeden, der deutsches Wissen ehrt, deutsche Sprache liebt und übt. Es reicht, so weit jene reichen, wirken, bilden, binden.

So lautete der Vortrag, den ich vor fünf Jahren im Musiksaale der Breslauer Universität hielt, und der mir heftige Anklagen verschiedener, auch wohlwollend gesinnter Berichterstatter in öffentlichen Blättern zuzog. Ich konnte mich darüber mit gutem Gewissen beruhigen; denn, eben so innig wie ich stets durchdrungen gewesen bin von der Ueberzeugung, daß aus einem geistig-einigen Deutschland zu rechter Zeit sich auch ein politisch-einiges entwickeln und der Welt künftig einmal denselben Respect vor irdischer Gewalt einflößen müsse, den jenes ihr bisher durch geistige Gewalt eingeflößt; — eben so sicher habe ich dem Glauben gelebt, daß ein solches Deutschland nur von demjenigen Staate ausgehen könne, der ja längst in Pflege der Wissenschaft, der Kunst, in musterhafter Verwaltung allen übrigen als nachahmungswürdiges Beispiel vorleuchtet.

Ja, ich hielt die Meinung fest und habe sie immer

und überall rücksichtslos und laut verfochten, daß nur von Preußens Herrscher, energisch und consequent geleitet, nicht aber angeregt vom confusen Durcheinandergeschrei unklarer Idealisten oder gar eigensüchtiger Aufrührer, dieses große Unternehmen begonnen werden dürfe. Jede Ueberstürzung durch willkürlich-gewaltsamen Fortschritt, mit anderen Worten „durch Empörung der Masse," hab' ich gefürchtet; denn „gut Ding will Weile haben." Und damals schon, als mich die Deutschland-Einigkeits-Schwätzer wegen meiner, der „Zeitströmung entgegenstrebenden" Gesinnungen verketzerten; damals schon, als nicht nur Gegner, sondern sogar werthe Freunde mich verhöhnten wegen meiner Schwärmerei für Preußen und dessen Regierung, hab' ich gesungen und drucken lassen*):

Ich bin ein Preuße, steht in manchem Haupte,
Als Wahlspruch für des geist'gen Lebens Macht;
Und wer an Preußens große Sendung
glaubte,
Der schwankte nie; auch nicht in tiefster Nacht.
Wir wollen Deutsche bleiben!
Doch laßt's uns niederschreiben
Mit schwarzer Schrift in reines, weißes Feld,
Denn Preußen ward zu Deutschlands
Hort bestellt.

---

*) Siehe: Gedichte, fünfte Auflage, pag. 604.

Ich bin ein Preuße, steht auf unsern Fahnen.
Bei Fehrbellin, bei Roßbach, Waterloo
Schwang sie die Hand viel ruhmgekrönter Ahnen.
Der Enkel schwing' am Tag' der Schlacht sie so!
Sei's, daß der Neid uns grolle,
Und komme, was da wolle!
Wir halten fest, wir stimmen sterbend ein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.

Diesen Glauben hab' ich aufrecht gehalten, als Kleingläubige, von Ungläubigen und Uebelgesinnten eingeschüchtert, in die allzuverbreiteten, oft boshaften Verdächtigungen einstimmten, die ringsumher durch Schrift und Rede hervorgerufen wurden; hab' es nicht nur für ein unbestreitbares Recht, sondern auch für die heiligste Pflicht Preußens gehalten, sich „den Großmachtskitzel" nicht vertreiben zu lassen; habe manchen Strauß bestanden; bin keinem aus dem Wege gegangen. Dessen darf ich mich heute rühmen, wo gar Viele die schwarz-weiße Fahne schwingen, die vor einigen Jahren über Alles schimpften, an Allem zu mäckeln wußten und Menschen meiner Art für bornirte Reactionaire ausschrieen.

Nach der Schlacht bei Sadowa thaten sie freilich, wie wenn sie niemals abgefallen wären. — — —

Mit unserm Arndt hat dieser Aufsatz begonnen; mit ihm soll dieses Buch schließen; mit der Strophe, die er nicht gar lange vor seinem Tode mir als Gedächtnißblatt sandte:

„Vom Norden weht der Hauch des Lebens
Durch unser heil'ges, deutsches Land,
Und jeder Zug des kühnsten Strebens
War stets vom Nord zum Süd gewandt.
Die Weltgeschichte hat Magneten,
Die dreht kein Zank des Tages um;
Nordmänner, wagt es vorzutreten,
Und macht die kleinen Kläffer stumm!"

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Nicolo Paganini	1
Das Kinderspital in Prag	17
So entstehen Gerüchte	35
Pius Alexander Wolff	43
Auch eine Tänzerin	66
Louise Neumann	73
Clara Schumann	82
Eine wahre Geschichte	85
Das Schillerjubelfest	102
Jean Paul	119
Graf Anton Alexander Auersperg	127
Rede zum dritten August 1863	138
Dr. Johann Kunze	142
Die Freuden der Armuth	151
Was ist des Deutschen Vaterland?	249

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Karl v. Holtei's Erzählende Schriften.

Gesammt-Volks-Ausgabe. Miniatur-Format.

37 Bände. Elegant broschirt. 11 Thlr. 12 Sgr.

In 14 engl. Leinwandbände eleg. gebd. 14 Thlr. 27 Sgr.

Auch einzeln sind dieselben, und zwar zu nachstehenden Preisen zu haben:

Kriminalgeschichten.

6 Bände. Broschirt 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Schachtelnatz. — Ein Mord in Riga. — Bella. — Schwarzwaldau. — Der Meineid. — Die Töchter des Freischulzen. — Das wär' der Henker. — Frau Hart. — Der Taubstumme. — Die Kröten-Mühle. — Der Handkuß. — Das hölzerne Haus.

Noblesse oblige.

Roman in 3 Bdn. Brosch. 1 Thlr. Gebd. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ein Schneider.

Roman in 3 Bdn. Brosch. 1 Thlr. Gebd. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Vagabunden.

Roman in 3 Bdn. Brosch. 1 Thlr. Gebd. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Eselsfresser.

Roman in 3 Bdn. Brosch. 1 Thlr. Gebd. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Christian Lammfell.

Roman in 5 Bdn. Brosch. 1 Thlr. 7½ Sgr. Geb. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Vierzig Jahre.

6 Bde. Brosch. 4 Thlr. Gebd. 4 Thlr. 22½ Sgr.

Der letzte Komödiant.

Roman in 3 Bänden. Brosch. 1 Thlr. Gebd. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Kleine Erzählungen.

5 Bände. Brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Gebd. 2 Thlr. 5 Sgr.

Inhalt: Iduna. — Der Katzendichter. — Ein vornehmer Herr. — 's Muhme-Leutnant-Saloppel. — Die Dorfkirche. — Jakob Heimling und seine Frau. — Der Kanarius. — Tetenemequilitzki. — Der Baumfrevel. — In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. — Der Dohnenstrich. — Treue Liebe macht schön. — Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Schauspielers. — Das Harfenmädchen. — Das Hundefräulein. — Das Bild ohne Gnade. — Die Rose ist erblüht. — Die Sängerin.

Supplement:

Noch ein Jahr in Schlesien. Anhang zu den „Vierzig Jahren."

2 Bände. Brosch. 20 Sgr.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holtei, Karl <<von>>,

Charpie Eine Sammlung vermischter Aufsätze

Bd.: 2

Breslau 1866
P.o.germ. 644 ht-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111510-5